

NIEDERÖSTERREICHISCHE

WOHNBAU
FORSCHUNG

SCHRIFTENREIHE

BAND 3

IN NÄCHSTER NÄHE.

Ein Handbuch zur
Siedlungskultur in
Niederösterreich



IN NÄCHSTER NÄHE

Ein Handbuch

zur Siedlungskultur

in Niederösterreich

SABINE POLLAK · EDELTRAUD HASELSTEINER · ROLAND TUSCH

SABINE POLLAK · EDELTRAUD HASELSTEINER · ROLAND TUSCH

IN NÄCHSTER NÄHE

Ein Handbuch
zur Siedlungskultur
in Niederösterreich

Schrittenreihe der Niederösterreichischen Wohnbauforschung Band 3
Mit Mitteln der Wohnbauforschung des Landes Niederösterreich
gefördertes Forschungsprojekt F-2079

ORTE architekturnetzwerk niederösterreich

IMPRESSUM

HERAUSGEBER

Amt der NÖ Landesregierung, F2-A,B Wohnbauförderung/Wohnbauforschung
Landhausplatz 1, 3109 St. Pölten, Telefon 02742/9005-14033
(durch die NÖ Landesakademie)

REDAKTION

NÖ Landesakademie, Bereich Umwelt und Energie
Neue Herrngasse 17A, 3109 St. Pölten, Telefon 02742/294-17429

ORTE architekturNetzwerk niederösterreich

Dr. Walter Zschokke

INHALT, KONZEPT

ORTE architekturNetzwerk niederösterreich

DI Dr. Sabine Pollak, DI Edeltraud Haselsteiner, DI Roland Tusch
Steiner Landstraße 3, 3504 Krems-Stein

GRAFIK

Ingeburg Hausmann

LEKTORAT

Mag. Gabriele Haselsteiner-Vesely

DRUCK

RiegelNIK Offsetschnelldruck, Piaristengasse 19, 1080 Wien
Wien, im Februar 2002

ISBN 3-901967-15-X

Besonders bedanken für die inhaltliche und organisatorische Unterstützung sowie für die Bereitstellung von Unterlagen möchten wir uns bei den Bauabteilungen der Gemeinden Niederösterreichs, bei ORTE, dem niederösterreichischen Architekturnetzwerk, dabei insbesondere bei Dr. Christiane Krejs, Heidrun Schlögl, Dr. Walter Zschokke, DI Konrad Schermann und DI Gerhard Lindner, bei der Niederösterreichischen Landesregierung insbesondere bei Landeshauptmann-Stellvertreter Liese Prokop für die Zurverfügungstellung von Fördermitteln, die eine Realisierung dieses Projektes erst ermöglichten, bei Hofrat DI Schörghuber für die Projektbegleitung und bei der Landesakademie Niederösterreich danken wir insbesondere Dr. Georg Schörner für die Zusammenarbeit bei der Erstellung und Präsentation der Publikation. Weiters bedanken wir uns bei Mag. Gabriele Haselsteiner-Vesely und Ingeburg Hausmann für die ausdauernde Unterstützung durch Lektorat und Grafik. Für die wertvollen Informationen und Gespräche bedanken wir uns namentlich bei Familie Brandstätter, bei Architekt Gernot Rausch und bei allen weiteren, die mit ihren Hinweisen und Informationen wesentlich zum Gelingen beigetragen haben.

Sabine Pollak
Edeltraud Haselsteiner
Roland Tusch

Die vorliegende Arbeit dokumentiert die Siedlungsentwicklungen in Niederösterreich seit der Industrialisierung. Aus unterschiedlichsten verdichteten Wohnbauformen wurden bestimmte Qualitätsmerkmale herausgefiltert, die bis heute Bestand haben. Das erforschte Wissen zum verdichteten Wohnbau und zur Siedlungskultur in Niederösterreich soll in Form dieses kompakten Handbuches allen an der Planung Beteiligten zugänglich gemacht werden und eine wichtige Grundlage für den kommenden Wohnbau in Niederösterreich bilden.

Der Wohnbau im 21. Jahrhundert ist nicht mehr vorrangig von ökonomischen Notwendigkeiten bestimmt. Das freistehende Einfamilienhaus ist heute für viele erschwinglich und prägt das Erscheinungsbild in den Randzonen vieler niederösterreichischer Gemeinden. Ein verantwortungsvoller Umgang mit den vorhandenen Ressourcen verlangt jedoch mehr als je zuvor nach einer verdichteten Siedlungsentwicklung. Dieses Forschungsprojekt setzt einen wichtigen Impuls in Richtung eines neuen, qualitativen Wohnbaus.

Für die Realisierung neuer Projekte brauchen wir die Zusammenarbeit mit jungen PlanerInnen und ArchitektInnen und für neue Ideen aufgeschlossene Gemeinden, Wohnbaugenossenschaften und Bauträger. ORTE, das Architekturnetzwerk Niederösterreich, engagiert sich seit vielen Jahren für eine zeitgemäße Baukultur unseres Landes und es freut mich besonders, dass ich im Rahmen meiner Möglichkeiten dieses Projekt unterstützen durfte.

Liese Prokop

Landeshauptmann-Stellvertreter
Vorsitzende NÖ Wohnbauforschungsbeirat

TRAUMHÄUSER

Werte, Visionen, Ästhetik, Struktur, Funktion, Umwelt, Klima	9
Bild und Bildlichkeit im Wohnen	9
Das eigene Haus	11
Pflanzentröge und Putzfarben, Versuche einer Individualität	12
In nächster Nähe: das Handbuch	13

I WERKSIEDLUNGEN

Werte, Visionen, Ästhetik, Struktur, Funktion, Umwelt, Klima	17
Das Wiener Becken	18
Region Gloggnitz	19
Das Traisental	20
Das Waldviertel	21
<i>Von der Vereinssiedlung zur Josefstadt</i>	24
Werte, Visionen, Ästhetik, Struktur, Funktion, Umwelt, Klima	27
Elemente einer Werksiedlung	28
Ensembles: zum Beispiel...	33
<i>Die Gartenstadt</i>	44
<i>Die Arbeiterwohnstadt</i>	47
<i>Das Arbeiterwohnhaus</i>	52
Werte, Visionen, Ästhetik, Struktur, Funktion, Umwelt, Klima	55
Generalsanierung	56
Erneuerung und Rekonstruktion	57
Umnutzung ehemaliger Industrieanlagen	61
<i>ArbeiterInnenwohnhäuser auf den Weltausstellungen</i>	62
Werte, Visionen, Ästhetik, Struktur, Funktion, Umwelt, Klima	65
Qualitäten ehemaliger ArbeiterInnensiedlungen und ihre Relevanz für heutige Bauaufgaben	66
Wohnen im Wandel: Telearbeit und Home Office	69

II KLEINHÄUSER

Werte, Visionen, Ästhetik, Struktur, Funktion, Umwelt, Klima	71
Siedeln als Programm des Wiederaufbaus	73
Häuser für ein kleines Budget	76

III REPRÄSENTATION

Werte, Visionen, Ästhetik, Struktur, Funktion, Umwelt, Klima	83
Balkon	85
Fassade	90
Fenster	92
Eingang	95
Weitere Repräsentationselemente	97
Werte, Visionen, Ästhetik, Struktur, Funktion, Umwelt, Klima	101
Siedlung Krems Lerchenfeld	102
Fischamend Heimstättensiedlung	108
Traisensiedlung	113

WOHNSCHEIBEN	119
Gloggnitz Bahnhofstraße	120
Krems Arbeitergasse	122
Hainburg Krüklstraße	128
<i>Auslagerungsstätten von Wohnungen</i>	132
IV VERDICHTUNG	
EINFÜHRUNG	135
Vorläufer	136
Wohn- und Siedlungsbau als Instrument politischer Propaganda	137
Dichtes Bauen als ökonomische Notwendigkeit (Wiederaufbau 1945–1955)	139
Qualitäten und Kriterien der Akzeptanz	140
<i>Werkbundsiedlungen</i>	148
MINIMALHÄUSER	151
Böhlerwerk 1957–59	152
Mauer 1957–58	154
DIE GEWAGTEN 68ER	157
Schrambach 1967	158
Ternitz 1968	160
Gloggnitz 1968–72	162
Reihenhausmodelle Tulln	164
VON HAUS AUS SOLIDE	167
Waidhofen an der Thaya 1973–74	168
Zwettl 1974–75	170
Amstetten 1976–77	172
DIE GROSSEN INDIVIDUALISTEN	175
Horn 1978	176
Tulln 1979–80	178
Eggenburg 1982–85	180
Wohnprojekte – Wohnkonzepte	182
EIN HAUS AUS DER „LAGUNE“	187
Gneixendorf 1997–98	188
Allhartsberg 1999–2000	190
Mistelbach 1999–2000	192
Vom Rückblick zum Ausblick	194
<i>„Dichte“ in den Niederlanden</i>	198
V THEMENWOHNEN	
THEMENWOHNEN UND DER TRAUM VOM BESSEREN LEBEN	201
Wohnen an Badeteichen	204
Leopoldsdorf	205
Oberwaltersdorf	207
VI ROUTEN	
REISEROUTEN	211

FÜR DEN WOHNHAUSBAU IST ARCHITEKTUR DIE ZWEITWICHTIGSTE GRÖSSE

Die generellen Ziele für nachhaltige Wohnbaukonzepte: weniger Baulandverbrauch, sparsamer ausgelegte Infrastruktur und zwanglose nachbarschaftliche Siedlungsmuster stehen unter den meisten Fachleuten außer Streit. Schwierigkeiten bereitet eher die allgemeine Akzeptanz der Konsequenzen bei potenziellen BewohnerInnen, da Wünsche und Einsicht nicht zusammenkommen. Aufklärung tut daher not. Allerdings lassen sich in wenig bis unbekanntem Terrain kaum die richtigen Kultivierungsschritte entwickeln. Nach den anregenden Impulsen des von ORTE im Jahr 2000 initiierten und organisierten Symposiums über Wohnbau stellte sich daher die Frage nach dem Stand der diesbezüglichen Verhältnisse in Niederösterreich. Um in dieser Hinsicht nicht zu dilettieren, wurde die Ausgangsbasis eines wissenschaftlich gesicherten Erkenntnisstandes angestrebt. Mit gewichtiger Unterstützung des Landes ging das Team unter der Leitung von

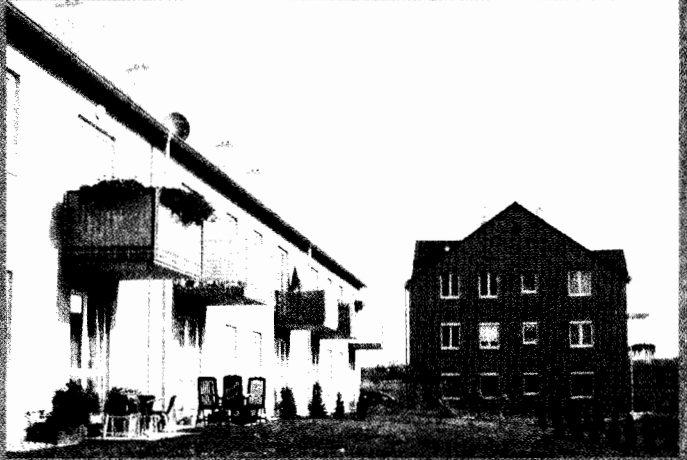
Dr. Sabine Pollak diese Aufgabe äußerst sorgfältig an. Der nicht bloß in planerischer Hinsicht, sondern auch volkskundlich sensible Ansatz destilliert neben Siedlungs- und Wohnhaustypologien ebenso Strukturelemente und Details verdichteten Wohnens aus dem umfangreichen Material vorhandener Anlagen. Die Qualitäten historischer und jüngerer Beispiele zeigen denn auch, wie das Wohnen im 20. Jahrhundert zunehmend kultiviert wurde, und durchaus weiterhin werden kann. Dabei spielen das „Einwohnen“ und der Umgang mit veränderten Prämissen keine geringe Rolle.

Das Forschungsergebnis beweist, dass neben sehr vielen städtebaulich, architektonisch und sozial nachdenklich stimmenden Beispielen im vielgestaltigen Niederösterreich auch zu diesem Thema ein unerwarteter Reichtum existiert; dass es eine vielfältige historische Erbschaft zu entdecken gilt, die heutigen PlanerInnen größerer Wohnanlagen mehrheitlich unbekannt ist, die sogar oft verkannt und deren Qualitäten bei „Erneuerungen“ leider nicht selten gefährdet sind. Für Neuplanungen muss daher ein Lernen von gut funktionierenden Anlagen der Vergangenheit erst ermöglicht werden, indem sie uns zur Kenntnis gebracht werden. Für diese Aufgabe eignet sich die nun vorliegende Wohnbau-forschungsstudie bestens. Sie bietet zudem Antrieb zu architektonischem Ehrgeiz, der über das Befriedigen plattester Bedürfnisse hinausgreift. Die planenden ArchitektInnen sollten jedoch auf eigene Anschauungen nicht verzichten. Dazu vermag sie dieses „Handbuch der Siedlungskultur“ sachkundig anzuleiten.

Walter Zschokke

ORTE architekturnetzwerk niederösterreich

SABINE POLLAK



Wohnkaser in Retz

TRAUMHÄUSER

WOHNEN UND DER TRAUM VOM EIGENEN HAUS

Eine Einleitung

Jeder Traum vom Wohnen hat mit ganz individuellen Vorstellungen darüber, wie dieses Wohnen auszusehen hat, zu tun. Jede dieser Vorstellungen wiederum ist vor allem von Gewohnheiten geprägt: von der Art und Weise, wie man aufgewachsen ist, von den regionalen Besonderheiten, die eine ganz spezifische Wohnart bedingen und letztlich von jenen Bildern, die über Einrichtungskataloge und Magazine Wohnräume künstlich kreieren.

In den Anfängen bürgerlichen Wohnens des 16. und 17. Jahrhunderts bezeichnete das Wort „wonen“ unter anderem einen permanenten Ort zu besetzen, gleichbleibende Verhältnisse zu schaffen sowie Gewohnheiten zu pflegen. Es beschrieb also die Gewohnheiten sowie den Ort, um diese Gewohnheiten zu pflegen und setzte eine permanente Besetzung dieses Ortes voraus. Wahrscheinlich sind die Gewohnheiten, die träge Lust am Gleichbleibenden, sich Wiederholenden und daher Vertrauten sowie ein Denken in Kontinuität und Permanenz auch jene Gründe, warum wir bis heute ein Modell eines Wohnens konstruieren, das sich prinzipiell seit Jahrhunderten nicht verändert hat und seit jeher den landläufigen Vorstellungen einer abgeschiedenen Privatheit entspricht - ein hierarchisches Schema zwischen öffentlichem Eingang, halb-öffentlichem Flur, repräsentativen Wohnräumen und intimen Schlafräumen.

Dieses Konzept privaten Wohnens beruht auf gesellschaftlichen Konventionen, die im 16. und 17. Jahrhundert vorerst durch persönliche Gegenstände einer besonderen Intimität formuliert und später durch das Prinzip der Trennung von Individualräumen räumlich fixiert wurden. Heutige Konventionen des Wohnens manifestieren sich vor allem in vorgefertigten Wunsch- und Idealbildern, die mit Wert, Status und Image zu tun haben, und sie werden auch durch solche Bilder transportiert: der Begriff der „idealen Familie“, die Vorstellung von einem „eigenen Heim“, die genaue Trennung zwischen dem Ort der Arbeit und dem Ort des Wohnens, die Abgrenzung der privaten von den öffentlichen Angelegenheiten, erhöhte Sicherheit und mehr.

Bild und Bildlichkeit im Wohnen

Um nun das gewohnte Modell des Wohnens und das gängige Konzept des Privaten verwirklichen zu können, bedienen wir uns einer ganzen Reihe alltäglicher und meist banaler Vorkehrungen, die wir als vertraute und selbstverständliche Einrichtungen privaten Wohnens voraussetzen. Zu diesen Vorkehrungen zählen der Zaun mit Gartentor, Namensschild und eigener Postkasten, die an den Zaun



Einfamilienhäuser in Bernhardtthal

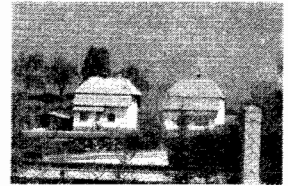
anschließende, breite und dichte Thujenhecke, das gepflegte Stück Vorgartenrasen mit Bepflanzung, die Terrasse mit Sitzgarnitur, Schirm und Grill, der Balkon mit rustikaler Holzverschalung, das große Panoramafenster mit Geranien für gezielte Einblicke in das repräsentative Innere, farblich auf den Außenputz abgestimmte Fensterläden sowie die große Garage mit eigener Zufahrt und automatischem Kipptor: sie realisieren das, was allgemein von dem Konzept der Privatheit erwartet und medial in Bildern vermittelt wird, sie erhöhen den Komfort des privaten Wohnens und sind notwendige Applikationen für eine individuelle Gestaltung an den sonst meist identischen Häusern, um das eine Haus vom nächsten Haus differenzieren und um Individualität präsentieren zu können. Dass gerade jene Applikationen wie Balkongeländer, Fensterbalken, Gartenzaun, Sitzgarnitur und Hausbeleuchtung fast ausschließlich als serielle Produkte aus Katalogen mit einem meist geringen Angebot an Stilmischungen entstammen, ist dabei vollkommen nebensächlich. Bedeutsam ist die individuelle Freiheit eines Arrangierens der Teile, eine oft liebevolle handwerkliche Ausgestaltung von kleinen Details sowie eine sorgsame Behandlung von sichtbaren Oberflächen.

Die größte Bedeutung dieser Applikationen und Vorkehrungen zur Erzeugung von Individualität liegt jedoch im Bildlichen. Als Sinnbild und Inbild in einem stillen sie den scheinbar Jahrhunderte überdauernden und von kulturellen und regionalen Merkmalen nahezu unabhängigen Wunsch nach dem „Eigenen“ im Wohnen – den Wunsch nach dem „eigenen Haus“. Die Reihe emblematischer Details des „Eigenen“ setzt sich auch in den Interieurs fort. Der offene Kamin mit den Fotos am Gesims, die gebauschten Wolkenstores über dem großen Blumenfenster, gestickte Decken mit Sinnprüchen, Souvenirs, die von Urlaubsreisen und dem „nach Hause kommen“ zugleich zeugen sowie repräsentative Bilder an den Innenwänden, die oft von Bildern an den der Straße zugewandten Außenwänden begleitet werden – Stillleben, Berglandschaften, Bäume und Wälder, Seen und Tierdarstellungen, Emblem an Emblem. Solche nur scheinbar marginalen Details und Applikationen zeugen von mehr als einem bloßen Wunsch nach dem Eigenen. Sie repräsentieren eine kollektive Sehnsucht nach dem Idealbild eigener Häuslichkeit schlechthin, dem Bild eines allseitig von einem Garten umgebenen, freistehenden Einfamilienhauses. Erst wenn sich das Wohnen nach allen Seiten abgegrenzt hat, von anderen Häusern distanziert ist und die Vertrautheit und das Heimelige durch ein Ausschließen all dessen, was fremd ist garantiert, entspricht es diesem Bild eines geborgenen, gemütlichen Heims, umgeben von gezähmter Natur, eingefasst in die markierten Grenzen der Umzäunung und geschützt durch den dicken und dichten Vorhang der Hecke.

Mehr als je zuvor vermittelt auch heute gerade dieses Bild das Emblem des Beständigen, des Bewährten und des Bekannten. Keine Serie, keine Reihe, kein Turm, keine Scheibe und kein Block wird diesem vertrauten Bild jemals auch nur annähernd entsprechen. Das reduzierteste und zugleich ultimative Emblem der eigenen Häuslichkeit passt auf eine Tafel, deren Fläche nicht größer als eine Hand ist, die eigene Adresse mit der eigenen Hausnummer. Sie repräsentiert das Recht auf ein eigenes Stück Land und auf ein Stück eigener Atmosphäre.

Das eigene Haus

Neben den Emblemen des Vertrauten spielen in der Verbreitung des Wunsches nach dem eigenen Haus auch das Ansehen, der Rang und die Wertschätzung, die mit freistehenden Einfamilienhäusern verbunden sind, eine wichtige Rolle. In den meisten der ländlichen Gemeinden, in denen die sich nur durch wenige Details und Applikationen unterscheidenden Häuser meist ohne Bezug und Konnex herumstehen, herrscht ein Gesetz der Unveränderbarkeit von Bedingungen. Freistehende Einfamilienhäuser stehen unter einem unausgesprochenen Schutz, der sie gegen jeden Angriff verteidigt und einer Tabuisierung gleichkommt. Wie bei allen Tabus entbehrt dieser Schutz jeder rationalen Begründung, erscheint jedoch all jenen, die von dem Tabu unmittelbar betroffen sind, selbstverständlich. Deshalb muss der Baugrund, der von Eltern an Kinder weitergegeben wird, von diesen selbstverständlich auch angenommen und mit einem Haus bebaut werden, muss das von den Eltern oft in jahrzehntelanger und mühevoller Wochenendarbeit gebaute Haus dann erwartungsgemäß von den Kindern bewohnt werden, und muss der als Mitgift oder Erbe geschenkte Bausparvertrag in Form eines eigenen Hauses umgesetzt werden. Über den Wert des Hauses, über die Bedeutung des Familienerbes oder über die in das Haus investierte Arbeit wird so auf jüngere Generationen moralischer Druck ausgeübt, dem sich diese nur schwer entziehen können. Dass man, wenn man es sich leisten kann, in einem freistehenden Einfamilienhaus wohnt, wird in peripheren Rändern von Städten und kleinen Orten in ländlichen Gebieten als eine unwiderrufliche Entität akzeptiert und bildet die Voraussetzung für die allgemeine Akzeptanz in jeder Gemeinde. Bis heute werden in kleinen Orten jene, die nicht in einem freistehenden Haus wohnen, oft geringschätzig als diejenigen aus der „Siedlung“ oder aus dem „Block“ bezeichnet. Sich selbst ein Haus zu bauen ist eine Frage des Prestiges, und zwei in das Haus integrierte Garagen sind eine Frage des Status. Prestige und Status steigen, wenn zweispurige Erschließungsstraßen zwischen den Häusern sich in asphaltierten Hauszufahrten fortsetzen, die weite, nackte Schleifen zwischen dem manikürten Rasen ziehen und durch eine überwachte Toreinfahrt mit Kugel-



Häuserpaar bei Böhlerwerk

leuchten oder stilisierten Figuren flankiert werden. Je größer die Distanz zum nächsten Haus, desto größer wird die Bedeutsamkeit des eigenen Hauses. Die den Luxus aristokratischen Schlosswohnens imitierenden Versatzstücke, die in Baumärkten für die Vorfahrt in Einfamilienhäusern angeboten werden, zeugen von der ständigen Sehnsucht nach einer wachsenden Bedeutsamkeit.

Eine Kritik am freistehenden Einfamilienhaus käme einer schlimmen Verletzung des Tabus gleich, und deshalb wird die Frage nach Alternativen oft gar nicht erst gestellt. Dem Druck, den die Familie über das Haus und den Baugrund ausübt, entspricht der politische Druck, den WählerInnen auf Gemeinden ausüben, denn Baugründe und Häuser bedeuten auch WählerInnenstimmen, und die enormen Aufschließungskosten bis zum letzten Baugrund außerhalb des Ortes werden in Kauf genommen, weil sie zugleich die politische Macht sichern. Einfamilienhäuser sichern zudem auch ein bestimmtes Publikum, denn der physischen Abgrenzung freistehender Einfamilienhäuser durch Zäune, Hecken und Fensterbalken entspricht die soziale Ausgrenzung all dessen, was außerhalb des Eigenen und Bekannten steht sowie das Fernhalten all dessen, was fremd und unbekannt ist. Freistehende Einfamilienhäuser garantieren also auch soziale Kontrolle. Einfamilienhaus versus Siedlung, Garten versus Balkon, eigene Adresse versus Türnummer.

Pflanzentröge und Putzfarben, Versuche einer Individualität

Die Suche nach verdichteten Formen des Wohnens, nach alten und neuen Formen des Siedelns und nach neuen Konzepten privaten Wohnens, die über das freistehende Einfamilienhaus hinausgehen, scheint also von vornherein problematisch und nahezu unmöglich. Das Problem liegt jedoch weniger an der Vermessenheit des hedonistischen Wunsches nach dem eigenen Haus mit eigenem Garten, das Problem liegt eher in der Missachtung der Vielschichtigkeit dieses Wunsches. Wenn verdichtete oder kollektive Formen des Wohnens angeboten werden, so wird in der Regel nie nach den Hintergründen von Wünschen und Sehnsüchten gefragt, sondern die notwendigen Embleme des eigenen Hauses werden einfach durch neue Embleme, die eine vordergründige Individualität erzeugen sollen, ausgetauscht. Die Oberfläche größerer Wohngebäude wird dann meist durch eine seltsame Camouflage aus Versatzstücken bedeckt, die nur dazu dienen, die gleichförmige Form durch Anreichern mit Formfragmenten und Farben zu tarnen. Farbe ist das einfachste und billigste Mittel, um einzelne Wohnungen in Blöcken oder Zeilen so voneinander abzugrenzen, als wären sie durch Zäune begrenzt. Die Trennlinien zwischen Pastelltönen von Lindgrün, Blassorange und Hellrosa simulieren die Projektionen von Grundstücksgrenzen und vermitteln Einzigartigkeit in den sonst gleich-

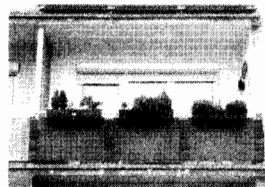


Wohnhäuser in der Landschaft von Ganserndorf



Wohnhochhäuser in Felixdorf

förmigen Aneinanderreihungen und Stapelungen. Eine leichte Versetzung der komprimierten, meist dreigeschossigen Etagenhäuser soll zur Auflockerung beitragen und Raum für den Gartensatz schaffen, kleine, wie übriggebliebene Vorgärten, die mit Bodendeckern belegt werden, da angenommen wird, dass sich ohnehin niemand um deren Pflege kümmern will. Die letzte Geste einer Identität und Individualität verbleibt meist in der Ausgestaltung der Balkone. Hier vermitteln rustikale Pflanzentröge mit sich konkurrierender Blumenpracht, geblühte Sonnenschirme, Schilfmatten als Blickschutz, Wagenräder und Jagdtrophäen Bilder bunter Wohnphantasien in komprimiertester Form. Diese kleinen Refugien erzählen oft mehr als alles andere von der Sehnsucht nach dem Privaten, dem Intimen, dem Vertrauten und dem Eigenen. Kleine Schuppen, die manchmal auch heute noch hinter Blocks und Zeilen angeordnet sind oder winzige, einzelnen Wohnungen zugeordnete Schrebergärten zeugen oft zudem von Freiräumen, die auf kleinstem Raum maximale Vielfalt durch individuelle Verfügbarkeit entstehen lassen.



Balkon in Hainburg

Vielleicht lassen sich gerade in solchen Merkmalen Vorgaben und Bedingungen für neue Formen verdichteten Wohnens finden, vielleicht stellt sich aber auch gar nicht so sehr die Frage nach einer neuerlichen Privatheit und einer neu zu definierenden Intimität, sondern vielmehr auch die Frage nach einer möglichen Kollektivität zukünftigen Wohnens. Auch wenn Siedlerbewegung, Eigenarbeit, Kleingärten, Werkstattgebäude, Vereinshäuser und Gemeinschaftskindergärten sentimentale Relikte vergangener Zeiten sind, liegen dennoch zukünftige Möglichkeiten vielleicht gerade in einer Neudefinition einer Kollektivität, die sich von Sentimentalitäten genauso wie von Vorurteilen befreit hat. Verdichtung heißt zwar, gewisse Kompromisse eingehen zu müssen, Kompromisse sind jedoch immer auch die Verhandlungsbasis für Kompensationen. Und diese bedeuten meist auch die Verfügbarkeit von neuen Freiräumen.

In nächster Nähe: das Handbuch

In der Forschungsarbeit werden verschiedene Parameter und Möglichkeiten einer Verdichtung von Wohnraum untersucht. Dieser Untersuchung wurden unter anderem drei grundsätzliche Fragestellungen vorausgeschickt:

Wie kann Wohnen so verdichtet werden, dass der natürliche Raum vergrößert und die Wohnqualität zugleich gesteigert wird?
 Welche Qualitäten hatten Wohnkonzepte der Industrialisierung, lassen sich diese noch ablesen, und gibt es heutige Interpretationen dieser Qualitäten?

Welche Möglichkeiten einer individuellen Aneignung und Darstellung bieten verdichtete Wohnformen, und gibt es Elemente, die sich vom Einfamilienhausbau in verdichtetes Bauen übersetzen lassen? Anhand dieser Fragen und anhand gewählter Themen wurden beispielhafte Wohn- und Siedlungsformen seit der Industrialisierung untersucht, die Alternativen zum freistehenden Einfamilienhaus bieten und bestimmte Vorteile und Qualitäten des Einfamilienhauses auch in verdichteter Form übersetzen. Die Dokumentation dieser Beispiele soll einerseits historisches Material aufarbeiten, andererseits sollen zugleich die Qualitäten von spezifischen räumlich-kulturellen Teilen und Orten Niederösterreichs beschrieben werden, um auch spezifische Parameter für zukünftige Verdichtungen im Bauen zu ermöglichen. Die Untersuchung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, und an Stelle einer vollständigen Aufarbeitung aller Siedlungen wurden wenige Beispiele herangezogen, um diese genauer untersuchen und beschreiben zu können. So wurden einerseits Beispiele aus vergangenen Epochen ausgewählt, da sie Merkmale einer bestimmten Qualität zeigen, die heute nicht mehr möglich scheint wie etwa kollektive Wohnformen des Werkwohnungsbaus. Sie haben fast alle ihre frühere Bedeutung verloren, vermitteln aber oft noch eine kraftvolle Präsenz, die an bessere Zeiten, an die Solidarität unter den Arbeitenden und an utopisch anmutende Wohn- und Lebenskonzepte erinnert. Andererseits wurden Siedlungen auch aufgrund bestimmter Elemente, die sie aufweisen, ausgewählt, Elemente, die je nach zeitlicher Entstehung unterschiedlich ausformuliert wurden, aber immer von entscheidender Bedeutung waren. Dies sind jene Elemente einer Individualität, die trotz Verdichtung jede Gleichförmigkeit vermeiden lassen und zugleich an die Embleme des freistehenden Einfamilienhauses erinnern, also alle gestaltenden Merkmale, alle Flächen einer individuellen Benutzung und Ausgestaltung sowie alle Freiräume, die verdichtetes Wohnen bieten kann wie Werkstätten, Schuppen, Kleingärten, Balkone, Gemeinschaftsterrassen et cetera. Schließlich wurden gewisse Phänomene untersucht, die für zukünftiges verdichtetes Wohnen von Relevanz sein könnten und unter dem Titel „Themenwohnen“ zusammengefasst sind. Hier wurden jene Projekte ausgewählt, die über verschiedene Themen und über ein bestimmtes Angebot an Freizeitgestaltung versuchen, Wohnformen anzubieten, die den Mangel des eigenen Gartens durch ein erhöhtes Angebot an kollektiven Nutzungsmöglichkeiten ausgleichen.

Die historischen Beispiele mit ihren vielleicht verlorengegangenen, aber immer noch spürbaren Qualitäten bilden den Rahmen für heutige Bedingungen und heutige Projekte. Eine Aufnahme dieser veränderten Bedingungen, verlorener oder neuer Qualitäten der Orte sowie Anforderungen neuer BewohnerInnen soll die Vernetzung zwischen geschichtlichen Beispielen und aktuellen Verdichtungsmöglichkeiten herstellen.

Das aus dieser Arbeit nun entstandene „Handbuch zur Siedlungskultur in Niederösterreich“ soll die Vielfalt oft nicht beachteter Qualitäten an bereits Bestehendem aufzeigen, soll die Lust an einer „Nähe“ im Wohnen sowie die Sensibilität für die Möglichkeiten der eigenen Kultur und eigenen Landschaft wecken und sollte überall dort zur Verfügung stehen, wo NutzerInnen und Planende Wohnprojekte in Angriff nehmen.



Pöchlarn. Dienstwohnungen der
Österreichischen Bundesbahn

I WERKSIEDLUNGEN

INDUSTRIEREGIONEN NIEDERÖSTERREICHS

KURZFASSUNG

Die Schaffung von Wohnraum für eine größere Anzahl von Menschen war ursächlich bedingt durch die zunehmende Industrialisierung der vergangenen 250 Jahre. In Niederösterreich war es der Aufschwung in der Textilindustrie, der Ende des 18. Jahrhunderts mit vermehrter Ansiedlung im Wiener Becken einher ging. Darüber hinaus entstanden im 19. Jahrhundert Werkwohnungen im Traisental und vereinzelt im Waldviertel. Im Traisental hatte sich Ende des 18. Jahrhunderts eine eisenverarbeitende Industrie angesiedelt, die rund um die Werke in St. Aegydy, Hohenberg und Furthof Wohnhäuser für ihre ArbeiterInnen errichtete. Das Waldviertel wiederum hat eine lange Tradition in der Verarbeitung von Rohstoffen für die textilerzeugende Industrie. Anders als in den übrigen Regionen wurden im Waldviertel keine großen Fabriken mit angeschlossenen Wohnhausanlagen errichtet, sondern die Arbeiten wurden in Heimarbeit vergeben. In Folge entstanden ganze Straßenzüge an neuen Siedlungen, deren BewohnerInnen für die Textilmanufaktur mit Spinn- und Webarbeiten beschäftigt waren.

Die ersten ArbeiterInnenhäuser waren sehr einfach gebaut. Im Bautyp der Kaserne wurden ganze Quartiere errichtet, die möglichst kostengünstig und reduziert auf notwendige Räume und Ausstattung erbaut wurden. Die Raumorganisation entsprach weitgehend dem Typ der Wiener Mietskaserne mit dem einzigen Unterschied, dass die Küchen direkt ins Freie belüftet waren.

Nachdem ArbeiterInnenwohnungen einen zusätzlichen gewinnbringenden Faktor der Industrie darstellten, wurde an die Bauweise selbst keinerlei ästhetischer Qualitätsanspruch gestellt. Je zweckmäßiger und rationeller mit dem vorhandenen Grundstück umgegangen wurde, um so höher war die mögliche BewohnerInnendichte und um so größer war der erzielbare Gewinn. Durch die Bereitstellung von ArbeiterInnenwohnungen konnte das Lohnniveau niedrig gehalten werden und die ArbeiterInnen standen in einem engen Abhängigkeitsverhältnis zur Fabrik. Vorwiegend wurden die ArbeiterInnenwohnungen vom Unternehmer selbst errichtet und den ArbeiterInnen vermietet oder als Teil des Lohnes zur Verfügung gestellt. Nur in Einzelfällen wie zum Beispiel bei der Berndorfer Metallfabrik Krupp konnten die Häuser im Eigentum erworben werden.

Das Wiener Becken

Das südliche Wiener Becken war aufgrund seiner verkehrsgünstigen Lage und seiner zahlreichen Bäche und Flüsse bereits Ende des 18. Jahrhunderts maßgeblich begünstigt für Industrieansiedlungen. Mit der Errichtung des Wiener Neustädter Schifffahrtskanals war ein reibungsloser Warentransport möglich geworden. Aus den zahlreichen Flussläufen konnte aus Wasserkraft Energie zum Betrieb von Mühlen und Eisenhämmern gewonnen werden. Unter Kaiserin Maria Theresia hatte sich um Mödling und Wiener Neustadt ab 1690 eine eigene Seidenproduktion entwickelt. Durch massenhaft produzierte Baumwollerzeugnisse am Ende des 18. Jahrhunderts musste sie wegen mangelnder Nachfrage wieder eingestellt werden. 1719 wurde der erste Baumwollverarbeitungsbetrieb, die Schwechater Kottonmanufaktur, gegründet. Es folgten Betriebe in Ebreichsdorf, Himberg und bald darauf eine Reihe weiterer im gesamten Wiener Becken. Die Mechanisierung der Baumwollindustrie um 1800 brachte einen weiteren Schub neuer groß angelegter Spinnfabriken – erstmals 1802 Pottendorf und Schwadorf, 1803 Teesdorf, 1805 Liesing, 1811 Sollenau, Schönau, Neunkirchen und 1813 in Ebergassing. (Köpl/Redl 1989)

Neben einer unglaublichen Vielfalt an verschiedensten Branchen war, neben der Textilindustrie, die Papier- und Metallwarenindustrie am stärksten vertreten.



BEISPIELE

ArbeiterInnenwohnhäuser in Pottendorf und Felixdorf

Eines der ersten Industrieensembles entstand ab 1802 rund um die Pottendorfer Baumwollspinnerei. Um 1835 hatte sich das Unternehmen zu einer der bedeutendsten Baumwollmanufakturen Europas entwickelt. Neben Produktionsstätten waren auch zahlreiche Wohnhäuser errichtet worden. 1912 wurde die bereits seit 1868 bestehende Felixdorfer Weberei übernommen und in das Pottendorfer Werk eingegliedert. Zahlreiche Wohnhäuser aus den verschiedensten Epochen und unterschiedliche Bautypen sind in Pottendorf und Felixdorf noch erhalten und zeugen von der langen Industriegeschichte.



Schustersiedlung in Mödling

Mit dem Bau der Südbahn kam es entlang der Bahnlinie zu zahlreichen Fabriksneugründungen. In Mödling errichtete die 1872 gegründete Montanisenbahngesellschaft zu ihrer Lokomotivfabrik eine ArbeiterInnensiedlung mit 45 ArbeiterInnenhäusern. Bereits nach zehn Jahren wurde die Fabrik samt den ArbeiterInnenwohnhäusern an einen Schuhfabrikanten verkauft und in den Häusern wurde in Heimarbeit für die Schuhfabrik zugearbeitet. Daher stammt der bis heute erhalten gebliebene Name: die Schustersiedlung. Die Häuser sind ebenerdig, aus Naturstein errichtet und an der Wetterseite mit Holzschindeln verkleidet. Giebelseitig zur Straße hin reihen sich die Häuser parallel aneinander mit großzügigen Gartenparzellen dazwischen. Je Wohnhaus waren vier Wohneinheiten bestehend aus Zimmer, Küche und einem Kabinett vorgesehen. Von der Küche aus führte noch eine Treppe in einen dazugehörigen Dachbodenraum. Das Leben der Siedlung spielte sich vorwiegend im Freien in den kleinen Gartenparzellen ab. In den Gärten wurden in kleinen Holzschuppen Kleintiere wie Hühner, Hasen, Enten oder Gänse gezüchtet, etwas Gemüse angebaut oder ein Salettl zum Ausspannen errichtet. (Hösl 1989)

saniertes ArbeiterInnenwohnhaus in Pottendorf

Schustersiedlung in Mödling

Region Gloggnitz

Schlögelmühl

Im Raum Gloggnitz waren ursprünglich vor allem Bergbau- und Eisenverarbeitungsbetriebe beheimatet. Erst später nahm die Papierfabrik in Schlögelmühl eine dominierende Stellung ein. Mit dem Bau der Semmeringbahn gewann der Ort erneut an Attraktivität, und die ehemalige Smoltefabrik wurde zu einer staatlichen Papierfabrik adaptiert. Bereits 1852 wurde mit der Produktion begonnen und ein rasanter Aufschwung erreicht. Noch vor der Jahrhundertwende errichtete man am Werksgelände einige ArbeiterInnenwohnhäuser, versehen mit allen notwendigen Zusatzeinrichtungen, um einen autonomen Industriekomplex entstehen zu lassen. Um 1910 wurde die Schlögelmühl von der Neusiedler Papierfabrik übernommen. Sie weitete das Werk weiter aus auf Produktionsstätten in Hirschwang und Stuppach. Nach einer Krise der Papierindustrie Anfang der 80er Jahre musste der Konkurs angemeldet werden. Die Betriebsgebäude dienen heute verschiedenen Gewerben als Lager- und Produktionsstätten. Die Wohnhäuser wurden in den letzten Jahren saniert.

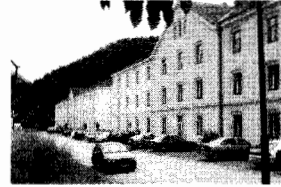
BEISPIEL

Schlögelmühl

Abseits von Gloggnitz und Payerbach liegend bildete Schlögelmühl ein eigenes in sich abgeschlossenes Industrieensemble. Neben den Wohnhäusern wurden zahlreiche Folgeeinrichtungen errichtet wie Arztpraxis, Geschäfte, Gasthaus, Schule, Spital und eigene Waschanstalt. An der Schwarzra war bis zum Zweiten Weltkrieg ein werkseigenes Freibad angelegt. Die Wohngebäude reihten sich entlang der damaligen Straße und grenzten die Anlage nach außen hin ab. Nach innen waren großzügige Hausgärten angelegt. Wie bei allen Werksiedlungen ist anzunehmen, dass sich das Leben vorrangig in diesen Hofbereichen und Kleingärten abspielte. Neben den Hausgärten wurde von den BewohnerInnen ein gemeinsamer Acker für den Gemüseanbau bestellt. Die meisten der Wohnhäuser wurden in den letzten Jahren saniert. Noch heute werden die beliebten Kleingärten intensiv genutzt, nur die ehemaligen Schuppen wurden größtenteils durch vorgefertigte Gartenhäuschen ersetzt. Die Anlage von neuen Straßen und Zufahrten zur ehemaligen Fabrik hat das Gesamtensemble aber wesentlich verändert, so dass die ursprüngliche Gesamtanlage heute nur mehr schwer nachvollziehbar ist.

Reichenau und Hirschwang

Im Gebiet um Reichenau hatte man schon früh mit dem Abbau und der Verarbeitung von Eisenerzen begonnen. Als 1780 die Berg- und Eisenwerke an die Innerberger Hauptgewerkschaft verkauft wurden, nahm die Gewinnung und Verarbeitung der Eisenerze einen jähen Aufschwung. Ein vermehrter Zuzug von Arbeitskräften aus Böhmen und der Steiermark war die Folge. 1787 wurde das Große Hammerhaus in Hirschwang gebaut, das als ArbeiterInnenkaserne genutzt wurde. Die Reichenauer Eisenwerke wurden 1886 stillgelegt und das Hammerhaus von der in Hirschwang angesiedelten Nachfolgefirma Schoeller & Co übernommen. 1936 wurde das Haus aufgrund von Baufälligkeit abgerissen. (Pap 1974/75)



Wohnhaus Schlögelmühl

1868 errichteten die Gebrüder Waißnix in Hirschwang eine Holzgeschirr- und Zellulosefabrik. Die Produktion brachte aber nicht den erwarteten Gewinn und wurde 1884 an die in Wien ansässige Firma Schoeller & Co. verkauft. 1886 wurden die Reichenauer Eisenwerke stillgelegt und von der Firma Schoeller und Co. auch die Bergbaubetriebe und eisenverarbeitenden Betriebsstätten übernommen und für die Pappeproduktion adaptiert. Aufgrund des großen Holzvorkommens wurde die Produktion auf eine Holzschleiferei und Holzstoffwarenfabrik ausgeweitet. 1893 wurde mit der Erzeugung von Kartonagen begonnen. Nach Kriegsende, 1918 sah sich der Betrieb mit erheblichen Absatzschwierigkeiten konfrontiert. Zahlreiche Absatzgebiete waren durch den Zerfall der Monarchie verloren gegangen. Steigende Inflation und Wirtschaftskrise trugen darüber hinaus dazu bei, dass die gesamte Betriebsstätte 1920 samt den ArbeiterInnenwohnhäusern an die Neusiedler AG verkauft werden musste. Bereits 1910 hatte sie die Papierfabrik Schlögelmühl sowie eine Produktionsstätte in Gloggnitz im Ortsteil Stuppach übernommen. Mit dem Konkurs vor etlichen Jahren ging der Betrieb in den Besitz der Papierfabrik Mayr-Melnhof über, von der er noch heute zur Kartonagenerzeugung genutzt wird.

Drei entlang der Straße gereichte ArbeiterInnenwohnblöcke wurden noch als Werkwohnungen der Firma Schöller errichtet und werden bis heute als Betriebswohnungen genutzt.



ArbeiterInnenwohnhäuser
Hirschwang
ehemaliges BeamInnenwohnhaus

BEISPIEL

ArbeiterInnenwohnhäuser Hirschwang

Bis heute sind die Wohnhäuser in der Verwaltung der ihr gegenüber liegenden Fabrik. Alle drei Wohnblöcke sind bereits stark sanierungsbedürftig, aber nach wie vor ist ein Großteil der Wohnungen bewohnt. Der Grünstreifen hinter dem Haus wird im Sommer noch intensiv als Gemeinschaftsfläche genutzt. Stiegenhäuser und Dachgeschoss sind weitgehend unverändert erhalten, aber bereits sehr desolat. Von den ursprünglichen Zimmer-Küche-Wohnungen wurden einige zu größeren Wohneinheiten zusammengelegt, so dass je Stockwerk anstatt vier Wohnungen nur mehr zwei Wohnungen bestehen. Neben den drei ArbeiterInnenwohnhäusern sind auch einige der ehemaligen BeamInnenwohnhäuser, die Villa der Familie Schöller, eine Kapelle und einige der ursprünglichen Fabrikhallen erhalten geblieben.

Das Traisental

Ständig steigende Aufträge und eine garantierte Abnahme durch die Heeresverwaltung veranlassten Jakob Fischer nach den Niederlassungen in Krems und Hainfeld 1794 auch in St.Aegydt am Neuwald eine große Klingenschmiede und eine Feilenhauerei aufzubauen. St.Aegydt war durch seine Nähe zu den steirischen Roheisenquellen, dem reichen Waldbestand zur Erzeugung von Holzkohle, ausreichender Wasserkraft durch die Traisen und billigen Arbeitskräften für eine Industrieansiedlung prädestiniert. Das Unternehmen nahm einen stetigen Aufschwung. Aufzeichnungen zufolge waren in den Werken St.Aegydt, Hohenberg und Furthof im Jahr 1836 mehr als 800 ArbeiterInnen beschäftigt. In Furthof war um Werk und Herrenhaus herum

eine abgeschlossene Fabriksiedlung mit ArbeiterInnenhäusern und einem landwirtschaftlichen Betrieb zur Eigenversorgung der Beschäftigten entstanden. Das Unternehmen war streng patriarchal organisiert. Soziale Absicherungen wie die Bereitstellung von Werkswohnungen, die Einrichtung eines Pensionsfonds und die Errichtung von Pensionshäusern sowie offensichtlich eine ausreichende Entlohnung sicherten dem Unternehmer die Zufriedenheit und Loyalität der ArbeiterInnenschaft auch über die Revolutionsjahre hinaus bis 1869. Der Einsatz von neuesten Technologien machte das Unternehmen zu einem der bedeutendsten Werke Europas. 1969 feierte die inzwischen seit 1899 zum Böhler-Konzern gehörende St. Egyder Eisen- und Stahl-Industrie-Gesellschaft ihr 175jähriges Gründungsjubiläum. In auffälliger Häufigkeit sind die Wohnhäuser im Traisental in Fachwerkbauweise errichtet. Als eine der waldreichsten Gegenden von Niederösterreich war Holz zur Genüge vorhanden, und die Bauweise wurde vermutlich aus ökonomischen Gründen gewählt.

BEISPIELE

Pensionshäuser St.Aegydt und Hohenberg

Bevor das St. Aegyder Werk 1869 von Anton Fischer, einem Enkel von Jakob Fischer, an die Kindberger Eisen- und Stahlindustrie-Gesellschaft verkauft wurde, gründete Anton Fischer zur Absicherung seiner ArbeiterInnen den Fond für mittellose Dienstnehmer und Witwen. Er ließ drei Pensionshäuser errichten, davon ein Haus in St.Aegydt und zwei Häuser in Hohenberg. Das St.Aegyder Pensionshaus wurde vor ca. zehn Jahren von einer Gemeinnützigen Genossenschaft gekauft und wird seither von ihr verwaltet. Vor einigen Jahren wurde es im Originalzustand saniert und die einzelnen Wohnungen werden vermietet.



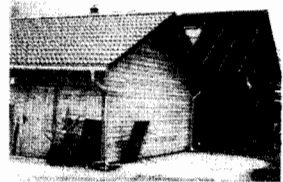
ArbeiterInnenwohnhäuser Furthof

Die beiden Laubenganghäuser in Furthof wurden um 1899 von der St. Egyder Eisen- u. Stahlindustrie Gesellschaft errichtet. Einzelne Zimmer-Küche-Wohnungen sind direkt über den Laubengang zu betreten. Während das eingeschossige Haus erst kürzlich saniert wurde, ist das dahinter liegende Haus bereits stark baufällig. Die Wichtigkeit von Auslagerungsstätten im mehrgeschossigen Wohnbau wird in der Schuppenzeile deutlich, die beim vorderen Haus im Zuge der Sanierung eigens neu errichtet wurde.



Das Waldviertel

Bereits im 16. Jahrhundert wurden im Waldviertel für den Eigenbedarf Kleidung und Stoffe aus Flachs und Schafwolle erzeugt. Flachs hatte den Vorteil, dass er trotz des rauen Klimas und karger Böden gedieh. Nachdem es ohnedies schwer war nur mit landwirtschaftlicher Produktion das Auskommen zu finden, spezialisierten sich viele Bauern auf das Weben und Verarbeiten der Rohstoffe als Nebenerwerb. Die gesamte Textilindustrie war im 18. Jahrhundert noch dezentral organisiert. Spinn- und Webarbeiten wurden in Heimarbeit bei den Bauern und Kleinhäuslern in Auftrag gegeben. In der Manufaktur selber wurden nur Materialeinkauf, Organisation und Verkauf der fertigen Ware abgewickelt. Im Waldviertel ansässige Mittelsmänner lukrierten billige Arbeitskräfte und sorgten für die Verteilung der Arbeiten. Eine wesentliche Rolle hatte der in Großsiegharts ansässige Graf Mallenthein inne.



Pensionshaus St Aegydt

ArbeiterInnenwohnhaus Furthof

alte und neue Schuppenzeile

Er wollte Großsiegharts zu einem Zentrum der Weberei ausbauen und ließ in einem Ortsteil zwischen 1720 und 1725 160 Kleinhäuser errichten, in denen er ausländische FacharbeiterInnen ansiedelte. Für die Waldviertler Textilindustrie war vor allem die „Schwechater Baumwollmanufaktur“ von Bedeutung. Mit Ende des 18. Jahrhunderts war der Großteil der Waldviertler TextilarbeiterInnen für die beiden großen Manufakturen in St.Pölten und Schwechat tätig. Laut einer Volkszählung von 1869 waren 66,8% der Erwerbstätigen im oberen Waldviertel in der Webindustrie beschäftigt. 1981 stand der Anteil noch immer bei 26,3%. Damit veränderte sich auch die Siedlungsstruktur wesentlich. Alleine zwischen 1786 und 1803 entstanden im Waldviertel 23 neue Siedlungen mit 3468 Häusern. Am Ortsrand wurden ganze Straßenzüge von WeberInnenhäusern errichtet und ein Großteil der Bevölkerung des oberen Waldviertels war mit Spinn- oder Webarbeiten beschäftigt. (Komlosy 1990)

Im 19. Jahrhundert setzte eine zunehmende Mechanisierung der Textilindustrie ein. Spinnmaschinen mit mechanischem Antrieb lösten zusehends die Handspinnerei ab.

Die Produktion verlagerte sich auf Gemischtwaren. Flussläufe zur Nutzung von Wasserkraft nicht versiegt waren. Während die Heimspinnerei zunächst an Bedeutung verlor, erlebte die Heimweberei im Waldviertel parallel zum Aufschwung der Textilindustrie ein zusehendes Aufblühen. Die wichtigsten Arbeiten wie Weben, Färben und Drucken wurden in der Fabrik durchgeführt und die arbeitserfassenden Handarbeiten konnten in der heimischen Fabrik weiterverarbeitet werden.

Schlechte Wohnverhältnisse, ständig sinkende Löhne und enorme Arbeitsüberlastungen zwangen gegen Ende des 19. Jahrhunderts viele WeberInnen dazu, sich nach Alternativen umzusehen. Die Erzeugung von Strick- und Wirkwaren, Zwirnkopfnäherei oder Spitzenerzeugung waren die gebräuchlichsten Alternativen. Zu einer letzten Gründungswelle von Textilbetrieben kam es nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Kleinunternehmer hielten aber dem Wirtschafts- und Rationalisierungsdruck nicht lange stand, und die Waldviertler Textilindustrie büßte zunehmend an Bedeutung ein.

In den letzten Jahrzehnten wird versucht, an diese vergangene Tradition anzuknüpfen und mit Alternativprojekten und vorrangig qualitativ hochwertiger Produktion für einzelne Regionen Beschäftigung und Arbeitsplätze zu schaffen.

BEISPIELE

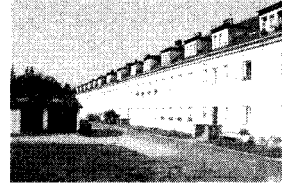
„Neugebäu“ Kleinhaussiedlung in Großsiegharts

Eine der ältesten im Waldviertel errichteten Webersiedlungen ist die von Graf Mallenthein um 1750 erbaute Kleinhaussiedlung „Neugebäu“ in Großsiegharts. Graf Mallenthein hatte begonnen, für die „k.k.priv.Orientalischen Compagnien“, eine Baumwoll- und Schafwollspinnerei sowie eine Textilerzeugung einzurichten. Vom Kaiser mit dem Monopol zu Handel und Verarbeitung von Baumwolle ausgestattet, importierte die Kompanie im Austausch mit fertigen Textilien Rohbaumwolle aus dem Orient. Großsiegharts war zu diesem Zeitpunkt noch ein kleines bäuerliches Dorf. Innerhalb von nur fünf Jahren ließ Graf Mallenthein etwas abseits vom Ortskern eine ArbeiterInnensiedlung mit 160 Kleinhäusern errichten. FacharbeiterInnen, die er zusätzlich für die Spinn- und Webarbeiten benötigte und die in



Kleinhäuser in Großsiegharts

der Umgebung nicht zu finden waren, ließ er aus Sachsen, Schwaben und den österreichischen Niederlanden holen. Heute noch erinnert die „Schwabengasse“ an die Zuwanderer. Ein WeberInnenhaus war durchschnittlich zwölf Meter lang und vier Meter breit, ebenerdig und mit Stroh gedeckt. Zur Straße hin waren je zwei Fenster. Über einen Vorraum gelangte man geradeaus in die „Rauchkucht“ und rechts und links war jeweils ein Arbeits- und ein Wohnraum vorgesehen. Wurde das Haus, wie es oft der Fall war, von zwei Familien bewohnt, musste der Raum beide Funktionen erfüllen. Im schmalen Hof war Platz für Kleintiere und einen Geräteschuppen. Mit zunehmender Mechanisierung verlagerte sich die Produktion von der Heimarbeit vermehrt in die Räume der Fabrik. Am Beginn des 19. Jahrhunderts war die Heimweberei praktisch ausgestorben, und die Siedlung war zu einer reinen ArbeiterInnen-siedlung geworden, die oft bis zu zehn Personen pro Unterkunft beherbergte. Von den errichteten WeberInnenhäusern sind viele bis heute noch relativ unverändert erhalten.



ArbeiterInnenwohnhaus
Neu-Nagelberg

Wohnhäuser Honig-Kolonie

ArbeiterInnenwohnhäuser der Stölzle Glasfabrik in Neu-Nagelberg

Auch die Industriearbeitersiedlung um Alt- und Neu-Nagelberg ist aufs engste verbunden mit der dort seit über 250 Jahren ansässigen Produktionsstätte, der Glasfabrik Stölzle. In Alt-Nagelberg hatte man bereits 1725 mit der Glasproduktion begonnen. 1846 ging die bereits bestehende Glashütte in den Besitz von Carl Stölzle über. Von ihm und seinen Söhnen wurde der Standort Nagelberg zu einem Firmenimperium ausgebaut, das um 1900 über 2000 Personen beschäftigte. Sämtliche umliegende Glashütten in Südböhmen und Niederösterreich wurden von Alt-Nagelberg aus verwaltet. Zusätzlich zur Glasfabrik in Alt-Nagelberg, die auf Erzeugung von Hohlglas für Flaschen und Ähnliches spezialisiert war, wurde 1868 in Neu-Nagelberg eine weitere Glashütte mit Schwerpunkt auf Glasschleiferei errichtet. Neben zahlreichen Werkwohnungen gab es firmeneigene Geschäfte und Gasthäuser. Es existiert noch das ehemalige Herrenhaus und zahlreiche ArbeiterInnenwohnhäuser in Alt-Nagelberg sowie ein größeres ArbeiterInnenwohnhaus in Neu-Nagelberg. Die Verwaltung der Wohnhäuser wurde nach dem Konkurs der Firma vor wenigen Jahren von einer Gemeinnützigen Siedlungsgenossenschaft übernommen.

„Honig-Kolonie“ Heidenreichstein

Die Honig-Kolonie, benannt nach der seit 1880 in Heidenreichstein ansässigen Strick- und Wirkwarenfabrik Honig, wurde 1911 erbaut. Insgesamt entstanden 22 firmeneigene Zweifamilienhäuser. Maschinell hergestellte Strick- und Wirkwaren hatten bereits die in Heimarbeit betriebenen Webereien abgelöst. Im Zuge einer Erweiterung der Produktionsanlagen entstanden 1924 die vier weiteren ArbeiterInnenwohnblocks am Stadtbürg. Je Wohnhaus waren mehrere Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnungen angeordnet, die jeweils von einer Familie bewohnt wurden.

LITERATUR

- Bienert Christine: Alltag in der Mödlinger Arbeiterkolonie. 1918–1939. Diplomarbeit Institut für Volkskunde. Wien 1987
- Foltin R.: Die Arbeiterwohnhäuser der historischen Textilfabriken im Raum Wiener Neustadt-Steinfeld. Diplomarbeit TU Wien. Wien 1981
- Hösl Wolfgang: Industriestraße. Viertel unter dem Wienerwald. Rundführer durch ein historisches Industrieviertel. Guntramsdorf 1989
- Komlosy Andrea: Waldviertler Textilstraße. Reiseführer durch Geschichte und Gegenwart einer Region. Großsiegharts – Waidhofen a.d. Thaya – Weitra 1990
- Köpl Regina, Redl Leopold: Das totale Ensemble. Ein Führer durch die Industriekultur im südlichen Wiener Becken. Wien 1989
- Köpl R., Redl L., Fußenegger H., Fritz H.: Wohnkultur und Lebensform in Industriearbeitersiedlungen. Forschungsauftrag am Institut f. Wissenschaft und Kunst. Wien 1987
- Pap Johann Robert: Das „Grosse Hammerhaus“ in Hirschwang an der Rax. In: Mitteilungen der Österreichischen Galerie 1974/75. S. 133–137
- Wehdorn Manfred, Georgeacopol-Windischhofer Ute: Baudenkmäler der Technik und Industrie in Österreich. Wien, Niederösterreich, Burgenland. Graz-Wien 1984

VON DER VEREINSSIEDLUNG ZUR JOSEFSTADT

Die Geschichte der ersten Arbeiter-Bau-Genossenschaft 1869

Auszüge aus der gleichnamigen Broschüre von Karl Flanner, erschienen 1979:

„Als gegen Ende des 18. Jahrhunderts unser Land von der Industrialisierung erfaßt worden war und man selbst die Räume von Kirchen- und Klostergebäuden in Fabrikationsstätten umwandelte, zog eine große Zahl von Lohnarbeitern in die neuen Industriezentren. Dieser Vorgang spielte sich in besonders heftiger Weise in Wiener Neustadt ab, einer Stadt, welche noch von den mittelalterlichen Ringmauern eingeschnürt war, innerhalb derer kein Platz für die Errichtung zusätzlicher Häuser war. Die Kammern und Räume auf Dachböden, in Hinterhöfen, Kellern und einstigen Stallungen waren oft von mehreren Arbeiterfamilien „bewohnt“, und außerhalb der Stadtmauer, in den sumpfigen Gebieten des „Gröhr“ und des Ungarfeldes wuchsen primitive Holzhütten aus dem Boden, in denen selbst die kleinen Dachkammern mit ein oder zwei Bettstellen notdürftig zum Schlafen versehen waren. [...] Den umfassenden Bewegungen der Industriearbeiter im Sommer 1867 schließlich war es zuzuschreiben, daß am

1. Jänner 1868 das Vereins- und Versammlungsgesetz in Kraft treten konnte, auf dessen Grundlage eine Reihe von Arbeitervereinigungen entstanden. Die Statuten des Wiener Neustädter Arbeitervereines ließen u. a. auch die Bildung einer Wohnbauvereinigung zu. Julius Kinner, der in den Vorstand des Arbeitervereines gewählt worden war, hatte sich in den vergangenen Jahren intensiv mit dem Problem der Schaffung von Arbeiterwohnungen befaßt. Dabei boten sich ihm jene Erfahrungen an, welche in Mülhausen (Frankreich) bei der Errichtung von Arbeitersiedlungen gemacht worden waren. Ein Gründungskomitee entfaltete sofort – im Gegensatz zum Mülhausener Beispiel aber ohne finanzielle Starthilfe durch Kapitalisten – eine intensive Tätigkeit. Vorerst beriet es die den Behörden einzureichenden Statuten. In diesen bezeichnete es die zu bildende Vereinigung als „Arbeiter-Bau-Assoziation zu Wiener Neustadt“, welche dem hiesigen Arbeiterverein zugehörig ist. Die Aufgabe derselben ist der Erwerb von Grundstücken und die Errichtung von Wohnhäusern mit Hof und Garten, um diese den Mitgliedern als Eigentum zu überlassen. Dies könne in dem Augenblick erfolgen, wo das Mitglied wenigstens 10 Prozent des Kaufpreises eingezahlt hat, wobei für die Abzahlung des restlichen Betrages eine Vereinbarung zu treffen war. [...] Als eine der wichtigsten Angelegenheiten hatte das Gründungskomitee bereits die Wahl des Grundstückes für die Errichtung der Arbeitersiedlung getroffen. Es handelte sich um die große, unbebaute Heidefläche als Hutweide im Grundbuch, welche von der heutigen Pernerstorferstraße (damals Wöllersdorfer Weg), der Fischauer Straße, einer beim Eisenbahndamm befindlichen Schottergrube (heute Sportplatz) und einem Feldweg begrenzt wurde. [...] Durch die herrschende Wohnungsnot bewogen, sahen viele Arbeiter in der Selbsthilfe der Arbeiter-Bau-Assoziation eine Möglichkeit, zu einer Wohnung zu kommen. Die kräftig angelaufene Wirtschaftskonjunktur der Lokomotivfabrik und der Maschinenfabriken sicherten ihnen halbwegs gute und – wie es zunächst schien – dauerhafte Verdienste. Und so konnte die Vereinsgründung nun auch offiziell vorgenommen werden. [...] Nun konnte



Abb. 1: Parzellierungsplan 1874

auch an die Vergabe der Grundparzellen geschritten werden. Dazu war ein Parzellierungsplan notwendig. Er sah vor, daß die ganze zur Verbauung bestimmte Fläche von je vier in west-östlicher wie auch in nörd-südlicher Richtung verlaufenden Gassen durchzogen werden, wodurch elf Sektionen gebildet wurden, die sich wieder in insgesamt 106 Parzellen teilten. In der Mitte der geplanten Siedlung blieb ein Platz in der Größe von sechs Parzellen frei. Dieser (der heutige Josefsplatz) erhielt von den Siedlern den Namen „Hauptplatz“ und war als gesellschaftliches Zentrum der dortigen Arbeiterbevölkerung gedacht. [...] Am Sonntag, dem 12. Dezember 1869, fand im Pfeiffersaal die erste Parzellenverlosung statt. [...] Nachdem der Parzellierungsplan genehmigt und die Baulinien bestimmt worden waren, konnten die Siedler mit der Bautätigkeit beginnen. Die Mitglieder kauften die ihnen bei der Verlosung zugefallenen Grundparzellen um den Preis von 60 Kreuzer pro Quadratklaffer, die Assoziation sorgte für die Errichtung des Hauses und übergab es dem Betreffenden. Dieses blieb aber im Eigentum der Assoziation bis die im Statut geforderten Bedingungen erfüllt waren. Das erste Haus, welches solcherart auf dem großen Areal gebaut wurde, war jenes auf der Parzelle Nr. 2 in der Sektion 1. [...] Es war ein repräsentatives und dennoch zweckmäßiges Gebäude mit einem ebenerdigen Mitteltrakt und zwei einstöckigen Seitentrakten. Es enthielt neben zehn dreiräumigen Wohnungen auch die Kellerräume, das Vorhaus, den Waschboden und das Stiegenhaus. [...] Auf dem Gelände der Bau-Assoziation waren in rascher Folge die kleinen Häuschen der Arbeiter entstanden. Das hausbesitzende Bürgertum, welches dieses Vorhaben anfangs zu sabotieren suchte, betrachtete die Fortschritte dort draußen vor der Stadt mit deutlichem Mißmut. Die Lokalpresse, die sonst in alle Winkel spähte, berichtete über das Werden der neuen Vorstadt mit keinem Wort. Am liebsten, so scheint es, wäre es ihr gewesen, wenn sich diese Arbeitersiedlung – da sie nun

einmal bestand – in eine Art Arbeiterghetto verwandelt hätte, welches eigentlich gar nicht zur Stadt gehört. Man bemühte sich auch redlich in dieser Beziehung. Denn wiewohl von den Mitgliedern der Assoziation, soweit sie bereits ein Haus besaßen, die normalen Steuern eingehoben wurden, wollte man für die Belange der Vereinssiedlung kein Geld ausgeben. [...]

Die siedlerische Tätigkeit der Arbeiter-Bau-Assoziation neigte sich ihrem Ende zu. Bei der Generalversammlung am 14. April 1877 wurde noch einmal eine Parzellenverlosung vorgenommen, aber die Mitgliederzahl hatte schon begonnen, zusammenzuschmelzen. Wer sein Haus übernommen, dieses und die Parzelle ausgezahlt hatte und im Grundbuch angeschrieben war, schied in der Regel aus dem Verein aus, falls er sich nicht mit einer verzinlichen Kapitaleinlage weiterhin am Erfolg der Assoziation beteiligte. [...] Die nächste, am 16. Februar 1879 in Pfeiffers Gasthaussaal einberufene Generalversammlung stellte bereits die Auflösung des Vereines auf die Tagesordnung. [...] Nicht zu Ende war aber die weitere Entwicklung der Vereinssiedlung. Durch Parzellenteilungen wurde die Verbauung der Vereinsgründe dichter und die Zahl der Bewohner stieg an. Die Siedlung war somit nicht nur im Alltag der dortigen Bewohner, sondern auch im wirtschaftlichen Leben der Stadt ein eigener Stadtteil geworden.“

LITERATUR UND ABBILDUNGEN

Karl Flanner: Von der Vereinssiedlung zur Josefstadt. Die Geschichte der ersten Arbeiter- Bau-Genossenschaft 1869. Wr. Neustadt 1979

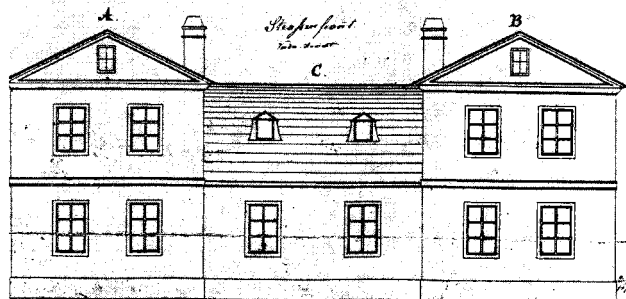


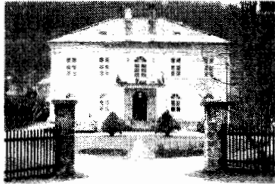
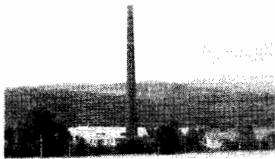
Abb.2: Wohnhaus der Vereinssiedlung

DAS ENSEMBLE

Wohnungs- und Siedlungstypologien zur Zeit der Industrialisierung

Die frühen Werksiedlungen wurden streng im Raster errichtet. Neben der reinen Wohnfunktion hatten sie auch zahlreiche weitere Aufgaben zu erfüllen. Sie bildeten gemeinsam mit Fabrik, Untermervilla und BeamtlInnenwohnhäusern ein abgeschlossenes Ensemble. Eine strikte Abgrenzung zu naheliegenden Ortschaften wurde durch Einfriedungsmauern rund um die Siedlung noch verstärkt. Jede ArbeiterInnensiedlung musste sich gänzlich autonom und eigenständig versorgen und hatte keinen Anteil an naheliegender örtlicher Infrastruktur. In größeren Siedlungen wurde den ArbeiterInnen vereinzelt ein Grundstück zur gemeinsamen Bewirtschaftung zur Verfügung gestellt. Betreut wurde diese kleine Landwirtschaft von bereits pensionierten ArbeiterInnen, die neben der Bewirtschaftung des Grundstücks noch die Kleintierzucht über hatten. Jede Siedlung hatte ihr eigenes Geschäft oder später ein sogenanntes Konsumvereinshaus, in dem zusätzliche Nahrungsmittel käuflich erworben werden konnten. Gut ausgestattete ArbeiterInnenquartiere verfügten über Zusatzeinrichtungen, die ein Mindestmaß der sozialen Bedürfnisse nach Kommunikation, Freizeit und Unterhaltung befriedigten. Ein eigenes Gasthaus, eine Schule und manchmal eine Kirche oder eine Kapelle ergänzten die ArbeiterInnensiedlung.

Lässt man die oft beengten Wohnverhältnisse und schlechten sozialen und hygienischen Bedingungen in den Werksiedlungen außer Acht, so könnte die Vielfalt und Großzügigkeit mancher Anlagen durchaus Ansatzpunkte für Konzepte von neu zu errichtenden Siedlungen liefern.



weithin sichtbarer Schornstein

Unternehmervilla
St. Aegyd am Neuwald

Elemente einer Werksiedlung

Die Fabrik

Als Zentrum der Anlage nimmt das eigentliche Fabrikgebäude eine besondere Stellung ein. Meist bildet es gemeinsam mit der Unternehmervilla eine dominierende Achse durch die gesamte Siedlung. Von weit her sichtbar durch seinen hohen Schornstein ist es bis heute deutliches Merkzeichen und Identifikationssymbol vieler Ortschaften. Viele kleinere Orte sind aus ehemaligen Werksiedlungen hervorgegangen und die älteren EinwohnerInnen standen nahezu alle im Dienste dieser einzigen Fabrik.

Die Unternehmervilla

War es topographisch möglich, wurde die Unternehmervilla so errichtet, dass von der Fassade ausgehend eine direkte Blickachse zur Fabrik möglich war. Neben der Wohnfunktion hatte die Unternehmervilla vorrangig alle Aufgaben der Repräsentation zu erfüllen und den Repräsentationscharakter zum Ausdruck zu bringen. Als günstigster Standort erwies sich hierzu die Anlage auf einer leichten Anhöhe, von der aus das gesamte Fabrikareal zu überblicken war.

Die Wohnhäuser

Beamtenwohnhäuser

Die Wohnhäuser für BeamtenInnen und höhere Angestellte wurden in unmittelbarer Nähe oder direkt anschließend an das Fabrikgebäude errichtet. Im Vergleich zu den ArbeiterInnenwohnhäusern waren sie besser ausgestattet, die Wohnungen waren größer, und manchmal gehörte zum Haus ein angelegter Ziergarten, wenn sie nicht überhaupt von einem Park umgeben waren.

ArbeiterInnenwohnhäuser

Je nach Bautypus waren die ArbeiterInnenwohnhäuser um einen Hof gruppiert oder als einzeln stehende Baukörper entlang einer zur Fabrik führenden Straße hintereinandergereiht. Betreten wurden die meisten Häuser über einen oder mehrere an der Rückseite liegende Zugänge. Von denen gelangte man zu den einzelnen Wohnungen und über das Stiegenhaus zu den oberen Stockwerken. Mit einer durchschnittlichen Wohnungsgröße von 30–40m² waren die Räume der Zimmer-Küche-Kabinett-Wohnungen entsprechend gedrängt. Das größere Zimmer diente als Schlafzimmer, während Kabinett und Küche, weil sie im Winter leichter beheizbar waren, als Aufenthaltsräume genutzt wurden. Toiletten sowie eine Wasserentnahmestelle waren bei den älteren Siedlungen nur im Stiegenhaus vorgesehen. Der Dachboden war oft zusätzlich mit noch kleineren Wohnungen oder Schlafsälen für Ledige ausgebaut. Im typischen Fall wurde die Anlage nach hinten mit einer Zeile von Holzschuppen begrenzt.

In ihnen waren die Waschküche und die Ställe für Kleintiere wie Hasen, Hühner, Enten oder Ziegen. Sie dienten als Abstellraum für Gartengeräte oder allem was in den beengten Wohnungen nicht mehr Platz hatte. Bei Siedlungen, in denen die Wohnhäuser um einen zentralen Hof gruppiert waren, findet man die Schuppen und Gärten nach innen oder dazwischen liegend angelegt. Heizmaterial wie Holz und Kohle, das als Teil des Lohnes allen ArbeiterInnen und Angestellten zukam, wurde in den Kellerabteilen gelagert.



ArbeiterInnenwohnhaus Leobersdorf

St.Aegydt am Neuwald
Sitzbank hinter dem Haus

Freiflächen

Hinterhof oder Hausgarten

Die Freiflächen hinter oder zwischen den Häusern hatten neben einer rein praktischen Funktion einen wesentlichen Stellenwert für die Kommunikation innerhalb der Siedlung und waren im Sommer der häufigste Aufenthaltsort in der knappen Freizeit. Vorgärten gab es nur selten. An der rückwärtigen Häuserfront findet sich oft direkt an das Haus anschließend eine schmale befestigte oder begrünte Fläche, auf der Sitzbänke aufgestellt waren. Darüber hinaus hatte die Freifläche hinter dem Haus vielfältige Funktionen zu erfüllen. Wenn sie groß genug war, konnte man in einem zwischen Schuppenzeile und Haus liegenden Grünstreifen Kräuter und etwas Gemüse anbauen, es war der Platz zum Wäsche aufhängen, eine Auslaufläche für Kleintiere, die in den hinteren Schuppen untergebracht waren, oder bei größeren Gärten konnte sogar ein kleines Gartenhaus aufgestellt werden, das einen zusätzlichen Aufenthaltsraum im Freien darstellte. Oftmals waren aber auch die Freiflächen hinter oder zwischen den Häusern nur schmale Hinterhöfe mit befestigter Oberfläche.

Schrebergärten

Wurde vom Unternehmer kein landwirtschaftlicher Grund zur Verfügung gestellt, der bewirtschaftet werden konnte und waren die Hinterhöfe nur schmal, so wurden von angrenzenden Grundbesitzern Grundstücke in der Größe von 500–1000m² als Schrebergärten für den Gemüseanbau dazu gepachtet. In den Sommermonaten waren die Schrebergärten dicht bevölkert und das ganze Leben spielte sich in diesen Schrebergärten ab.

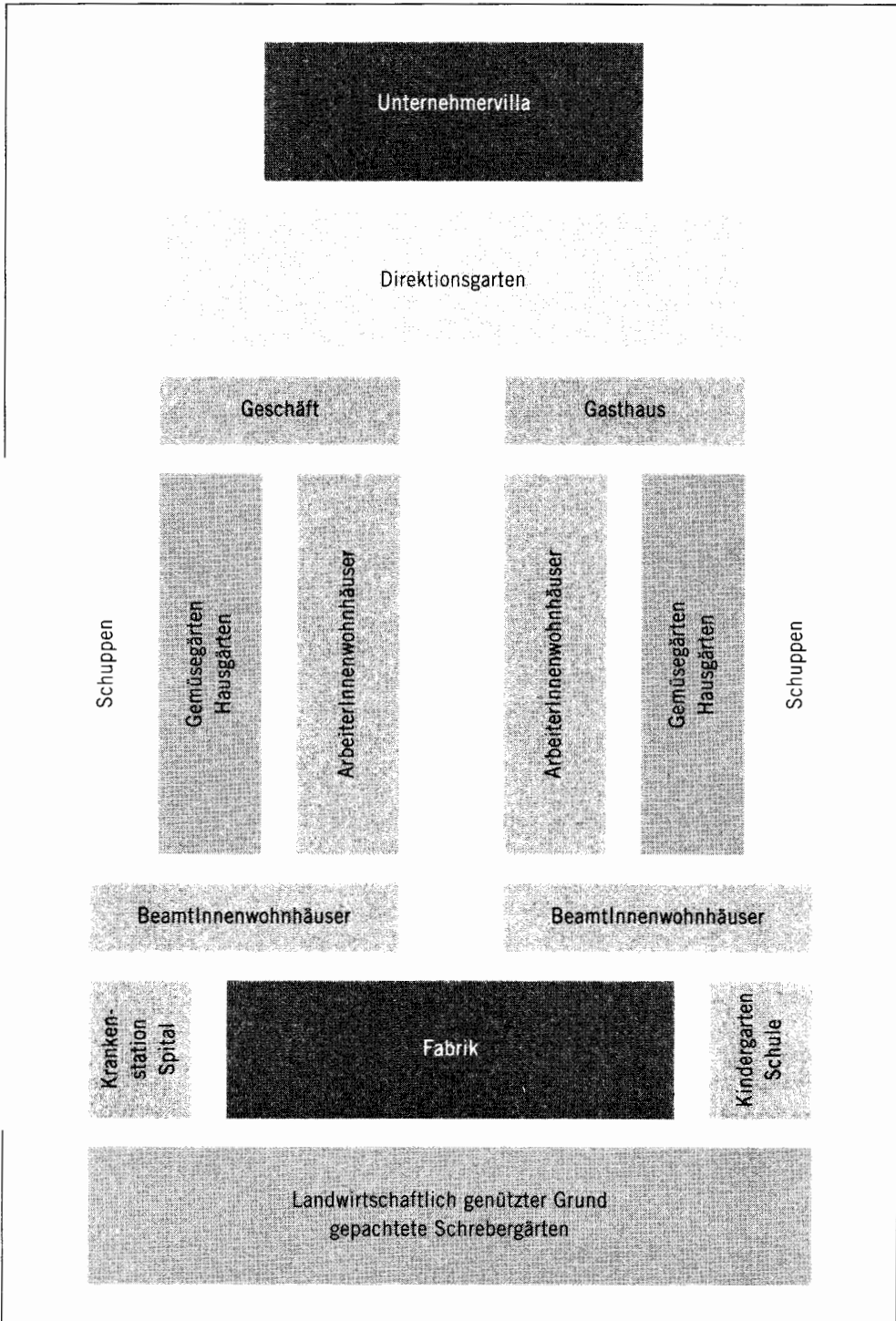
Direktorengärten

Der Direktorengarten war in seiner Funktion vergleichbar mit der eines Parks. Die Wohnhäuser der BeamtInnen oder höherer Angestellter waren häufig im Park eingebettet. Vermutlich wurde dieser von den ArbeiterInnen für einen Spaziergang am Sonntag genutzt.

Fabrikstraße

Der Straßenraum gehörte hauptsächlich den Kindern. Nachdem sich kaum jemand ein Auto leisten konnte und so gut wie kein Verkehr auf der Straße war, hatten sie hier die Möglichkeit ungehindert zu spielen.

Siedlungsschema einer ehemaligen Werksiedlung



Ergänzende Einrichtungen

Kindergarten und Schule

Um die Kinder bereits möglichst früh an das Leben und den Ablauf in der Fabrik zu gewöhnen, waren Kindergarten und Schule meist in direkter Umgebung der Fabrik oder im Fabrikgebäude selbst untergebracht. Die Dauer des Unterrichts war nur kurz. So hatte man zum Beispiel in der Siedlung Marienthal unter der Woche je eine Stunde und an Sonntagen vier Stunden Unterricht.

Krankenstation oder Spital

In den meisten Fällen war ein Krankenzimmer im Areal der Fabrik eingerichtet. Bei besonders großen Siedlungen und in selteneren Fällen wie in der Siedlung Schlögelmühl, gab es ein eigenes Spital für die in der Fabrik beschäftigten ArbeiterInnen und deren Angehörige.

Gasthaus

In vielen Regionen war es üblich, dass die bäuerliche Bevölkerung und die FabrikarbeiterInnen getrennte Gaststätten besuchten.

Zu jeder Werksiedlung gehörte daher zumindest ein Gasthaus, das nur von ArbeiterInnen der Fabrik besucht wurde. Das Gasthaus war beliebter Treffpunkt für die Männer, ein Ort für kleinere Veranstaltungen und Versammlungsort für diverse Vereine.

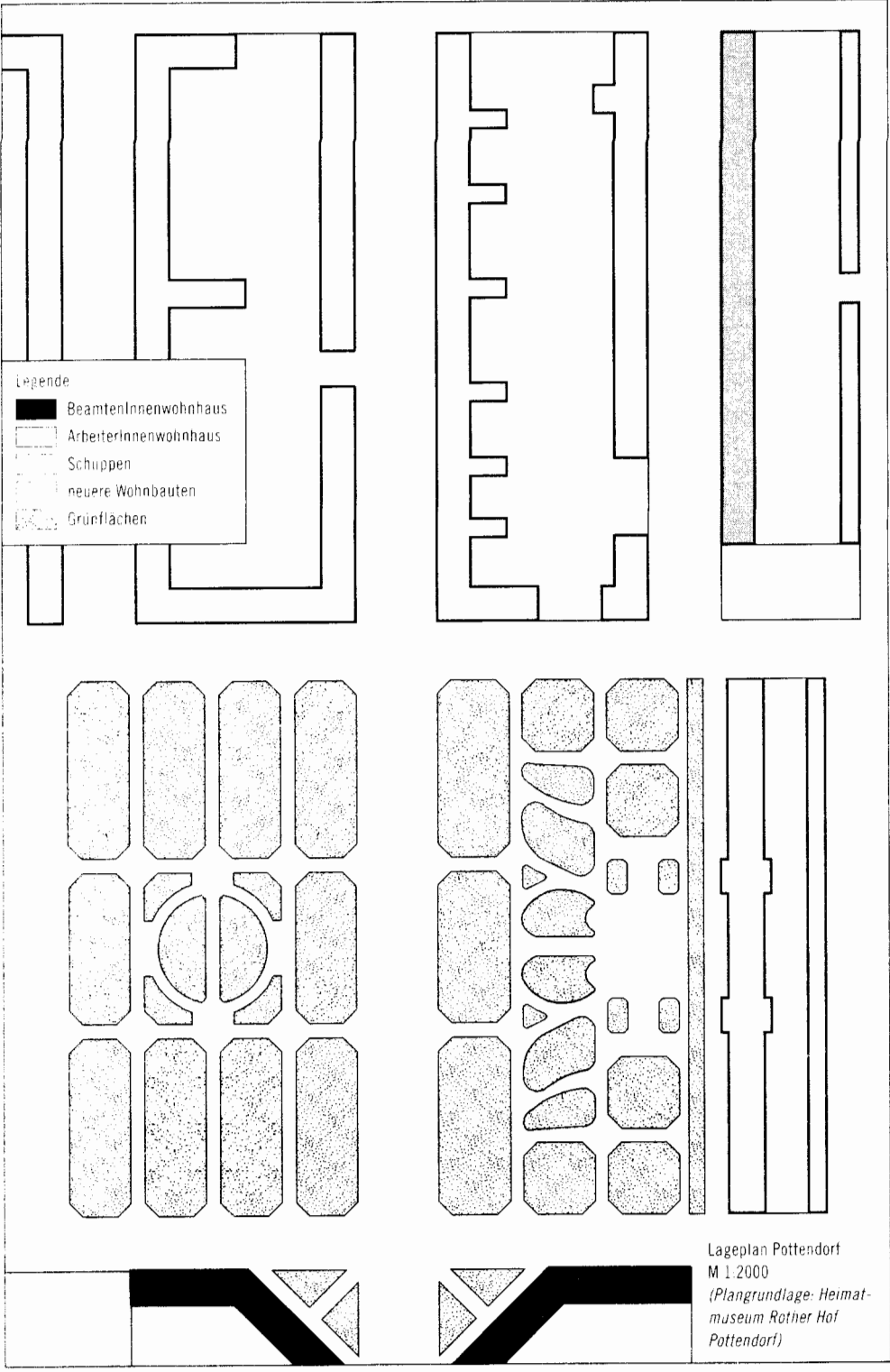
In jeder Siedlung entwickelte sich mit der Zeit ein reges Vereinsleben wie ArbeiterInnenturnvereine, Gesangsvereine, Schachklubs usw., für diese Vereine war das Gasthaus ein wichtiger Stützpunkt.

Konsum (Geschäft)

Neben der Arbeit in der Fabrik blieb nur wenig Zeit, sich um den Anbau von Gemüse oder um die Produktion von Lebensmitteln zu kümmern. In den Siedlungen entstanden daher vermehrt Konsumvereinshäuser oder Geschäfte, in denen man alle Lebensmittel auch käuflich erwerben konnte.

Badeanstalt

Eigene Badeanstalten außerhalb der ArbeiterInnenwohnhäuser gab es erst ab Ende des 19. Jahrhunderts. Nachdem in den Wohnungen noch keine Bäder vorhanden waren konnte man sich dort gegen ein geringes Entgelt waschen, duschen oder ein Wannenbad nehmen.



Lageplan Pottendorf
 M 1 2000
 (Plangrundlage: Heimat-
 museum Rother Hof
 Pottendorf)

Ensembles: zum Beispiel ...

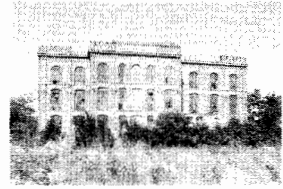
... Pottendorf

Die Fabrik

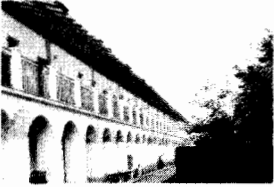
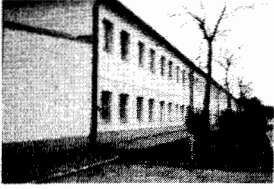
Die Pottendorfer Baumwollspinnerei wurde zwischen 1802 und 1804 auf Initiative der k.k. priv. Garnmanufakturgesellschaft errichtet. Der Standort Pottendorf erschien aus mehreren Gründen besonders begünstigt: seine verkehrsgünstige Lage zu Wiener Neustadt für den Warentransport, die Flussnähe zur Nutzung von Wasserkraft aus der Leitha und ein bereits vorhandenes Arbeitskräftepotential. Ein aus England stammender Mechaniker namens John Thornton wurde als Planer, Konstrukteur und Betriebsleiter angeworben. Bereits 1835 hatte sich die Pottendorfer Baumwollspinnerei zur größten Baumwollmanufaktur der Monarchie entwickelt. Es war eines der bedeutendsten Unternehmen in Europa. 1871 brachte der Anschluss der Pottendorfer Fabrik an die Südbahn einen neuerlichen Erweiterungsschub. 1912 wurde die Felixdorfer Weberei in das Pottendorfer Werk eingegliedert. Die ständige Erweiterung der Fabrik brachte auch eine rasante Veränderung der Siedlungs- und Bevölkerungsstruktur mit sich. Bereits kurz nach der Gründung der Fabrik hatte sich der Ort um 2000 BewohnerInnen vergrößert. Es wurde eine ArbeiterInnenkolonie mit 72 Häusern errichtet. Bis 1900 existierten sieben Wohnhäuser mit 211 Wohnungen, 113 ArbeiterInnengärten, eine Badeanstalt, die Kinderbewahranstalt mit einer Schule, ein Kindergarten und ein Notspital. Im Zweiten Weltkrieg kam es zu schweren Zerstörungen des gesamten Gebäudekomplexes. Die Produktion wurde noch bis 1977 aufrechterhalten. Heute ist die ehemalige Fabrik in einem baufälligen Zustand und dient nur als Lager. Einige der Wohnhäuser wurden in den 80er und 90er Jahren des 20. Jahrhunderts saniert und entsprechend ihrer bauhistorischen Bedeutung revitalisiert, so zum Beispiel das „Lange Haus“ in der Krennergasse.

Das Ensemble

Die gesamte Anlage ist nach einem streng geometrischen Raster errichtet und bildete einen in sich abgeschlossenen Ort, der mit einer Mauer umgeben und so vom Markt Pottendorf abgesondert war. Eine zentrale Achse erstreckt sich von der Fabrik durch die gesamte Siedlung und verbindet diese mit dem Schloss. Zwei entlang der Achse in einem offenen Winkel zueinander stehende dreiflügelige Gebäude öffnen sich zu einem Platz, dem Hennebergplatz. In diesen beiden Gebäuden waren die BeamtenInnenwohnungen eingerichtet. Das anschließende lang gestreckte Gebäude wurde 1811 als „Institut für Mädchen und Knaben“ errichtet. Waisen und Findelkinder wurden in den beiden seitlichen Trakten nach Geschlechtern getrennt in Schlafsälen untergebracht und beaufsichtigt. Die Kinder wurden neben elementarem Unterricht bis zu 14 Stunden täglich



Fabrikgebäude Pottendorf



das „Lange Haus“

hofseitiger Laubengang

Arkadengang

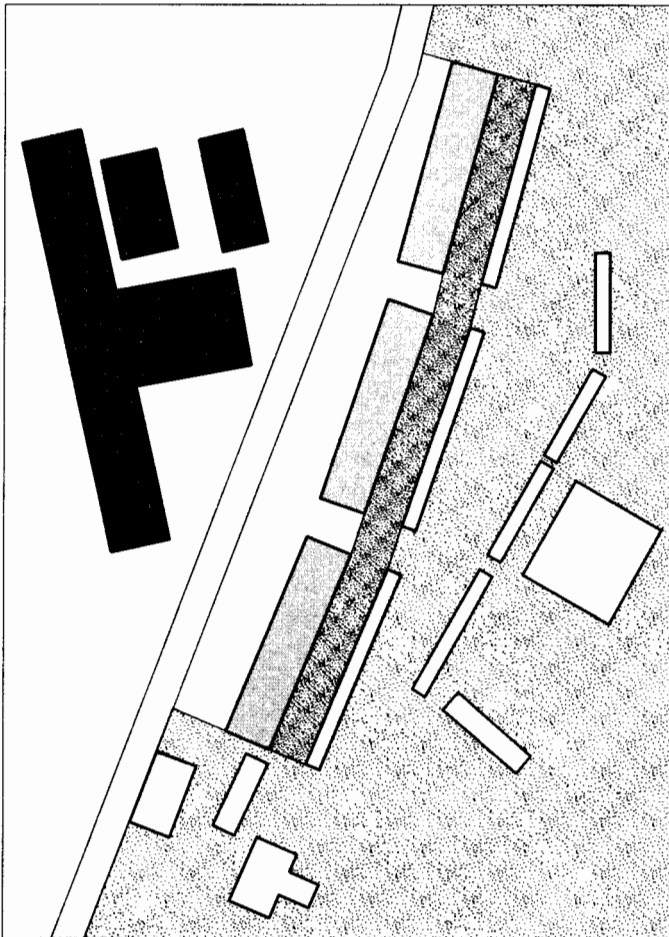
für Arbeiten in der Fabrik herangezogen. 1822 wurde das Kinderinstitut geschlossen und als ArbeiterInnenwohnhaus umgebaut. Die Kinderbewahranstalt und die Schule wurden in unmittelbarer Umgebung der Fabrik angesiedelt, um die Kinder möglichst früh an den Arbeitsrhythmus in der Fabrik zu gewöhnen. Spätestens mit 14 Jahren wurden sie als vollständige Arbeitskräfte in der Fabrik herangezogen. Die zwei größeren, langgestreckten Komplexe der ArbeiterInnenwohnhäuser stehen etwas abgesetzt von der Achse: das „Graue Haus“ mit innenliegenden Gängen und das sogenannte „Lange Haus“ mit Laubengängen an der Rückseite des Hauses. Die gesamte Werksiedlung, bestehend aus sieben Häusern mit 213 Wohnungen, war bereits 1970 von der Gemeinde angekauft worden. 1987 wurde unter der Planung und Bauaufsicht von Architekt Gernot Rausch mit der Revitalisierung begonnen, und in den folgenden zwei Jahren wurden fünf Häuser mit insgesamt 129 Wohnungen saniert.






Das Wohngebäude: Das „Lange Haus“

Das „Lange Haus“ wurde um 1840 im Bautypus der Kaserne von der Pottendorfer Baumwollspinnerei errichtet. Der langgezogene Baukörper erstreckt sich entlang der Straße über nahezu 150 Meter in der Länge und nicht einmal 10 Meter in der Tiefe. In den Hof gelangt man durch eine zentrale Einfahrt. Über zwei an den Enden symmetrisch angeordnete, innenliegende Stiegenhäuser und ein zentrales Stiegenhaus in der Mitte erreicht man den oberen Stock. Hofseitige Laubengänge und ein durchgehender Arkadengang im Erdgeschoss ermöglichen die Zugänge zu den einzelnen Wohnungen. Das Gebäude beherbergte insgesamt 58 Wohnungen mit je ca. 40m² Wohnfläche, bestehend aus Zimmer und Küche. Wasserentnahmestelle und Sanitäreinrichtungen befanden sich ursprünglich im Hof und wurden erst später in die Stiegenhäuser integriert. Über dem Hof stehen in einer Zeile aneinander gereiht, parallel zum Wohngebäude, die Schuppen und Kleingärten. Früher gab es als gemeinschaftliche Einrichtungen einen Holzlagerplatz, ein Waschhaus und Gartenparzellen für Gemüseanbau und Kleintierhaltung. Lebensmittel, die nicht durch Eigenanbau produziert werden konnten, wurden in einem firmeneigenen Laden gekauft. Schule, Kinderbewahranstalt und eine Nähsschule waren direkt im Fabriksgelände untergebracht.

Als wohnungsbezogene Freiräume gab es nur den zwischen Wohngebäude und Schuppenzeile liegenden Hinterhof. Direkt vor dem Fabriksgelände gelegen war ein Direktionsgarten angelegt, der vermutlich zur Erholung und als grüne Oase zum Flanieren genutzt werden konnte. Auch innerhalb des Fabriksgeländes waren einige Rasenflächen angelegt. Kommunikative Zonen, aber auch Aufenthalts- und Spielort für die Kinder gab es auf den Laubengängen, im Stiegenhaus, im Arkadengang, vermutlich im gesamten Hinterhof und auf der davor liegenden Straße. Bei der Sanierung im Jahre 1987 wurden die Laubengänge überdacht.

Hirschwang

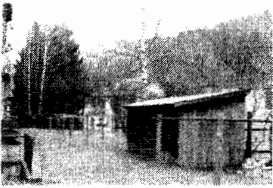
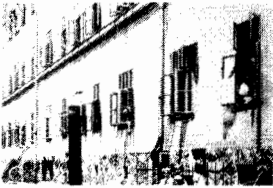


Legende	
	Fabrik
	ArbeiterInnenwohnhaus
	Schuppen
	Haus- und Gemüsegärten
	Grünflächen

Lageplan Hirschwang
1: 2000

Die Fabrik

Das Gebiet um Reichenau und Hirschwang hatte ursprünglich Tradition als Eisenverarbeitungs- und Bergbauggebiet. Während in Reichenau die Verwaltung angesiedelt war, entstanden Hirschwang und Schlögmühl als reine Industriestandorte, in denen sich das gesamte Leben rund um die Industrie abspielte. 1888 wurden die Hirschwanger Eisenwerke nach Ternitz transferiert und die gesamte Produktion konzentrierte sich auf die bereits seit 1870 von der Firma Schoeller angesiedelte Holzschleiferei und Pappefabrik. Die ehemaligen Eisenwerke wurden umgebaut, für die neue Produktion adaptiert und in den folgenden Jahren ständig erweitert. 1902 wurde ein neues Fabrikgebäude gebaut, das 1905 und 1911 erweitert wurde. 1920 wurde das gesamte Unternehmen in die Neusiedler AG übernommen. Heute ist die Firma im Eigentum von Mayr-Melnhof und produziert vorwiegend Kartonagen. Während ursprünglich



ArbeiterInnenwohnhäuser
Hirschwang

alte Ansicht Hofseitig

Schuppen

ca. 1000 Angestellte beschäftigt waren, sind es heute nur noch knapp 250 ArbeiterInnen. Die Hälfte der heute beschäftigten ArbeiterInnen kommt aus dem Ausland. Sie wohnen in den inzwischen eher desolaten ehemaligen Beamtenwohnhäusern. Auch während der Anfangsjahre der Produktion wurden zahlreiche Zuwanderer aus Böhmen, Mähren, der Ukraine und teilweise aus Italien im Betrieb beschäftigt. Inzwischen sind die ehemaligen Einwanderer vollständig im Ort integriert. Viele von ihnen sind mit Einheimischen verheiratet und haben sich im eigenen Haus oder in Eigentumswohnungen in der Nähe der Fabrik angesiedelt.

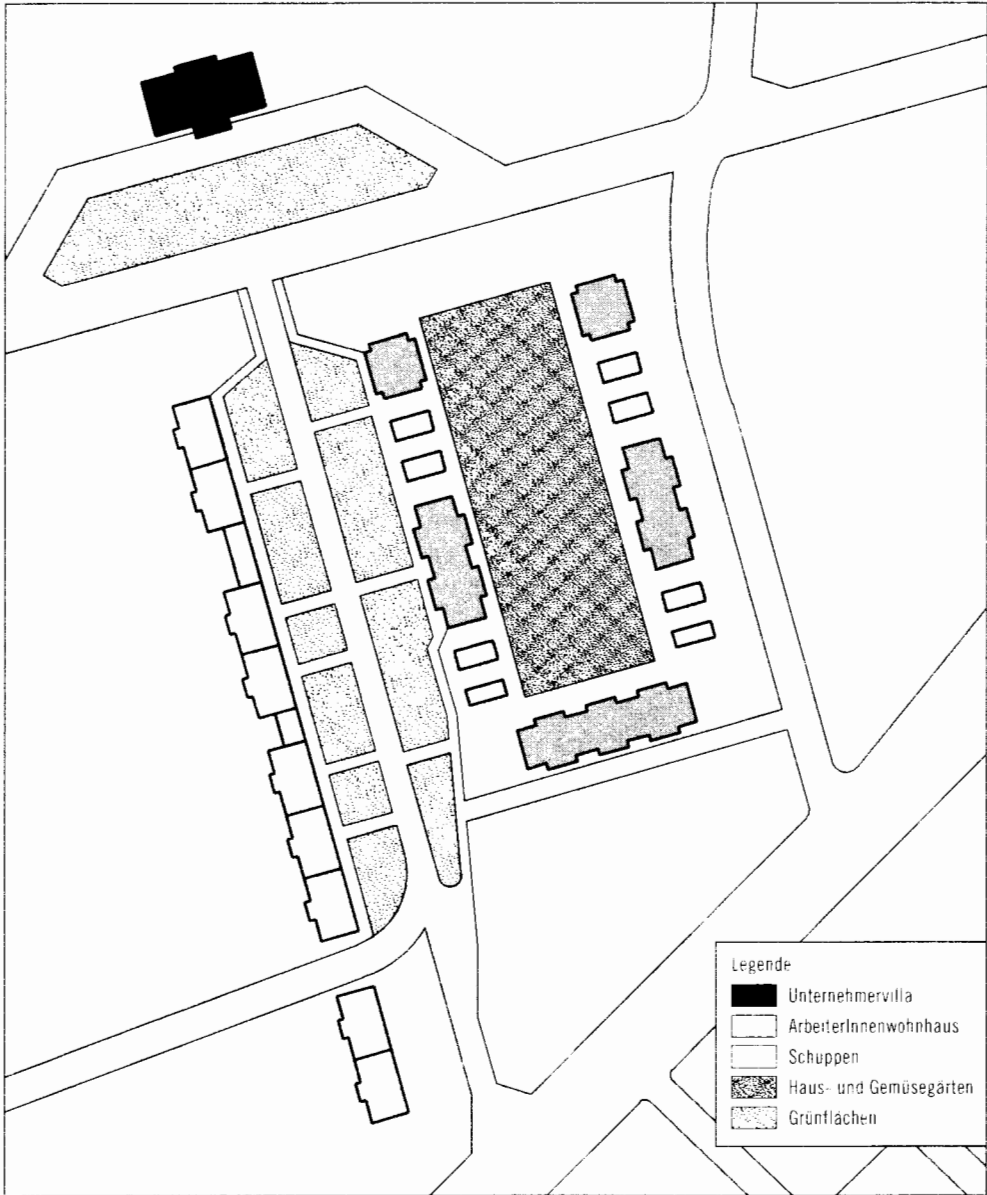
Die Wohngebäude

Die drei großen Wohngebäude wurden zwischen 1907 und 1912 direkt gegenüber der Fabrik errichtet. Vom Grundrisstypus entsprechen sie einem dreigeschossigen Vierspänner mit vier Zimmer-Küche-Wohnungen je Stiegenhaus und Stockwerk. Direkt vom Stiegenhaus aus betritt man die Küche und ein dahinter liegendes großes Zimmer. Jede Wohnung war ca. 35m² groß. Wasserentnahmestelle und Toiletten gab es ursprünglich nur im Stiegenhaus und auch nur jeweils im Erdgeschoss. Erst später wurden Wasserentnahmestellen auch in den oberen Stockwerken möglich. Im Dachgeschoss waren Schlafsäle für ledige Burschen und Mädchen eingerichtet. Bis zu zwölf Personen teilten sich einen Schlafräum und einen kleinen Ofen zum Heizen und Kochen. Kaltes Fließwasser und Toiletten gab es wie in den anderen Geschossen nur am Gang. Jede Familie hatte im Keller ein Abteil zum Lagern von Holz und Kohle. Brennmaterial war ein Teil des Lohnes, und jede ArbeiterIn erhielt pro Jahr von der Firma drei Festmeter Holz und 300kg Kohlen. Angestellte erhielten die doppelte Menge. Waschküchen im Keller sind über eine Stiege von außen zu erreichen. Hinter dem Haus liegen durch einen Grünstreifen vom Haus getrennt die Schuppen und ehemaligen Ställe für Kleintiere. Ziegen, Hasen, Hühner und andere Tiere wurden zur Selbstversorgung gehalten und von den älteren bereits in Pension befindlichen Personen beaufsichtigt. Zur Werksiedlung gehörte noch ein Stück landwirtschaftlicher Grund, auf dem die Tiere jeden Tag zur Weide getrieben wurden. In den dahinter liegenden Holzschuppen wurden diverse Arbeitsgeräte gelagert. Als Freiräume für die Kinder zum Spielen und als Treffpunkt für die Erwachsenen bot sich die Wiese hinter dem Haus oder bei Schlechtwetter das Stiegenhaus an. Vermutlich war vor der Untermervilla noch ein kleiner Park angelegt, der ebenfalls von allen Werkangehörigen und ihren Familien genutzt werden konnte.

... Felixdorf

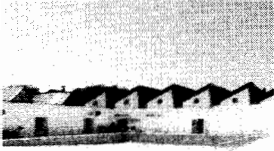
Die Fabrik

1868 wurde von einer Gruppe von Kaufleuten und Industriellen die „Felixdorfer Weberei und Appretur“ gegründet. Bereits 1869 begann man nach den Plänen des bekannten Ringstraßenarchitekten



Lageplan
Felixdorf 1:2000

Carl Tietz mit dem Bau der Fabrik und der Wohngebäude. Zusätzlich zu den neun Häuserblocks mit Werkwohnungen entstanden 1883 ein Werkkindergarten, ein Badehaus und eine Direktionsvilla. Nach den vorwiegend aus Tschechien geholten FacharbeiterInnen wurde die ArbeiterInnensiedlung auch als „Tschechenring“ bezeichnet. Die Fabrik expandierte zunehmend und es wurden laufend neue Gebäude errichtet. 1912 kam es zum Zusammenschluss zwischen der Pottendorfer Spinnerei und der Felixdorfer Weberei vorerst unter dem Namen „Pottendorfer Spinnerei u. Felixdorfer Weberei AG“ und



ehemalige Fabrikhalle

Wohnhäuser Felixdorf

dazwischentliegende Schuppen

später als Pottendorfer Textilwerke AG bekannt. 1977 kam es endgültig zur wirtschaftlichen Krise. Spinnerei und Weberei wurden getrennt voneinander verkauft. Gleichzeitig wurde das Pottendorfer Werk stillgelegt. Die Wohnhäuser wurden zum Großteil von der Gemeinde übernommen, renoviert und modernisiert.

Durch die lange Industriegeschichte findet man in Felixdorf zahlreiche Beispiele von Werkwohnungsbauten aus den unterschiedlichsten Epochen. Direkt anschließend an den „Tschechenring“ stehen die 1890 in einer Reihe erbauten „Schweizerhäuser“. Weitere Wohnobjekte, die jedoch durch Sanierungen zum Teil massiv in ihrem Erscheinungsbild beeinträchtigt wurden, sind das „Mühlgebäude“, der „Bräunlich“ und der „Mohrhof“ in der Mühlstraße und in der Bahnstraße.

Die Wohngebäude: „Der Bau“

„Der Bau“ entstand 1869 nach den Plänen des Architekten Carl Tietz. Die gesamte Anlage ist typisch für die im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts charakteristische Hofform. Neun Häuser sind U-förmig um einen zentralen Gartenhof angeordnet. Ein sich wiederholender Gebäudetyp mit giebelseitigem dreigeschossigem Mittelteil und zweigeschossigen Seitentrakten wird einzeln, zu zweit oder zu dritt aneinander gereiht. Die Fassaden sind teils verputzt, teils im Rohziegelmauerwerk belassen. Insgesamt waren in den neun Häusern 72 Kleinwohnungen mit Zimmer-Küche und 45 Einzelräume für Ledige im Dachgeschoss untergebracht.

Von den innenliegenden Stiegen werden je Stockwerk vier Zimmer-Küche-Wohnungen erschlossen. Wasserentnahmestelle und WC befanden sich im Stiegenhaus. Eine Badeanstalt war in einem eigenen Gebäude untergebracht, das inzwischen abgerissen wurde. Zwischen den Gebäudezeilen liegen je zwei Schuppenzeilen zum Lagern von Brennmaterialien und Geräten für die Gartenarbeit. Vermutlich waren im geschlossenen Innenhof Gemüsegärten zur Selbstversorgung angelegt. Inzwischen sind sie ebenfalls aufgelassen. Neben den allgemein nutzbaren Zusatzeinrichtungen wie Badeanstalt und Kindergarten sind keine weiteren Einrichtungen mehr bekannt. Durch die geschlossene Atmosphäre ist anzunehmen, dass der Innenhof ein vorrangig kommunikativer Treffpunkt aller BewohnerInnen war. Die gesamte Wohnanlage liegt an der zentralen Achse, die zur Direktorenvilla führt. Besonders auffallend ist die gestalterische Einheit des Gesamtensembles von Fabrik, Wohnhäusern und Villa. Alle Gebäude sind mit Rohziegeln errichtet und stark symmetrisch durch Pfeiler akzentuiert. Ein Gesimse aus versetzten Ziegelscharen findet sich als gliederndes Element bei allen Bauten des Ensembles. Die ursprüngliche Baustruktur ist bei vielen der Wohnungen noch vorhanden. Im Zuge der Sanierung durch die Gemeinde wurden zwar Wasserleitungen in den Stiegenhäusern verlegt, viele der Wohnungen sind aber weiterhin ohne WC oder Badezimmer.

... Berndorf

Die Berndorfer Metallwerke

Im Jahr 1843 wurden die Berndorfer Metallwerke gemeinsam von Alexander Schoeller und Alfred Krupp gegründet. Nach dem Tod von Alexander Schoeller, 1890, wurde Arthur Krupp, ein Nachfahre von Alfred Krupp, zum alleinigen Besitzer der Metallwerke. Die ursprünglich auf Erzeugung von Besteck eingerichtete Produktion wurde sehr bald ausgeweitet. In den folgenden 100 Jahren entwickelten die weiteren Nachfahren von Alfred Krupp die Berndorfer Metallwerke zu einem international anerkannten Unternehmen. Darüber hinaus wurde das Unternehmen und die Familie Krupp bestimmend für die gesamte Stadtentwicklung und Stadtgestaltung. Zur Zeit der Firmengründung existierten weniger als 50 Häuser mit kaum 250 EinwohnerInnen. Bereits im Jahr 1897 war die Bevölkerungszahl von 250 auf 4000 EinwohnerInnen gestiegen. 1900 wurde Berndorf zur Stadt erhoben.

Die gesamte Stadtplanung und Architektur geht zurück auf die Zeit der Krupp-Dynastie, allen voran Arthur Krupp, der ab 1879 die Firmenleitung übernommen hatte. Bereits um 1850 hatte der Betrieb ein Ausmaß erreicht, das eine provisorische Unterbringung der Arbeitskräfte nicht mehr möglich machte.

Krupp erkannte sehr früh die Notwendigkeit auch geeignete Wohnmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen, um qualifizierte FacharbeiterInnen anwerben zu können. Er veranlasste die Errichtung von ArbeiterInnenwohnhäusern für mehrere Familien. Günstige Grundstückspreise ermöglichten einen großzügigen Umgang mit dem Bauland. Es entstanden maximal zweigeschossige Gebäude mit genügend Abstandsfläche für Belichtung und Besonnung.

1869 beschäftigte die Berndorfer Metallwarenfabrik mehr als 1000 ArbeiterInnen, und die Bevölkerungszahl war auf über 3000 angewachsen. Zu einer der älteren ArbeiterInnensiedlungen zählt die ca. 1870 ursprünglich als eingeschossig errichtete Wohnhaussiedlung in der Sechshäuserstraße. Die Bauform orientiert sich durch ihre streckhofähnliche Situation und ihre parallele Anordnung an der ländlichen Bauweise des Umlandes.

Die Idee, Berndorf in eine Gartenstadt für ArbeiterInnen umzuwandeln, stammt von Arthur Krupp, der 1879 das Werk übernommen hatte. Ein eigenes Baubüro unter der Leitung von Architekt Ludwig Baumann wurde eingerichtet und mit der Aufgabe zur Planung und Errichtung von ArbeiterInneneigenheimen betraut. Als besondere Errungenschaft dieser Zeit war es für die ArbeiterInnen möglich die Häuser in Eigentum zu erwerben. Die Errichtung der Häuser wurde über das Baubüro vorfinanziert und auf Darlehensbasis in Raten von den ArbeiterInnen zurückerstattet. Eine durchschnittliche Wohnfläche betrug bei den älteren Wohnhäusern ca. 40-50m² pro Wohnung. Auch wenn Berndorf heute fälschlicherweise oft als Gartenstadt bezeichnet wird, so handelt es sich doch um eine reine Werksiedlung. Viele der städtebaulichen Ideen wurden zwar aus der Garten-



Wohnhäuser Sechshäuserstraße

Sechshäuserstraße Zwischenhöfe

Siedlung Wiedenbrunn

stadtbewegung übernommen, die einzelnen Siedlungen erfüllen aber nicht die geforderte Voraussetzung der gemeinnützigen Verwaltung von Wohnungs- und Grundstückseigentum unabhängig von Spekulationsabsichten eines Industriellen. Neben den Idealvorstellungen der Gartenstadtbewegung hatten die Theorien von Camillo Sitte einen wesentlichen Einfluss. Camillo Sitte befasste sich um 1889 mit Ideen des Städtebaues nach künstlerischen Gesichtspunkten und begründete damit eine neue Ära des Städtebaus, insbesondere der Gestaltung des Stadtbildes. Straßenräume und Plätze wurden wieder als markante Zeichen der Stadt gesehen und der Versuch unternommen, sie nach alten Vorbildern als wesentliche Elemente der Stadtplanung einzubeziehen.

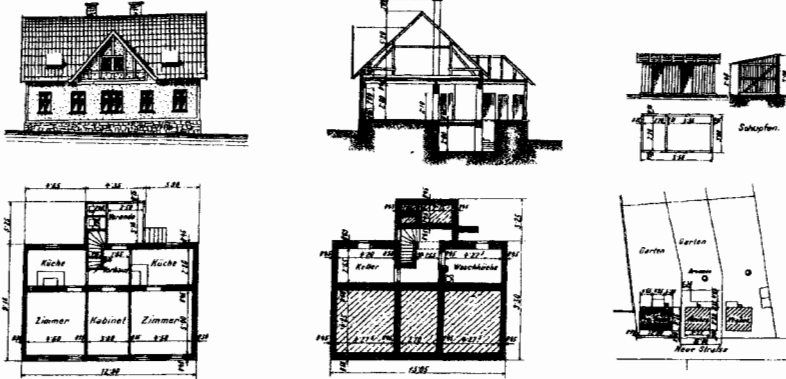
Ab 1890 entstanden in Berndorf mehrere ArbeiterInnendistrikte mit Einzel-, Doppel-, oder Vierfamilienhäusern. Während die Siedlung Wiedenbrunn noch im Schema des Rasters angelegt wurde, erinnern Margarethen und Griesfeld bereits an die malerischen Erscheinungsformen einer Gartenstadt.

Für jeden Distrikt wurden unterschiedliche Fassadengestaltungen gewählt, um jeder Siedlung ihren eigenen Charakter zu verleihen. Die ArbeiterInnen konnten vom Baubüro Plan samt Grundstück zur Errichtung eines eigenen Hauses käuflich erwerben und mussten dafür 500 Kronen als Anzahlung hinterlegen. In wöchentlichen Raten wurde der restliche Kaufpreis bezahlt, bis nach 18 Jahren das Haus abbezahlt war und in das Eigentum überging. Je nach Kapital konnte man aus drei Typen auswählen: das kleinste zu 6000–8000 Kronen, das nächste zu 10.000 Kronen und das teuerste zu 12.000 Kronen. Für ein Haus um 10.000 Kronen betrug die wöchentliche Rückzahlungsrate acht Kronen. In den Häusern waren keine Badezimmer vorgesehen. Dafür wurden zahlreiche öffentliche Badeanstalten eingerichtet, die unentgeltlich von den Angestellten der Fabrik benutzt werden konnten. Als zusätzliche Wohlfahrtseinrichtungen gab es darüber hinaus eine Schule, eine Kirche, den Friedhof und das Mausoleum der Familie Krupp, ein Schwimmbad, eine Konsumanstalt, ein Gasthaus sowie einen ArbeiterInnenspeisesaal mit Küche für 1000 Personen und das Kaiser Franz Josef-Jubiläumstheater. Eine markante Achse, die Kruppstraße, verbindet die auf einem Hügel angelegte Unternehmervilla mit der ebenfalls von Krupp errichteten Kirche. Der Kirchenvorplatz wird von Schule, Gasthaus, Konsumhaus und anderen öffentlichen Einrichtungen eingegrenzt. Es heißt, dass es Krupps Wunsch war, die Villa so anzulegen, dass er bei geöffnetem Portal die Statue auf dem Hochaltar der Kirche sehen konnte, deren Gesicht die idealisierten Züge seiner Frau trug. Die Krupp-Villa, die Ende des Zweiten Weltkrieges zerstört wurde, bot durch ihre leicht erhöhte Lage am Hügel darüber hinaus einen direkten Ausblick auf die Fabrik und über die Stadt.

DIE ARBEITERKOLONIE DER BERNDORFER METALLWARENFABRIK ARTHUR KRUPP IN BERNDORF.

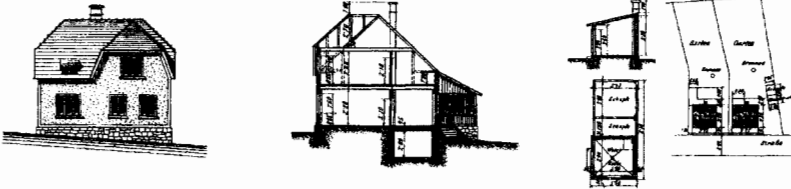
Arbeiter-Eigenhaus. (Baukosten K 12.400, Grundkosten K 526 für 947 m².)

Schaubild auf Tafel 14.



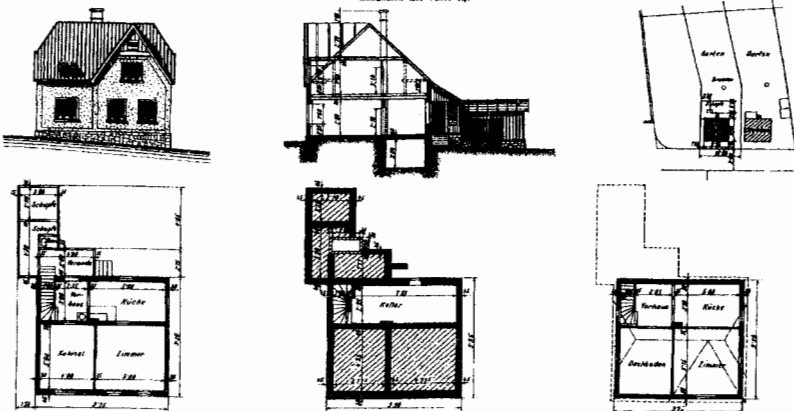
Arbeiter-Eigenhaus. (Baukosten K 11.300, Grundkosten K 554 für 998 m².)

Schaubild auf Tafel 14.



Arbeiter-Eigenhaus. Type III a. (Baukosten K 11.000, Grundkosten K 480 für 864 m².)

Schaubild auf Tafel 14.






Schaubilder und Typengrundrisse der Berndorfer Arbeiterkolonie

aus: Allgemeine Bauzeitung „Die Arbeiterkolonie der Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp in Berndorf“. Jg. 77: p. 43-44; Tafel 12. Wien 1912



Lageplan Wiedenbrunn
1:2000

Legende

-  ArbeiterInnenwohnhaus
-  Haus- und Gemüsegärten
-  Grünflächen

Siedlung Wiedenbrunn

Mit dem Bau der ArbeiterInnenkolonie Wiedenbrunn wurde 1889 begonnen. Der gesamte Ortsteil wurde vom Architekten Ludwig Baumann im Siedlungstyp einer Gartenstadt geplant. Zweigeschossige Einzel- oder Doppelhäuser wurden in einem Raster von Straßen und Wegen erbaut. Im etwas älteren Ortsteil haben Einzel- und Doppelhäuser nahezu quadratische Grundrisse und sind mit einer Seitenlänge von 9,30m errichtet. Je Geschoss und Stiegenhaus war eine ca. 50–60m² große Wohnung, bestehend aus Zimmer, Küche und Kabinett angeordnet. Die etwas später, zwischen 1906 und 1907 erbauten Wohnhäuser wurden im Grundrisstyp des Häuservierecks gebaut. Nach einheitlichem Plan wurden vier Häuser mit Rück- und Seitenwand so aneinander gebaut, dass jedes Haus an zwei Seiten frei steht. Die Wohnungsgrößen reichten bei einer Zimmer-Küche-Wohnung von 34m² bis zu einer 44m² großen Wohnung bestehend aus Zimmer, Küche und Kabinett. Eingang und Stiegenhaus befinden sich an der Rückseite der Häuser. Das Stiegenhaus ist etwas aus der Fassade heraus gerückt. Je Geschoss waren zwei Toiletten im Stiegenhaus vorgesehen. Ein eigener Hof- und Gartenraum gehörte zu jedem der Häuser. Zur Straße hin wurde ein schmaler Streifen als Vorgarten angelegt. Die seitlich der Häuser liegenden Grünstreifen wurden vermutlich zum Anbau von Gemüse und Kräutern genützt und die nach hinten liegenden Freiflächen waren als gepflasterte Hofräume ausgestaltet. Soweit aus den Plänen ersichtlich ist, war zusätzlich am Rand der Wohnsiedlung ein größeres Grundstück für Gemüsegärten vorgesehen. Die nach hinten liegenden offenen Hofflächen eigneten sich besonders als Kommunikationszone, als Spielraum für die Kinder und als Begegnungs- und Erholungsraum für die Erwachsenen. Heute sind die Hinterhöfe begrünt und ein Gehweg führt hinten vorbei an den Häusern. Jedes Haus war mit einem Keller, in dem die Waschküche untergebracht war und einem begehbaren Dachboden ausgestattet. Die zusätzlichen Einrichtungen, wie Schule, Kindergarten, Badeanstalt, Konsumhaus, Gasthaus und das Theater befanden sich außerhalb der eigentlichen Wohnsiedlung.



Siedlung Wiedenbrunn

dazwischenliegende Hofflächen

straßenseitige Ansicht

LITERATUR

Czernin Peter: K.u.k. Arbeiter- und Fabrikstadt Berndorf/NÖ. Das österreichische Musterbeispiel der Wechselwirkung zwischen Industrie u. Stadtentwicklung. Dissertation Graz 1978

Foltin R.: Die Arbeiterwohnhäuser der historischen Textilfabriken im Raum Wiener Neustadt-Steinfeld. Diplomarbeit TU Wien 1981

Hösl Wolfgang: Industriestraße. Viertel unter dem Wienerwald. Rundführer durch ein historisches Industrieviertel. Guntramsdorf 1989

Köpl Regina, Redl Leopold: Das totale Ensemble. Ein Führer durch die Industriekultur im südlichen Wiener Becken. Wien 1989

NÖ Handelskammer (Hrsg.): Günther Martin: Das silberne Vlies. Die österreichischen Krupps in Berndorf. Schriftenreihe Heft 10. Wien 1978

DIE GARTENSTADT

Mit zunehmender Industrialisierung waren in den Städten neue Ballungszentren entstanden, die schwere hygienische und soziale Mängel aufwiesen. Hinzu kam eine enorme Stadtfucht an den Wochenenden, um zumindest an Sonn- und Feiertagen den schlechten Zuständen der Stadt zu entfliehen. Die Idee der Gartenstadt stammt von dem Engländer Ebenezer Howard als Reaktion auf die schlechten und beengten Wohnverhältnisse der damaligen Zeit. Er propagierte die Anlage von durchgrünten, von der Stadt abgetrennten Siedlungen mit gemeinschaftlichem Bodeneigentum und größtmöglicher autonomer Versorgung. Die einzelnen Siedlungen sollten in der Größenausdehnung beschränkt werden mit dem Ziel, eine echte Dezentralisation der Großstädte zu erreichen und das gesamte Land in Gartenstädte aufzuteilen. Sein Entwurf einer idealen Stadt sah vor, dass sich die neue Stadt entlang von konzentrisch angelegten Ringstraßen ausbreiten sollte. Im Zentrum ist ein großer zentraler Park vorgesehen, der von Wohngebieten umgeben ist. Der äußerste Ring ist für diverse Betriebe und Fabriken vorgesehen, daran schließen landwirtschaftlich genutzte Flächen an.

Seine Ideen veröffentlichte Howard in seinem Buch: „Gardencities of tomorrow“. Bald nach dem Erscheinen, ab 1896, bildete sich die englische Gartenstadtgesellschaft mit dem Ziel, die Idee der Gartenstadt umzusetzen. Es wurden einige neue Siedlungen mit Kleinhäusern errichtet. Erstmals wurden die Ideen in England 1903 auf einem 1600ha großen Gelände in Letchworth umgesetzt. Eine weitere realisierte Siedlung ist die deutsche Gartenstadt-Siedlung Hellerau bei Dresden. Hans Kampfmayr beschreibt 1906 die Idee und Anlage einer idealen Gartenstadt:

(aus HOHE WARTE III. Jahrg. 1906/7 S 112–113)

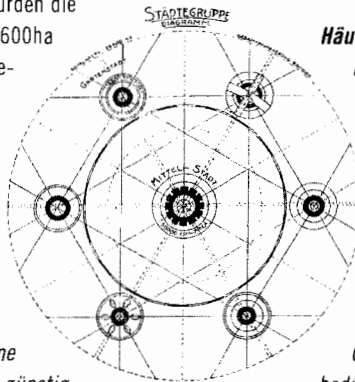
„Nehmen wir nun einmal an, eine derartige Gesellschaft habe ein günstig gelegenes Gelände gekauft. Da gelte es zunächst einen Stadtplan zu entwerfen, der sich der Eigenart des Terrains und den besonderen praktischen Bedürfnissen der künftigen Einwohnerschaft eng anpaßt. ... In schöner Landschaft könnte er das

Musterbild einer kleinen, von Gärten durchsetzten Industriestadt schaffen, mit allen Hilfsmitteln, die Kunst und Technik ihm bieten. [...] Da gälte es z.B. die vorteilhafteste Lage für die Fabriken ausfindig zu machen, so zwar, daß die vorherrschenden Winde den Rauch von der Stadt weg wehen. Die Geschäfte und Warenniederlagen würden in den breiten, geschlossen umbauten Durchgangsstraßen Platz finden, in denen der ganze Verkehr sich bewegt und die von den ruhigen und staubfreien Wohnstraßen leicht zu erreichen sind. Je nach den Bedürfnissen würde geschlossene, halb offene und offene Bauweise Anwendung finden. Alsdann ließen sich durch geschicktes Gruppieren von öffentlichen Gebäuden und Denkmälern, von Parks und Gärten, von Plätzen und Straßen Stadtbilder von seltenem Reiz schaffen.

Rings um die eigentliche Stadt würde ein breiter Gürtel dauernd dem Garten- und Ackerbau vorbehalten bleiben. Auf diese Weise würde das unangemessene Anwachsen verhindert werden. Nach dem Ausbau einer derartigen Siedlung würde der Menschenstrom in einer neuen untergebracht werden, die mit der ersten vielleicht in guter Verbindung stände. So könnten ganze Stadtssysteme entstehen, die die wirtschaftlichen und kulturellen Aufgaben unserer Großstädte erfüllen würden, ohne deren Nachteile zu besitzen.

Häuserbau:

Es versteht sich, daß mit allen zu Gebote stehenden Mitteln auch die künstlerische Gestaltung der Häuser gefördert werden müßte. Offenkundige Geschmacklosigkeiten, wie die Verwendung von Surrogaten, könnte man wahrscheinlich schon dadurch verhindern, daß jeder Bauplan der Genehmigung einer Baukommission bedürfte, in der einige einsichtige Künstler Sitz und Stimme hätten. Da die Gesellschaft im Besitz des ganzen Geländes wäre, hätte sie ja frei darüber zu verfügen, welche Bauten zugelassen werden sollten. Durch unentgeltlichen künstlerischen Rat der Baukommission könnte gleichfalls Gutes gewirkt werden, vor allem aber



Gartenstadtdiagramm aus: Hohe Warte. Halbmonatsschrift zur Pflege der Künstlerischen Bildung und der Städtischen Kultur. III. Jahrgang. Wien und Leipzig 1906–1907

durch die Macht des guten Beispiels. Jeder von der Gründungsgesellschaft geschaffene Bau müßte künstlerisch mustergültig sein.

Wohnungskultur:

Innerhalb solcher Wohnstätten könnte bei einiger Pflege eine echte Wohnungskultur entstehen. Auch hier müßte eine systematische Erziehungsarbeit geleistet werden. Mein Vorschlag wäre der, in jedem Jahr ein paar Häuser, bevor sie dem Gebrauch übergeben werden, vollständig einzurichten. Möbel- und Kunsthändler würden mit Vergnügen sich an derartigen Ausstellungen beteiligen und allmählich würde der Beschauer die Harmonie empfinden lernen, zwischen den würdig schlichten Räumen und den gut gearbeiteten einfachen Möbeln. In der Gartenstadt wäre verhältnismäßig leicht den Kauflustigen dadurch zu guten Möbeln zu verhelfen, daß die Gesellschaft mit guten Möbelfabriken, die sich an den Ausstellungen beteiligen, Geschäftsbeziehungen anknüpft. [...].

Gärten:

Wie der Name Gartenstadt schon andeutet, werden in der Stadt die öffentlichen Anlagen und Spielplätze, sowie die Privatgärten einen breiten Raum einnehmen, ohne daß man deshalb auf die Vorzüge der geschlossenen oder halboffenen Bauweise ganz zu verzichten brauchte. Es müßte auch in den Gärten mit vielen Geschmackslosigkeiten aufgeräumt werden, und es dürften hier die mannigfachen künstlerischen Anregungen, die gerade in den letzten Jahren für die Gestaltung des Gartens gegeben wurden, auf fruchtbaren Boden fallen.,,

Mit der Anlage einer idealen Gartenstadt, so war man überzeugt, sollte es möglich sein, die Menschen für kulturelle Aktivitäten anzuregen und so eine neue Generation von vorwärtsstrebenden, kunst- und kulturinteressierten Menschen hervorzubringen.

In einer anderen Architekturzeitung von 1912 wird die Berndorfer Siedlung Griesfeld, der in ihrer Anlage und

Gestaltung die städtebaulichen Ideen der Gartenstadtbewegung zugrunde liegen, näher beschrieben. (aus: Allgemeine Bauzeitung: Die Arbeiterkolonie der Berndorfer Metallwarenfabrik Arthur Krupp in Berndorf. Wien 1912, S.43–44)

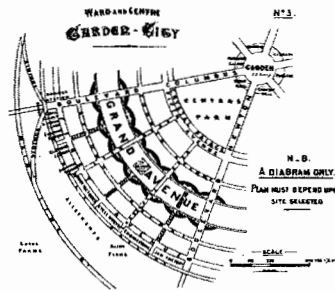
„Es wird nun von Interesse sein, in die baulichen Details der Berndorfer Arbeiterkolonie näher einzugehen und zunächst die neue Anlage Griesfeld zu betrachten: [...] Für die in nächster Zeit zu verbauenden Grundstücke sind die Projekte in Ausarbeitung begriffen; es sind dies der Pfarrhof zu der im Bau begriffenen katholischen Kirche, eine Konsumanstaltsfiliale und ein Restaurant sowie ein Grundkomplex von 40a für den Bau von Arbeiterwohnhäusern.

Was die eigentliche bauliche Anlage von Griesfeld betrifft, wäre zu bemerken, daß die Regel das freistehende Einfamilienwohnhaus ist; doch wurden im Jahre 1909 auch zwei Gruppenhäuser, die eine bessere Ausnützung des Terrains gestatten, errichtet. Gegen die Straße zu ist jedes Haus mit einem Gartenzaun, gegen die Nachbarn mit Holzplanken abgeschlossen. Die Bauflucht ist stets 3m vom Gartenzaun entfernt, so daß noch Raum für einen kleinen Vorgarten, der in der Regel als Ziergarten ausgebildet wird, übrig bleibt. [...] Hinsichtlich der Ausbildung des Grundrisses, welcher (wie im Plan ersichtlich) kräftig gegliedert ist, sei erwähnt, daß der Platz vorzüglich ausgenützt ist. Alle Häuser besitzen einen geräumigen Keller und eine Waschküche im

Souterrain, zwei Wohnräume und eine Küche im zirka 60cm über dem Terrain liegenden Parterre, zwei gut lüftbare Schlafräume befinden sich im Obergeschoß, in welchem auch der Dachbodenraum angeordnet ist. [...] Die Bautätigkeit wird noch eifrig fortgesetzt, so daß in den letzten Jahren nicht weniger als 40 Wohnhäuser von den Arbeitern erbaut worden sind und eine noch größere Zahl bereits in Aussicht steht. So ist auch Niederösterreich im glücklichen Besitz einer Gartenstadt, eine Tatsache, die der Allgemeinheit leider noch nicht bekannt ist, wie sie es verdient.

Wien, im Dezember 1910

A.S.L



Ideale Gartenstadt, Detailplan aus: Gieselmann Reinhard: Institut f. Wohnbau. TU Wien. o.J.

VON DER MIETSKASERNE ZUM ARBEITERINNENWOHNHAUS Kleinhäusler und Mietskasernen

FAZIT

In der wohnungspolitischen Debatte spielte in der Zeit der Industrialisierung die Wahl der Wohnform für ArbeiterInnen zwischen Kleinhaus und Mietskaserne eine wesentliche Rolle. Während von eher konservativen Wohnungsreformern das Kleinhaus propagiert wurde, war das Modell der mehrgeschossigen Miethäuser vom ökonomischen Standpunkt betrachtet im Vorteil. Wenn hier von Kleinhaus die Rede ist, sind die Wohnungsverhältnisse in diesen Häusern nicht vergleichbar mit unseren heute gewohnten Einfamilienhäusern. Oft nur mit billigstem Material errichtet, kaum beheizbar und schlecht isoliert, waren sie manchmal noch viel beengter als so manche mehrgeschossige ArbeiterInnenkaserne. Für den Unternehmer war der ökonomische Standpunkt einer optimalen Ausnutzung des Baulandes mit höchstzulässiger Höhe und Dichte vorrangig gegenüber wohnungshygienischen oder familienpolitischen Überlegungen. Dem standen sozialpolitische Überlegungen gegenüber, die eine gesunde und zufriedene Kleinfamilie als wesentliches staatstragendes Element erkannten. Um diese Vorstellungen mit den ökonomischen Zwängen in Einklang zu bringen, wurde nach Lösungen gesucht, die auch für ArbeiterInnenfamilien ein eigenes Haus realisierbar machten.



Siedlung in Großsiegharts

Kleinhäuser

Noch im 19. Jahrhundert war der vorherrschende Wohnhaustyp für die ArbeiterInnen die Kleinwohnung oder die ArbeiterInnenkaserne. Die Kleinwohnungen bestanden aus ein bis zwei Räumen, wovon ein beheizbarer Raum als Wohnküche genutzt wurde und der zweite Raum als Schlafstube diente. Noch beengter waren die Wohnverhältnisse in den ArbeiterInnenkasernen. Ein Bericht aus 1853 beschreibt die Situation:

„Die Kasernen sind gewöhnlich auf viele Familien berechnet, in den Forsten meist aus Holz, auf den Länden aus Stein gebaut. Die Kaserne hat im Erdgeschoß ein bis zwei Wohnstuben für den Aufenthalt der Familien während des Tages und jede Familie hat dort ihren eigenen Platz mit Tisch und Bänken. Ebenso gibt es ein bis zwei gemeinschaftliche Küchen mit Backöfen und Waschkesseln und jede Familie hat dort wieder ihre eigene Kochstelle. Im ersten Stock hat jede Familie ihr Schlafgemach, im zweiten eine Rumpelkammer, die zugleich das Schlafgemach für die erwachsenen Kinder ist. Im Dachraum sind Kammern für die Ledigen. Im ersten Stock finden sich überdies zwei heizbare Stuben, das Gebär- und das Kranzenzimmer. Auf ähnliche Weise sind Keller, Stall und Futterschuppen abgeteilt. Jede Kaserne hat einen Hausmeister, gewöhnlich ein achtbarer Holzinvalid.“ (Wessely 1853, S. 456)

In den ländlichen Gebieten der vor- und frühindustriellen Zeit war die Wohnsituation der ArbeiterInnen keinesfalls besser als in den Städten. Bürgerrechte besaß nur, wer auch im Besitz eines eigenen Hauses, insbesondere einer eigenen Feuerstelle war. Die Hausgemeinschaft war streng patriarchal organisiert, alle BewohnerInnen standen unter der starken Abhängigkeit des Hausherrn. Ein Kleinhäusler, der bereits seine eigene „Keusche“ besaß, auch wenn sie noch so klein einfach und beengt war, war gegenüber Dienstboten oder „Inwohnern“, wie UntermieterInnen damals genannt wurden, schon sehr privilegiert. Für Bauern wiederum waren Dienstboten, die im eigenen Haus wohnten, die wesentlich billigeren Arbeitskräfte. Kleinhäusler verringerten nur den vorhandenen Grund und Boden und waren der direkten Einflussnahme entzogen. Sie waren daher von Bauern nicht gerne gesehen. Erst mit der Abwanderung von Arbeitskräften in Industrieregionen und Städte änderte sich langsam die Einstellung der Bauern. Mit der Förderung durch die Gemeinde zur Ansiedlung von Kleinhäuslern versuchte man die Landflucht zu mindern. Vermehrte Ansiedlungen entstanden Ende des 18. Jahrhunderts einhergehend mit dem Aufschwung der Textilindustrie. Zuvor waren Kleinhäuslersiedlungen nur in Gebieten mit Hütten- und Bergwerksunternehmen zu finden. Als Bauweise waren massiv gebaute Steinhäuser wesentlich prestigeträchtiger und Zeichen für Wohlstand im Gegensatz zu den feuergefährdeten und für Schädlingsbefall anfälligen Holzbauten. Um die Holzkonstruktion zu verbergen, wurden die Häuser verkleidet und entsprechend gestrichen, um einen Steinbau zumindest vorzutäuschen. Ende des 18. Jahrhunderts wurde aufgrund von Holzknappheit in manchen Gegenden die Holzbauweise überhaupt verboten. Ein wahrer Bauboom setzte am Beginn des 19. Jahrhunderts in Niederösterreich ein. Im ersten Jahrzehnt wurden alleine 4526 neue Wohngebäude errichtet und mehr als 32.000 Häuser umgebaut. (Sandgruber 1979, S. 113)

Während in weiten Teilen Österreichs bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert ein überwiegender Teil der Häuser in Holzbauweise errichtet wurde, waren zu dieser Zeit in Niederösterreich bereits 60% der Häuser aus Stein oder gebrannten Ziegeln gebaut. Eine der ältesten Kleinhaußsiedlungen in Niederösterreich ist die Wohnsiedlung in Horn, die 1656 von einem Tuchmacher, Graf Kurz, mit 30 Häusern errichtet wurde. Um 1720 plante Graf Mallenthein eine Webersiedlung mit ca. 1000 Häusern in Großsiegharts, wovon jedoch nur 200 Häuser realisiert wurden. Ebenfalls zu den Kleinhäuslersiedlungen zählt die ArbeiterInnensiedlung in Lichtenwörth, die um 1750 von Kaiserin Maria Theresia in Auftrag gegeben wurde. Eine weitere Siedlung wurde 1779 in Lilienfeld für die Österleinsche Gewehrfabrik errichtet. Die letzte große ArbeiterInnensiedlung dieser Art ist die um 1820 von den Brüdern Rosthorn gebaute Siedlung in Öd bei Piesting.

BEISPIEL

Die älteste ArbeiterInnensiedlung 1747 – die Nadelburg in Lichtenwörth

Um die Ansiedlung von neuen Produktionszweigen zu sichern, wurden unter Kaiserin Maria Theresia neu gegründeten Fabriken Förderungen und Begünstigungen zuteil. Johann Christian Zug nahm dies zum Anlass und gründete 1747 in Lichtenwörth eine Nähfadelfabrik. Noch im Aufbau befindlich zeigte sich, dass Johann Christian Zug damit finanziell und organisatorisch überfordert war, und die Leitung der Fabrik wurde direkt von der zuständigen staatlichen Hofstelle übernommen. Da FacharbeiterInnen aus Nürnberg und Aachen geholt werden mussten, wurden in der Nähe der Fabrik in den nächsten Jahren insgesamt 56 kleine, gemauerte, mit Schindeln gedeckte Häuser errichtet. Entlang der Hauptachse, die zwischen Kirche und Fabrik verläuft, sind die Häuser quer zur Straße angeordnet und durch einen Wirtschaftshof voneinander getrennt. Zur Straße hin ist der Hof mit einer Mauer begrenzt. Man gelangt durch ein Tor in den kleinen Wirtschaftshof und den Hausgarten, von wo aus wiederum jeweils die zwei Wohnungen betreten werden. Jedes Haus mit je zwei Zimmern, einer gemeinsamen Küche und einem gemeinsamen Hausgarten war von zwei Familien bewohnt. Die Siedlung war durch eine Umfassungsmauer von der übrigen Ortschaft getrennt und ist nur durch ein Eingangstor zu betreten. Schon damals „Nadelburg“ genannt, hatte die Siedlung eine eigene Schule und einen Arzt. Eine eigens erbaute Kirche sollte zur Katholisierung der aus dem süddeutschen Raum kommenden protestantischen Meister und Gesellen beitragen.

Bis in die 30er Jahre des 20. Jahrhunderts wurden in der Fabrik alle Sorten von Nadeln, Drähten, Stiften, Nieten, sowie diverse Kupfer- und Messingartikel erzeugt. Während das Fabrikgebäude und die Untermehervilla nur mehr als Ruinen vorhanden sind, besteht die ArbeiterInnensiedlung bis heute als fast unverändertes, einzigartiges Ensemble. In einem mit privater Initiative liebevoll eingerichteten Museum kann eine zahlreiche Sammlung von alten Ansichten, Plänen, den Erzeugnissen der Fabrik und vielem mehr besichtigt werden. Die Sammlung vermittelt einen guten Eindruck über die für damals schon vorbildhaft geltende ArbeiterInnensiedlung. In einer umfangreichen Führung wird die gesamte Anlage in ihrem früheren Bestand noch einmal verdeutlicht. Leider wurde vor ein paar Jahren der vor dem Gasthaus liegende Arkadengang abgebrochen und bis heute nicht mehr wie ursprünglich vorgesehen neu errichtet, was die Wirkung des Gesamtensembles wesentlich stört.

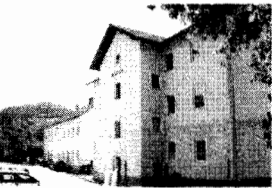
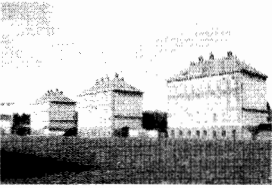


Nadelburg: historische Ansicht

straßenseitige Ansicht, Adlertor

Kleinhaußsiedlung Nadelburg

Nach den einfachen Baracken und ArbeiterInnenkasernen der großen Bergbau- und Hüttenwerke im 18. Jahrhundert wurden im 19. Jahrhundert vorrangig mehrgeschossige ArbeiterInnenwohnhäuser errichtet. Die Bauweise richtete sich in erster Linie nach den Bodenpreisen. Während in Gebieten mit niedrigen Bodenpreisen



Laubenganghaus in Furthof

Dienstwohnungen der ÖBB von
1912–1913 in Pöchlarn

mehrgeschossige ArbeiterInnen-
wohnhäuser in Böhlerwerk

auch vereinzelt Ein- bis Vierfamilienhäuser gebaut wurden, waren es ansonsten vorwiegend mehrgeschossige Wohnhäuser. Zwischen 1860 und 1880 war der bevorzugte Bautypus das Laubenganghaus. Ähnlich wie in den Wiener Mietskasernen waren Wohnungen bestehend aus Zimmer und Küche direkt vom Freien aus oder über den Laubengang begehbar. Einziger Vorteil gegenüber dem Gangküchenhaus waren hier die Küchen, die direkt ins Freie belichtet und belüftet wurden. Die sanitären Anlagen befanden sich außerhalb der Wohnungen und wurden von mehreren Parteien geteilt. Dieser zweigeschossige Haustyp ließ sich mit vergleichsweise geringen Kosten errichten und war für eine möglichst dichte Bebauung optimal geeignet. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Laubengangtyp von einem Gebäudetyp verdrängt, der eine höhere bauliche Ausnutzung ermöglichte, der dreigeschossige Vierspänner-Doppelhaustyp. Über ein innenliegendes Stiegenhaus wurden je Stockwerk vier Wohnungen erschlossen. Alle Räume waren direkt belichtet. Wasserentnahmestelle und sanitäre Anlagen befanden sich nach wie vor außerhalb der Wohnung, im Stiegenhaus.

Häufig wurden mehrere Häuser gleichzeitig errichtet und in parallel zueinander stehenden Reihen angeordnet. Zwischen den Wohnhäusern wurden Kleingärten zur Eigenversorgung angelegt und in dazwischen liegenden eingeschossigen Baukörpern konnte Brennmaterial eingelagert werden beziehungsweise war die Waschküche untergebracht. Die Wohnungen bestanden weiterhin nur aus Zimmer und Küche, hatten sich aber gegenüber der früheren durchschnittlichen Nutzfläche von 33m^2 auf 36m^2 erhöht. (Schweitzer 1972, S. 165) Häufig gelangen nebeneinander unterschiedliche Typen zur Ausführung. So findet man zum Beispiel im Gebiet Gloggnitz-Schlögelmühl in der ehemaligen Werksiedlung vier verschiedene Grundtypen der Erschließung und Wohnraumorganisation: Laubengangtypen, Mittelgang mit je einem am Ende liegenden Stiegenhaus (ehemaliges Kasernengebäude), innenliegendes Stiegenhaus mit Gangerschließung (Vier- oder Fünfspanner) und Mischformen. Die ArbeiterInnenkolonie Berndorf nimmt mit Einfamilienhäusern für ArbeiterInnenfamilien darüber hinaus unter allen Formen eine Sonderstellung ein. Als einzeln stehendes Gebäude für nur eine Familie erlangt das ArbeiterInnenwohnhaus in Österreich vermehrt erst im 20. Jahrhundert Bedeutung.

In einem Artikel von 1905 beschreibt der Architekt Professor R. Riemerschmid die Anforderungen an Planung und Gestaltung eines ArbeiterInnenwohnhauses. Klar stellt er voran, dass in erster Linie vor jeder künstlerischen Gestaltung eine billige Bauweise oberste Priorität hat:

... sie wird nur so Anteil nehmen können, dass sie den Teilen, die uns notwendig sind zur schützenden, sichernden Behausung, streng sich zurückhaltend, wenigstens alle die Reize abgewinnt, die sie schon in sich bergen, die in der natürlichen, ungekünstelten, ehrlichen Behandlung des Materials und in der zweckmäßigsten, klarsten Anordnung der Teile liegen. [...] Es ist immer noch nötig, wieder und wieder den gewiß recht einleuchtenden Satz einzu-

prägen, daß ein Miethaus für Lohnarbeiter nicht dadurch gewinnt, daß es da und dort den kläglichen Versuch macht, an einen Renaissancepalast zu erinnern. [...] Balkone erweitern den Raum bei gutem Wetter wesentlich und sie sollen auch auf der Straßenseite nicht verpönt werden, oft bieten sie ein Mittel zur lebhafteren Gestaltung, und wenn auch einmal Wäsche da getrocknet wird, das ist nicht so schlimm, ein andermal findet dafür auch ein schöner Blumenstock da seinen Platz, und überhaupt sollte man sich auch hier nicht einem wertlosen Schein zuliebe einengen, wo schon zuviel Enge herrscht. Gemeinsam benützbare Räume für Wäschebesorgung, für Bäder werden in diesen Häuserstöcken nicht fehlen dürfen, auch nicht solche für Erholung und Weiterbildung. [...]

... vielleicht darf auch einmal damit gerechnet werden, daß die Wohnung eines besser gestellten Arbeiters sich irgendwie von den anderen auszeichnet, etwa durch einen kleinen Erkerstutz, der dann etwas zu sagen hat: mein Besitzer hat s um ein paar Schritte weiter gebracht, die Frau geht natürlich nicht in die Fabrik, kann ein freundliches, liches Platz brauchen zum Nähen und Flicken, sie kann s am Sonntag auch einmal dem Mann abtreten, der an so einem Platz mit gesteigerter Behaglichkeit sich einer Liebhaberei hingibt oder ein Buch vornimmt.“ (Riemerschmid 1905/1906)

Tatsächlich sind aber keine Bauten bekannt, in denen über die Gestaltung der Fassade hinausgehend Gestaltungsmöglichkeiten versucht wurden. Für den Bau von Einfamilienhäusern beschreibt Riemerschmid folgende Anforderungen:

„Ein niedriger Keller sollte nicht fehlen. Er muß Raum bieten für Vorräte und so ermöglichen, daß der Vorsorgliche auch in größeren Mengen einkaufen kann. Im Erdgeschoß wird meist ein kleiner Vorplatz, die Küche, ein Wohnraum Platz finden, vielleicht auch ein Schlafräum. Ein Verschlag, in dem eine Ziege oder ein Schwein gehalten werden kann, läßt sich leicht anbauen. Das lieber steile als zu flache Dach wird oft zweckmäßig bis zur Balkenlage überm Erdgeschoß heruntergezogen werden, die Schlafräume werden in seinem untersten Teil eingebaut werden können. Bei gediegener guter Ausführung, wie sie unter allen Umständen, um dem Bau Dauerhaftigkeit und gesundheitliche Vorzüge zu sichern, überall gefordert werden muß, können hier genügend warme, trockene, gesunde Räume entstehen, die billig werden, auch wenn das Dach unter der Ziegel- oder Schieferdeckung noch verschalt, mit Dachpappe belegt und innen gut verputzt wird. Leicht ergeben sich Hohlräume, die überall durch eine Art von Wandschränken ausnützbare gemacht werden müssen. Wandschränke sollten überhaupt wo möglich in jedem Raum Platz finden, sie bedeuten, richtig verwendet, die beste Raumaussnützung, zugleich einen Schmuck und eine Ersparnis an Möbeln.“ (Riemerschmid 1905/1906)

LITERATUR:

Kastorff-Viehmann Renate: Kleinhaus und Mietkaserne. In Niethammer Lutz (Hrsg): Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft. Wuppertal 1979. S. 271–291

Müller Herta: Die k.k.Nadelburger Fabrik zu Lichtenwörth. Dissertation Universität Wien 1941

Riemerschmid R.: Das Arbeiterwohnhaus. Grundriss und Aussehen, Innenausbau und Einrichtung. In: Hohe Warte II. Jahrgang 1905–1906. S. 137–141

Sandgruber Roman: Gesindestuben, Kleinhäuser und Arbeiterkasernen. In Niethammer Lutz (Hrsg): Wohnen im Wandel. Beiträge zur Geschichte des Alltags in der bürgerlichen Gesellschaft. Wuppertal 1979. S. 107–131

Schweitzer Renate: Der staatlich geförderte, der kommunale und der gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsbau in Österreich bis 1945. Dissertation TU Wien 1972

Weißbach Karl, Mackowsky Walter: Das Arbeiterwohnhaus. Berlin 1910

Wessely J.: Die österreichischen Alpenländer und ihre Forste. Wien 1853

„DAS ARBEITERWOHNHAUS“

Ein im Jahre 1910 erschienenes Buch von Karl Weißbach und Walter Mackowsky widmet sich sehr ausführlich dem ArbeiterInnenwohnhaus. Es werden die Anordnung und Ausstattung der einzelnen Räume in einem ArbeiterInnenwohnhaus beschrieben:

Auszüge aus: Weißbach Karl, Mackowsky Walter.
Das Arbeiterwohnhaus. Berlin 1910:

Wohnungsflur

Ebenso wie das Haus bedarf auch die Wohnung eines Vorplatzes, eines Flurs, das heißt eines kleinen Raumes, den man vom Hausflur oder Treppenruheplatz aus zuerst betritt. Die Anordnung sämtlicher Räume einer Wohnung um einen solchen Flur, der alle Räume unter Verschluss bringt, so daß die Flurtür die Wohnung völlig abschließt und weder Nachbarn noch Freunde an die Zimmertüren überhaupt herantreten können, ist für jede Wohnung äußerst wertvoll. Abgeschlossenheit. Sauberkeit und Erhaltung der Wohnungswärme gewinnen entschieden bei solcher Anlage.

Wohnzimmer

Das Wohnzimmer hat verschiedene Zwecke zu erfüllen. Hier verbringt die Frau die Stunden nach Besorgung der Wirtschaftsgeschäfte, hier überwacht sie Spiel und Arbeit ihrer Kinder, dabei selbst fleißig schaffend, um den Besitz der Familie zu ordnen und zu erhalten, und hier weilt sie am Abend an der Seite ihres Gatten, wenn er ermüdet, wohlverdiente Stunden der Ruhe im Kreise seiner Familie genießt. So sollte es wenigstens sein. Oft schränkt sich jedoch die Familie aufs äußerste ein, um eine „gute Stube“ zu besitzen. Diese Stube wird fast nie bewohnt, wird geschont und behütet und nur bei Festtagen und bei Besuchen benutzt. Dabei nimmt sie oft mehr als den dritten Teil der Wohnung ein und liegt an bester Stelle, einerlei: die Familie lebt zusammengepfercht in der Küche und verzichtet auf den besten Raum. Solche Verkehrtheiten, die sich schwer bekämpfen lassen, führen zu Zwist in der Familie. werden zu Hemmnissen für die Entfaltung eines gesunden, freudigen Familienlebens, zwingen oft den Mann seine Ruhestunden auswärts, in der Schenke zuzubringen. [...] Die Wohnstube darf nicht zu dürtig ausgestattet werden. Als Fußboden wählt man Riemenfußboden oder

schmale kieferne Bretter, auch ein einfacher Linoleumbelag ist am Orte. Die Wände werden mit einer nicht zu hellfarbigen Tapete beklebt, die Decke bleibt glatt, erhält höchstens eine Hohlkehle aus Stuck und wird im übrigen möglichst ganz weiß gelassen.

Schlafzimmer

Der gesunde Mensch verbringt den dritten Teil seines Lebens im Schlafzimmer, dieser Raum verdient deshalb nach Lage und Größe besondere Beachtung. Wenn irgend möglich, legt man das Schlafzimmer derart, daß es unmittelbar vom Vorplatz oder vielmehr Wohnungsflur aus zugänglich ist, keinesfalls also zu einem Durchgangszimmer wird. [...] Das Schlafzimmer soll hell sein, möchte aber auch nicht zuviel Licht erhalten. [...] Bei der Ausstattung des Schlafzimmers lege man vor allen Dingen auf Einfachheit und Sauberkeit wert. Man wähle deshalb für den nicht zu knapp bemessenen Raum eine helle lichte Wandfarbe, die ihn noch größer erscheinen läßt. An den schlichten, farbig gehaltenen Betten und den wenigen anderen Möbeln vermeide man scharfe Ecken und vor allem auch Staubfänger; denn der Hausfrau oder den Kindern fehlt die Zeit zum Reinigen solchen Zierates.

Küche

Die Benutzung der Küche ist eine verschiedene. Nur in einzelnen Gegenden Deutschlands dient sie ihrem Zweck allein; sehr oft wird sie der gewöhnliche Aufenthalt der gesamten Familie. Hier schafft die Frau, hier arbeiten oder spielen die Kinder, hier werden die Mahlzeiten eingenommen, und hier verbringt die Familie die freien Abendstunden. Sie erspart damit zugleich die Beheizung eines anderen Raumes. [...] Hiernach hängt auch die Lage der Küche von der Art ihrer Benutzung ab. Dient sie nur ihrem eigentlichen Zweck, so liegt sie am besten an einer minderwertigen Seite des Hauses und in der Nähe der Haupttür der Wohnung; wird sie zur Wohnküche, so findet sie ihren Ort oft an der Straßenseite, gestattet einen Blick auf den Straßenverkehr und erleichtert, so gelegen, der Frau den Wirtschaftsbetrieb insofern, als diese den Ruf hausierender Händler hört und ohne die Wohnung verlassen zu müssen, ihren Tagesbedarf einkaufen kann. [...]

Baderaum

Eine unerläßliche Bedingung für jede, auch die kleinste Wohnung sollte die Anlage eines Baderaumes sein. [...] Der Baderaum braucht nicht an wertvoller Stelle zu liegen und nicht zu groß zu sein, weil sonst die Gefahr nahe liegt, ihn nicht zu seinem Zwecke, sondern als Schlafraum oder anders zu benutzen. Gern legt man ihn unmittelbar neben oder über der Küche an. Bei dieser Lage werden die Rohrleitungen möglichst kurz und die Beschaffung heißen Wassers ist von der Küche aus bequem zu bewirken.

Abort

Eine möglichst rasche Entfernung der menschlichen Auswurfstoffe aus dem Bereiche der Wohnung ist dringend nötig. [...] Der Abortraum liegt zunächst am besten dort, wo er bequem zugänglich, aber dabei verborgen ist, und von wo aus die Beseitigung der Auswurfstoffe leicht bewirkt werden kann; dabei womöglich an einer minderwertigen Seite des Hauses, nicht an der Sonnenseite und auch nicht an der Seite der herrschenden Winde.

Garten und Feld

„Nichts liegt so tief in der menschlichen Natur begründet als das Verlangen, ein Stück der Mutter Erde sein eigen zu nennen“ (Fritz Reuter). Diese Worte finden besonders im Leben des Minderbemittelten volle Bestätigung. [...] Das im Garten erbaute Gemüse und Obst gewährt der Arbeiterfamilie bei wenig Kosten eine zeitgemäße Abwechslung in der eigenen Nahrung oder, wenn die erbauten Früchte verkauft werden, einen schönen Beitrag zu ihrem Einkommen. Vornehmlich aber ist der Aufenthalt im wohl gepflegten Garten von hoher sittlicher Bedeutung: das Familienleben wird veredelt, die Erziehung der Kinder unterstützt und die Gesundheit gefördert.

Fig. 31 a und b.
Wohnhaus für zwei Familien. System B.
Fig. 31 a. — Ansicht.

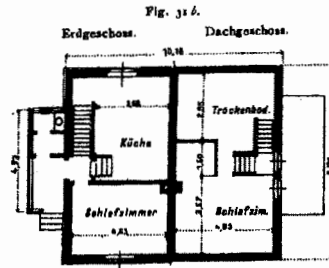


Fig. 32 a, b und c.
Wohnhaus für zwei Familien. System D.
Fig. 32 a. — Ansicht.

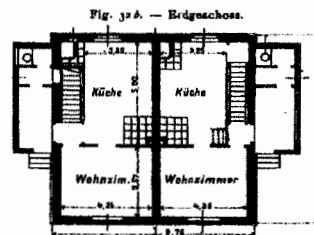
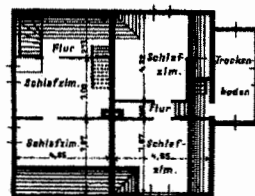


Fig. 32 c. — Dachgeschoss.



LITERATUR

Weißbach Karl, Mackowsky Walter: Das Arbeiterwohnhaus. Berlin 1910

ABBILDUNGEN:

Arbeiterwohnungen auf der Weltausstellung Paris 1900 aus: Allgemeine Bauzeitung. Jg. 67; Tafel 50-54.
Wien 1902

BAUDENKMAL ODER ABBRUCHHAUS

Zahlreiche Industriedenkmäler und Wohnobjekte aus der Zeit der Industrialisierung in Niederösterreich zeugen von einem besonderen Abschnitt in der Kulturgeschichte der Menschen. Sie dokumentieren eine vergangene Epoche und sind Identifikationssymbol für Generationen vor uns. Viele Ortschaften entstanden erst mit der Ansiedlung der Industrie, und die Erhaltung ihrer Bauwerke stellt daher ein allgemeines Anliegen dar. Der weitaus größte Teil von Werkswohnungen stammt aus der Zeit zwischen 1850 und 1900. Kaum ein Unternehmen hatte sich um eine regelmäßige Instandhaltung der Wohnungen gekümmert, und mit der Schließung der Betriebe gingen die bis dahin oft desolaten Wohngebäude in das Eigentum der Gemeinde über. Die Gemeinden standen vor der schwierigen Entscheidung zwischen einer aufwendigen Sanierung oder einem gänzlichen Abbruch und damit dem Verlust eines wesentlichen Kulturerbes.

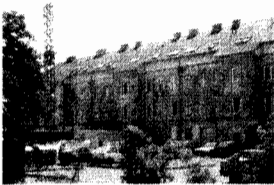
Erst mit Beginn der 80er Jahre des 20. Jahrhunderts entwickelte sich langsam ein Bewusstsein für die architekturhistorische Bedeutung einzelner Industrieensembles, und es wurde mit der Sanierung der alten Gebäude begonnen. Die Wohnungen waren größtenteils noch im ursprünglichen Zustand: Zimmer und Küche auf circa 30m², ohne Heizung und WC am Gang. Nachdem die meisten der Objekte noch bewohnt waren, stellte es die größte Herausforderung dar, trotz Sanierungen die MieterInnen in ihren Wohnungen zu belassen. Meist wurde eine Variante gewählt, bei der nur die öffentlichen Bereiche der Wohnhäuser sowie sämtliche Leitungen, Fassaden, Keller und Dächer erneuert wurden, eine Sanierung der Wohnungen aber nicht vorgesehen war.

Die Art der Sanierungen reicht von vollkommener Veränderung bis zu detailgetreuer Wiederherstellung. Unterschiedliche Herangehensweisen von Sanierungen sollen exemplarisch anhand von ausgewählten Beispielen dokumentiert werden.

Zahlreiche Gebiete Niederösterreichs sind von wirtschaftlichen Umstrukturierungen betroffen. Betriebe, die seit Jahrzehnten ansässig waren, mussten schließen, und die Ansiedlung von neuen Firmen gelingt nur zögernd. Besonders betroffen von dieser „Entindustrialisierung“ ist das südliche Wiener Becken, einer der ältesten Industrierräume Niederösterreichs (Köpl 1989). Traditionelle Produktionszweige wie die Erzeugung von Textilien wurden zunehmend in Billiglohnländer verlagert, und mit der Stilllegung der Fabrik löst sich das gesamte Ensemble auf. Werkseigene Wohnungen werden nicht mehr als solche gebraucht und firmeneigene Infrastruktureinrichtungen verlieren ihre Funktion. Ein Fortbestand der ehemaligen Fabrikgebäude weckt unerwünschte Erinnerungen an hierarchisch-patriachale Strukturen in der Fabrik, an Abhängigkeit und schließlich dem wirtschaftlichen Abstieg mit dem Verlust der Arbeit. Als solches erscheinen Elemente ehemaliger Werksiedlungen nicht als erhaltenswerte Gebäude, und nur bei wenigen ist es gelungen, sie vor dem endgültigen Verfall oder einer identitätszerstörenden Sanierung zu retten und einer erhaltenden Erneuerung zuzuführen, die ihrer sozialhistorischen Bedeutung gerecht wird. An einigen Beispielen sollen unterschiedliche Vorgehensweisen bei der Sanierung und Erhaltung von Objekten der Industrialisierung aufgezeigt werden.

Generalsanierung

Wohnkolonie Leobersdorf



desolate Wohnhäuser in Leobersdorf

... und neu saniert

Die Leobersdorfer Wohnkolonie entstand um 1890 auf Initiative der Firma Ganz & Co. 1887 hatte die aus Budapest stammende Firma eine bereits bestehende Maschinenfabrik in Leobersdorf erworben, um Eisenbahn-Schalengußräder herzustellen. In den folgenden Jahren vergrößerte sich das Werk zu einem umfassenden Gesamtkomplex. Neben zahlreichen Werkstätten und Fabrikgebäuden wurden an die 200 Wohnungen für insgesamt über 1000 Personen errichtet. Daneben entstanden zahlreiche Zusatzeinrichtungen wie ArbeiterInnenbibliothek, Fabriksambulatorium, Spital, Kindergarten, Fabriksrestaurant und ArbeiterInnenspeisesaal. Zu den kleinen Wohnungen gehörte jeweils ein kleines Stück Garten. Während sich die ArbeiterInnenwohnhäuser entlang der Straße aneinander reihten, lagen die Beamtenwohnhäuser eingebettet im nahegelegenen Park. Nach der Schließung der Leobersdorfer Maschinenfabrik wurden die zugehörigen Wohnhäuser günstig an Privatpersonen verkauft, die sie als reine Spekulationsobjekte erwarben. Die Besitzer konnten regelmäßige Mieteinnahmen kassieren, hatten aber keinerlei Interesse, laufende Erhaltungsarbeiten geschweige denn Erneuerungsmaßnahmen an der Gebäudesubstanz durchzuführen. Die Gebäude wurden zusehends baufälliger, undichte Leitungen wurden nicht ordnungsgemäß in Stand gesetzt und waren somit dem Verfall preisgegeben. Erst nach schwierigen Verhandlungen war es der Gemeinde gelungen, einige der insgesamt vier Gebäude käuflich zu er-

werben und unter erheblichem finanziellen Aufwand in den Jahren 1998 bis 2001 einer Generalsanierung zuführen. Zu diesem Zeitpunkt waren noch die meisten Wohnungen bewohnt. Auf Grund der Weitläufigkeit des Geländes war es der Gemeinde möglich in unmittelbarer Nähe einen Neubau zu errichten, in dem die notwendigen Ersatzwohnungen bereitgestellt werden konnten. Die Sanierung erfolgte stiegenweise. Wegen des äußerst desolaten Bauzustandes konnten oft nur die Außenmauern erhalten bleiben. Jeweils zwei ca. 30m² große Zimmer-Küche-Wohnungen wurden zu zeitgemäßerem 60m² Wohnungen zusammengelegt sowie Bad und WC eingebaut. Nach Möglichkeit wurde versucht, den ursprünglichen Charakter wieder herzustellen, aber auf Grund der umfassenden Sanierungsmaßnahmen konnte es nur mehr teilweise gelingen, die Identität der Gebäude auch nach der Sanierung beizubehalten. Die Sanierung brachte darüber hinaus einen vollkommenen BewohnerInnenwechsel mit sich. Während die früheren MieterInnen, die vermutlich größtenteils noch in der Leobersdorfer Maschinenfabrik beschäftigt waren, nun den neu errichteten Wohnbau bewohnen, sind die Wohnungen in den sanierten Gebäuden an Werksfremde vermietet.

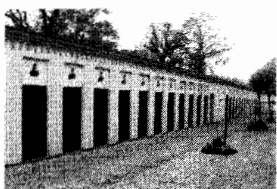
Erneuerung und Rekonstruktion ArbeiterInnen-siedlung Marienthal

Etwas früher, bereits 1988, wurde die ArbeiterInnen-siedlung in Gramatneusiedl/Marienthal durch den Architekten Josef Hums saniert. Internationale Berühmtheit erlangte die Siedlung durch die von Marie Jahoda in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts durchgeführte soziographische Studie über Auswirkungen von Arbeitslosigkeit auf den Einzelnen und auf die Gesellschaft. Die 1830 von Hermann Tedesco gegründete Textilfabrik, die bis 1929 zu einem Großbetrieb angewachsen war und mit 1400 Beschäftigten einen Großteil der Marienthaler Bevölkerung beschäftigte, musste in Etappen zwischen 1929 und 1930 die einzelnen Produktionsstätten schließen, bis schließlich 1930 endgültig die Turbinen abgeschaltet wurden, und einige ArbeiterInnen mit der traurigen Aufgabe betraut waren, die Maschinen zu demontieren und einen Teil der Fabrikgebäude niederzureißen.

Die beidseitig der Hauptstraße stehenden ArbeiterInnenhäuser blieben bis heute erhalten und wurden, sofern sie im Besitz der Gemeinde waren, ab 1988 revitalisiert. Ähnlich wie in Leobersdorf hatten private Besitzer die Gebäude in einen ruinösen Zustand verfallen lassen. MieterInnen, die es sich leisten konnten, waren längst ausgezogen, und übrig blieben alte Menschen und neu hinzugezogene GastarbeiterInnen. Erst nach dem Ankauf einiger Gebäude durch die Gemeinde wurde die Siedlung unter Denkmalschutz gestellt und eine Sanierung eingeleitet. Im Hof waren noch in den Holzbaracken Plumpsklos, Wasser gab es nur in den zwischen den Wohnhäusern liegenden Brunnen, und ordnungsgemäße Leitungen



noch nicht saniertes Wohnhaus



saniertes Wohnhaus

Ansicht von der ehemaligen
Hauptstraße

gemauerte Schuppenzeile

in den Wohnungen waren eine Seltenheit. Die langgestreckten Gebäude beherbergten aneinandergereihte Zimmer-Küche-Wohnungen. Während die Erdgeschossigen Wohnungen direkt vom Freien zu betreten waren, führte eine Treppe in das Obergeschoss zu einem offenen Pawlatschengang, von dem aus die Wohnungen im Obergeschoss zu begehen waren.

Um es allen BewohnerInnen zu ermöglichen in ihren Wohnungen zu verbleiben, wurden die Gebäude nur im Kern erneuert und sämtliche Leitungen in einem Schacht im Stiegenhaus in den oberen Stock geführt. Wenn es der Wunsch der MieterInnen war, wurden auch in den Wohnungen Erneuerungen vorgenommen, und die Leitungen bis in die Wohnungen geführt. Gänzlich saniert wurde die gesamte Außenhaut der Gebäude mit allen Fassaden, die Hofflächen und die dahinter liegenden gemauerten Schuppenzeilen. Priorität in der Sanierung hatte offensichtlich eine möglichst originalgetreue Wiederherstellung der Gesamtanlage bei gleichzeitiger Verbesserung der Gebäudesubstanz, der technischen Infrastruktur und somit der Wohnqualität.

Die Art der Sanierung ist ein gelungenes Beispiel einer erhaltenden Herangehensweise. Auf Grund der historischen Bedeutung einer der ältesten in der Originalstruktur erhalten gebliebenen ArbeiterInnen-siedlungen in Österreich war der finanzielle und organisatorische Mehraufwand sicherlich gerechtfertigt. Mit dieser Sanierung wurde ein entscheidender Beitrag zur Erhaltung eines historisch bedeutsamen Ensembles geleistet

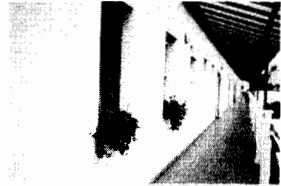
Revitalisierung und Ergänzung

Sehr oft entsprechen Wohnobjekte aus der Zeit der Industrialisierung nicht mehr den räumlichen Anforderungen aus heutiger Sicht. Nebenräume wie Garagen, Kinderwagen- und Fahrradabstellräume sowie private Freiräume in Form von Balkonen oder kleinen Eigengärten entsprachen nicht den Bedürfnissen und Notwendigkeiten der damaligen BewohnerInnen und waren nur soweit vorgesehen, als sie zweckmäßig und zwingend vorhanden sein mussten. An einigen gelungenen Beispielen von Sanierungen durch den Architekten Gernot Rausch zeigt sich, dass eine authentische Sanierung mit sinnvoller Ergänzung und Hinzufügung von Elementen kein Widerspruch sein muss.

Tulln, Untere Kriegsspitalgasse

Die Siedlung in der Unteren Kriegsspitalgasse entstand aus einer ehemaligen Holzbarackensiedlung, die früher Listhof genannt wurde. Erst am Beginn der 60er Jahre des 20. Jahrhunderts wurden die gemauerten Häuser errichtet, die 1987 saniert wurden. Nachdem für die MieterInnen keine Ersatzwohnungen zur Verfügung standen, konnten Erneuerungsarbeiten nur soweit durchgeführt werden, als sie die allgemeinen Teile des Hauses betrafen. Neben den Sanierungsarbeiten

wie Mauer trockenlegung, Erneuerung von Fenstern, Türen, Elektro- und Wasserleitungen sowie der Wärmedämmung von Fassaden und Dach wurden auf Wunsch der MieterInnen nach privaten Freiräumen Holzloggien angebaut. Zusätzlich wurden Fahrrad- bzw. Kinderwagen-abstellräume geschaffen. Die neu geschaffenen privaten Freiräume in Form der Loggien stellen im Gesamtensemble nur einen minimalen Eingriff dar, tragen aber wesentlich zur Verbesserung der Wohnqualität bei und können darüber hinaus auch für die ursprüngliche Baugestalt als Bereicherung gesehen werden.



Tulln, angebaute Holzloggien

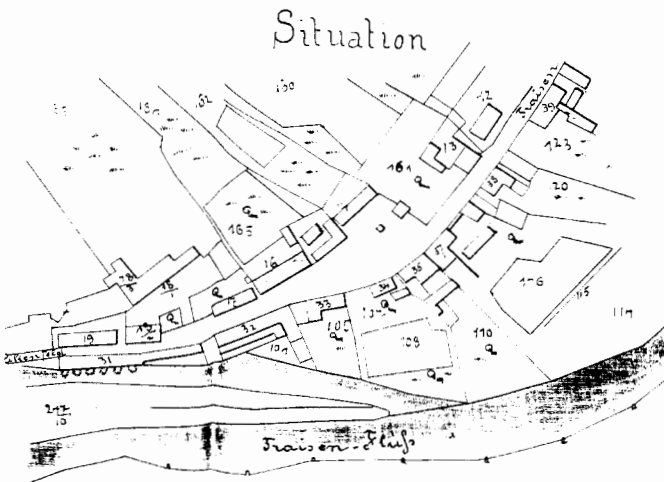
Pottendorf, überdachter Laubengang

Pottendorf, das „Lange Haus“ u. a.

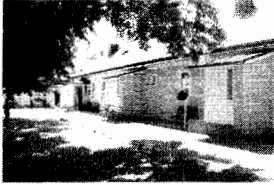
Alle Wohnhäuser der ehemaligen Pottendorfer Textilindustrie wurden 1977, nach dem endgültigen Zusammenbruch der Firma, von der Gemeinde übernommen. Die sich bereits seit Jahren in finanziellen Schwierigkeiten befindliche Industrie war kaum mehr in der Lage laufende Erhaltungsarbeiten an den Wohnhäusern durchführen zu lassen, geschweige denn Sanierungen vorzunehmen und hinterließ die Gebäude in einem extrem schlechten Zustand. Wie im obigen Beispiel war nur eine Sanierung der Gebäudehülle, aller Leitungen, Installationen und der Außenanlagen möglich. Die Schuppen wurden teilweise erneuert und es wurden zusätzliche PKW-Abstellplätze und neue Einstellräume geschaffen. Als Witterungsschutz wurde der hofseitig gelegene Laubengang mit einem Glasdach überdacht. In Pottendorf wurden zwischen 1986 und 1989 fünf ehemalige ArbeiterInnenwohnhäuser mit insgesamt 129 Wohnungen saniert.

Markt!

Eine etwas andere Situation zur Sanierung ergab sich in Markt!, einem Ortsteil von Lilienfeld. Die ganze Ortschaft von mehr oder weniger kleinen ein- bis zweigeschossigen Häusern war am Ende



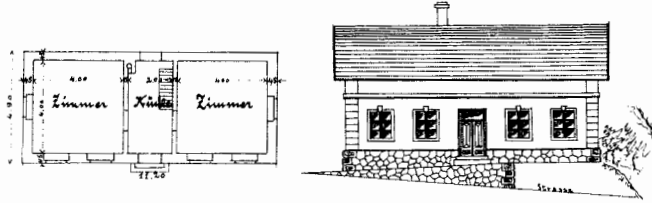
Markt!. Lageplan der ursprünglichen Siedlung



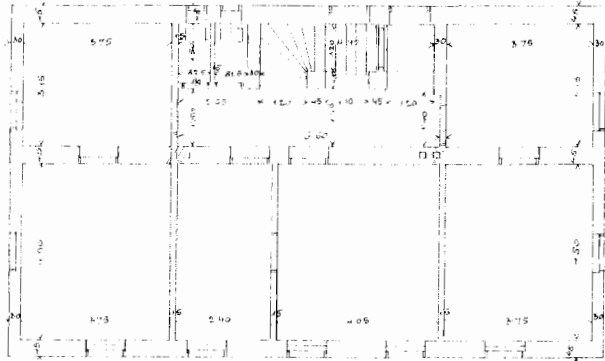
Markt, das Glockenturmhaus

der Fruthof in Markt mit neu
errichteten Windfängen

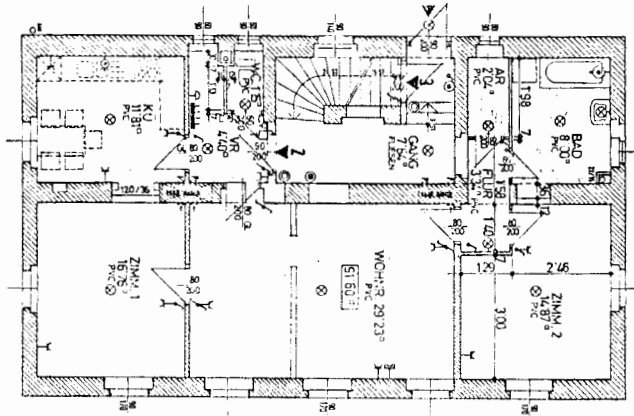
des 19. Jahrhunderts durch den dort ansässigen metallverarbeitenden Betrieb, der Firma Fried v. Neuman entstanden. Als Besonderheit der Siedlung erhielten alle Häuser entsprechende Bezeichnungen, die auf die BewohnerInnen oder die Art der Nutzung hinwiesen wie das Glockenturmhaus, das Schreinerhaus oder das Sagstöcklhaus. Die ursprünglich erdgeschossigen Wohnhäuser wurden von zwei Familien bewohnt und bestanden aus einer gemeinsamen Küche und jeweils links und rechts einem eigenen Zimmer.



Plan eines Wohnhauses wie es ursprünglich von zwei Familien bewohnt wurde



Schreinerhaus: ursprünglicher Grundriss mit zwei Zimmer-Küche-Kabine-Wohnungen



Nach der Sanierung ist je Stockwerk eine geräumige Wohnung entstanden

Erst nach und nach wurden die Häuser aufgestockt und zumindest getrennte Zimmer-Küche-Einheiten eingeplant. Während in den vorigen Beispielen der Zustand innerhalb der Wohnungen der Initiative einzelner MieterInnen überlassen war, wurden in Markt die MieterInnen ausgesiedelt, und es konnten in einzelnen Abschnitten gesamte Gebäudekomplexe saniert werden. Nachdem auch bei dieser Siedlung jahrzehntelang alle Erhaltungs- und Sanierungsarbeiten verabsäumt wurden, waren die Gebäude in einem entsprechend schlechten Bauzustand. Erst durch einen Eigentümerwechsel und der Neuübernahme des Werkes samt allen zugehörigen Immobilien entstand der Wunsch, die gewachsene Dorfstruktur vor dem endgültigen Verfall zu retten und entsprechende Sanierungsmaßnahmen in die Wege zu leiten.

Mit umfassenden Maßnahmen ist es gelungen, den Charakter einer ganzen Ortschaft in anschaulicher Weise wiederherzustellen und durch minimale Eingriffe eine erhebliche Verbesserung der Wohnqualität zu erreichen. Sämtliche Gebäude sind noch immer im Eigentum der Firma Neumann und werden nach Bedarf als Dienstwohnungen vergeben.

Umnutzungen ehemaliger Industrieanlagen

Wohnen in einem „Loft“ in einer ehemaligen Fabrik erlebte zumindest in großstädtischen Gebieten in den 80er Jahren einen wahren Boom. In den ländlichen Gebieten wird aber nach wie vor einer Siedlungserweiterung gegenüber einer Umnutzung von leerstehenden Gebäuden der Vorzug gegeben. Einzig in Lichtenwörth konnten wir ein kleines Wohnhausprojekt entdecken, das in einer ehemaligen Fabrikshalle realisiert wurde. Die Vorteile, leerstehende Objekte und ehemalige Fabriksanlagen für Wohnzwecke umzubauen, sind vielfältig. Aus ökologischer und ökonomischer Sicht kann bei Umnutzungen und Umbauten auf bereits vorhandene Ressourcen zurückgegriffen werden und der Energieverbrauch wesentlich gemindert werden. Es ist nicht notwendig zusätzliches Bauland zu erschließen, und darüber hinaus wird der Fortbestand eines baulichen Kulturgutes gesichert.

Die Möglichkeiten der Umnutzung gehen sicherlich weit über reine Objekte der Industrialisierung hinaus. Leerstehende Schulen, Pfarrhöfe und ähnliche Bauten wären in gleicher Weise geeignet, neuen Wohnraum zu erschließen. Dabei würden hohe Kosten für die Aufschließung eingespart, und einmal mehr wäre ein Beitrag geleistet, einen Teil der gewachsenen Struktur im Dorf oder in der Stadt zu erhalten.



ehemalige Fabrikhalle in Lichtenwörth, die zu Wohnzwecken umgebaut wurde

LITERATUR:

Köpl Regina, Redl Leopold: Das totale Ensemble. Ein Führer durch die Industriekultur im südlichen Wiener Becken. Wien 1989

ARBEITERINNENHÄUSER AUF DEN WELTAUSSTELLUNGEN

Einen wesentlichen Beitrag zur Weiterentwicklung der ArbeiterInnenwohnhäuser leisteten die regelmäßig stattfindenden Weltausstellungen. Entwicklung und Fortschritt in den einzelnen Ländern wurden umfangreich dokumentiert und neben Information und Ideenaustausch gaben sie Impulse zur Weiterentwicklung. Erste Anregungen gab es 1851 als nach Entwürfen von Prinz Albert, dem verstorbenen Gemahl der Königin von England, für die Londoner Weltausstellung ein Prototyp eines ArbeiterInnenhauses errichtet wurde. Das nach ihm benannte „Prince Albert-Modelhouse“ wurde für vier Familien mit je zwei Wohnungen pro Stockwerk ausgeführt. Über eine offene, außenliegende Treppe waren die Wohnungen im oberen Stock zu begehen. Das offene Stiegenhaus ermöglichte für alle Wohnungen eine hervorragende Querlüftung, wurde aber von den Kritikern dahingehend kommentiert, dass eine derartige Lösung nur in klimatisch milden Zonen realisiert werden könnte. In etwas veränderter Form wurde die Idee des Vierfamilienhauses bereits 1852 in der cité ouvrière von Mühlhausen im Elsass realisiert. Im Unterschied zum „Prince Albert-Modelhouse“ waren in Mühlhausen jeweils vier über zwei Geschosse gehende Wohnungen unter einem Dach zu einem Häuserviereck zusammengeschlossen. Das außenliegende Treppenhaus entfiel und damit auch die Möglichkeit der Querlüftung. Die ArbeiterInnenhäuser von Mühlhausen wurden erstmals 1867 auf der Pariser Weltausstellung präsentiert. Auf der Wiener Weltausstellung von 1873 war der Errichtung von ArbeiterInnenwohnhäusern ein eigener Schwerpunkt zugedacht. In einem Artikel in der „Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-

Vereins“ von 1874 beschreibt Johann Wist die auf der Wiener Weltausstellung von 1873 ausgestellten ArbeiterInnenwohnhäuser. Vorerst unterscheidet er zwischen vier unterschiedlichen Typen von ArbeiterInnenhäusern:

- isolierte Häuser mit nur einer Wohnung (Cottages)
- Häusergruppen mit einfachen und Doppelreihen, oder in Gruppen zu zwei, drei und vier Häusern, sogenannte Hausvierecke, z.B. das Mühlhäuser System
- Häuser mit vielen Wohnungen, sogenannte Kasernen (dazu zählt er auch das Prinz-Albert-Musterhaus)
- Eigentliche Kasernen (Schlafhäuser, Arbeiterhotels)

Zu allen vier Kategorien waren auf der Wiener Weltausstellung Modellentwürfe vertreten.

In der Kategorie der Häusergruppen basierten alle Entwürfe mehr oder weniger auf dem Mühlhäuser Modell des Häuservierecks. Neuartig war die Idee der transportablen Häuser der Firma Hemming & Cie. Für alleinstehende ArbeiterInnen hatte sie sogenannte „eiserne“ ArbeiterInnenhäuser entwickelt. Eine Holzkonstruktion, die außen mit verzinktem Eisenblech verkleidet war, konnte jederzeit zerlegt und beliebig an anderen Orten neuerlich errichtet werden. Johann Wist beschreibt weiter die Wohnzustände der ArbeiterInnen:

„Es ist gewiss nicht uninteressant, wie in neuester Zeit gerade die Wohnung des einfachen Arbeiters der Gegenstand fast allgemeiner Aufmerksamkeit geworden, und man allorts bemüht ist, das Los des Arbeiters in dieser Richtung zu verbessern, obwohl derselbe in diesem Punkte ausserordentlich bescheiden ist, und dafür jede besondere Ausgabe scheut. Ja es sind die Fälle nicht vereinzelt, wo man den Arbeiter durch Kunstgriffe heranziehen musste, besser und gesunder zu wohnen. Wie sehr Moral und Sittlichkeit und das körperliche Wohlbefinden von der Art zu wohnen abhängt, braucht wohl nicht mehr erörtert zu werden. Jene Fabriksbesitzer und Gesellschaften etc., welche dem Arbeiter eine gesunde und entsprechend geräumige Wohnung anweisen, begehren auch einen Act der Humanität, der wohl zunächst für sie selbst die besten Früchte trägt, und dann für den Staat von höchster Wichtigkeit ist, weil sie dazu beitragen,

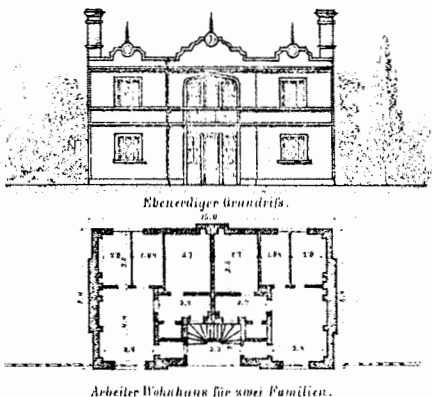


Abb.1: Prince Albert-Modelhouse 1851

ein gesundes und kräftiges Geschlecht von Arbeitern heranzuziehen. Wie traurig es noch um diesen Punct bestellt ist, will ich blos in Kürze der dumpfen und nassen Kellerwohnungen erwähnen, wie selbe in einigen großen Städten bestehen, dann der Schlafstellen von ledigen Arbeitern. Es ist, ich will sagen war, bei gewissen Gewerben bekanntlich gar nicht üblich, dass Gehilfen oder gar Lehrlinge alleine ein armes Lager angewiesen bekamen, sondern zu je zweien in Art Stellagen übereinander untergebracht wurden, welche nur mit Leitern erklettert werden konnten. ... namentlich haben da die armen Lehrlinge gar keine Wahl. Wie es in gewöhnlichen Schmied- und Knappenhäusern aussieht, und wie es da mit der Reinlichkeit bestellt ist, können einige Besuche lehren. Doch wir brauchen nicht soweit zu gehen, um den Mangel an Arbeiterwohnungen recht traurig illustriert zu sehen, wo Arbeiter und Arbeiterinnen und Kinder im bunten Durcheinander in langen „Sälen“ wohnen, kochen, essen und schlafen, wo die Betten nur durch Herde und eventuell Speisetrüben getrennt sind. Von den Bedürfnissen des Arbeiters in Bezug des Wohnens sind nicht wesentlich verschieden diejenigen der sogenannten kleinen Geschäftsleute oder der Landbewohner etc., die in vielen Fällen ihr Häuschen ihr Eigen nennen können. Selbst in diesen Wohnungen sieht es fast allgemein recht traurig aus. Kleine „niedliche“ Häuschen stecken

zur Hälfte in der Erde, mit kleinen Fenstern, die Mauern aus nassen Feldsteinen gemauert, trocknen nie aus und sind für bereits Erkrankte doppelt gefährlich. Dabei der Mangel an den nöthigen Räumlichkeiten, in Folge dessen das dichte Zusammenwohnen, fast immer ist das Schlafzimmer der ganzen Familie auch das Wohnzimmer, vielleicht auch Speise- und Requisitionskammer; in manchen slavischen Districten sollen auch Haustiere dasselbe theilen! ...Mit Rücksicht dieser und vieler anderer Punkte ist es wohl begreiflich, wenn sich auf das Arbeiterhaus so sehr die Aufmerksamkeit aller Gebildeten concentrirt.“ (Wist 1874)

LITERATUR

Wist Johann: Das ArbeiterInnenwohnhaus auf der Wiener Weltausstellung 1873. In: Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- und Architekten-Vereins. Wien 1874. S. 186–193

Zeitschrift des Österreichischen Ingenieur- u. Architektenvereins: Beiträge von Österreich auf der Weltausstellung in Wien 1873. 1874: S. 186–194; Bl. 24, 25, 27; 1875: S 293–302; Bl. 26–28; 1877: S 206–212; Bl. 36–37

ABBILDUNGSNACHWEIS

Abb.1: Schweitzer Renate: Der staatlich geförderte, der kommunale und der gemeinnützige Wohnungs- und Siedlungsbau in Österreich bis 1945. Dissertation TU Wien 1972. S. 61

Abb.2: Allgemeine Bauzeitung. Wien 1868/69: Bl. 25

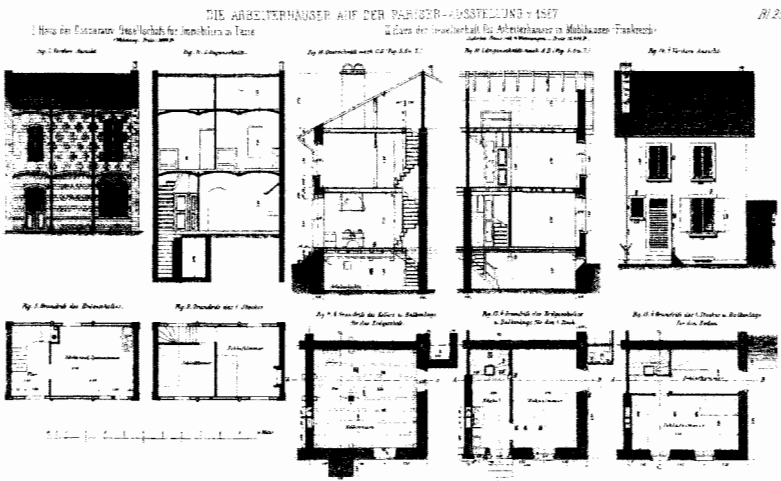
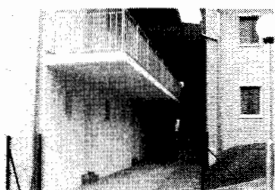
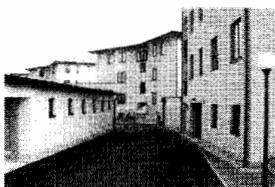


Abb.2: ArbeiterInnenhäuser von Mühlhausen auf der Pariser Weltausstellung 1867

ARBEITEN – WOHNEN GESTERN UND HEUTE

KURZFASSUNG

Entwicklungen in der Kommunikationstechnologie machen die Verbindung von Wohnen und Arbeiten an einem Ort wieder zu einer im Steigen begriffenen Wohnform. Damit verändern sich auch die Anforderungen an Wohnungen. Neben der Ausstattung mit kommunikationstechnischer Infrastruktur soll wieder Platz für ein Büro zu Hause sein. Darüber hinaus sollen Einrichtungen vorhanden sein, die der sozialen Isolation entgegenwirken und informelle Kontakte in der unmittelbaren Wohnumgebung möglich machen. Neben dem Wandel von der Industrie- zur Kommunikationsgesellschaft gehen Arbeit und Freizeit immer mehr ineinander über. Die Qualität einer Wohnung wird zunehmend auch daran gemessen, welche Möglichkeiten einer sinnvollen Freizeitgestaltung sich in unmittelbarer Nähe anbieten und vorhanden sind. Aus der Vielfalt an Einrichtungen, die in ehemaligen Werksiedlungen zur Qualität des geschlossenen Ensembles beitragen, lassen sich Rückschlüsse auf die Bedürfnisse ihrer BewohnerInnen ziehen, und diese sind keineswegs so unterschiedlich zu den Bedürfnissen heute.



Laubengänge und begrünter Hinterhof von Dienstwohnungen einer ehemaligen Erziehungsanstalt in Eggenburg

Wohnanlage in Waidhofen an der Thaya: asphaltierte Freiflächen bieten wenig Anreiz zur individuellen Aneignung

mehrfach nutzbare Erschließungsflächen als Zugänge zu den Wohnungen bei einer Siedlung in Mistelbach

Qualitäten ehemaliger ArbeiterInnensiedlungen und ihre Relevanz für heutige Bauaufgaben

Während in großstädtischen Siedlungsgebieten zumindest ansatzweise versucht wird, eine Nutzungsmischung mit vielfältiger Infrastruktur zu erreichen, es aber auch nur selten gelingt, scheint es bei ländlichen Siedlungserweiterungen kaum Thema zu sein.

Möglich wurde diese Entwicklung zu reinen Wohnsiedlungen erst, seit der Besitz eines Autos zur Selbstverständlichkeit wurde. Die weitreichenden Folgen wie erhöhtes Verkehrsaufkommen, Belastung der Umwelt und Gefährdung durch den Autoverkehr sind hinreichend bekannt. Auf der anderen Seite entstehen isolierte Wohnsiedlungen mit wenig Möglichkeiten zu informellen Kontakten und niedrigem Freizeitwert. Selbst in Kleinstädten ist man zur Erledigung der alltäglichen Wege auf das Auto angewiesen. Die verbaute Fläche wird zu Ungunsten der Grünflächen immer größer, und allgemein nutzbare Freiflächen reduzieren sich auf einen standardmäßig vorhandenen Kleinkinderspielplatz. Infrastruktureinrichtungen wie Kindergarten, Schule, Geschäft, Gasthaus oder ein Arzt entfernen sich räumlich zunehmend von den reinen Wohnsiedlungen, und eine fußläufige Erreichbarkeit ist nicht mehr gegeben. Neben teuren Aufschließungskosten zu Lasten der Gemeinde belastet der zunehmende Verkehr die Umwelt.

Anhand einiger Kriterien soll versucht werden, Qualitäten früherer Siedlungsgebiete heraus zu arbeiten und sie für heutige Bauaufgaben neu zu interpretieren.

Das Wohnhaus

Während in bürgerlichen Wohnformen großzügige Treppenhäuser, Vorgärten und Zäune stufenweise Abgrenzungen von öffentlichen Flächen zu den privaten Wohnräumen schafften, ist der Übergang bei den ArbeiterInnenwohnhäusern etwas fließender und weniger deutlich. Die meisten der Wohnhäuser hatten die Eingänge an der Rückseite. Von einem Hinterhof aus gelangte man in ein zentrales Stiegenhaus und von dort zu einem Laubengang, von dem aus erst die Wohnungen zu erreichen waren. Damit wurden eine Reihe von halböffentlichen Flächen geschaffen, die Möglichkeiten zu informellen Kontakten und zusätzliche Freiräume zur temporären Aneignung boten. Wie man aus Erzählungen erfahren konnte, wurden diese Räume auch intensiv genutzt: das Stiegenhaus für die Kinder zum Spielen wenn es draußen regnete, der Hinterhof oder ein schmaler Streifen hinter dem Haus als Treffpunkt zum Sitzen und Plaudern für die Erwachsenen, und die Laubengänge konnten als zusätzliche Abstellflächen direkt vor der Wohnung gut gebraucht werden. Vor allem bei mehrgeschossigen Wohnbauten ist es oft nicht möglich, für alle BewohnerInnen private Freiflächen zur Verfügung zu stellen. Ein Angebot an halböffentlichen Freiräumen wie oben beschrieben,

die darüber hinaus den Kontakt und die Kommunikation innerhalb eines Wohnhauses fördern, sind nur eine Frage der Planung und kaum ein zusätzlicher finanzieller Aufwand. Freundliche, hell und ansprechend gestaltete Stiegehäuser und Zugänge zu den Wohnungen sind für die BewohnerInnen ein Anreiz zur Aneignung und individuellen Gestaltung und vielleicht ergibt sich in Folge auch die ein oder andere Nutzung daraus. Der Zugang zum Wohnhaus von einer halböffentlichen Fläche aus schafft eine geschütztere Atmosphäre und bezieht so den dahinterliegenden Freiraum viel mehr zum eigentlichen Wohnhaus mit ein. Eine Nutzung als gemeinschaftlicher Freiraum mit allen positiven Nebeneffekten einer kommunikationsfördernden Atmosphäre wird dadurch viel wahrscheinlicher.

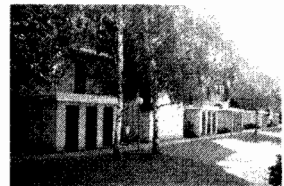
Nebenräume

Nachdem die privaten Wohnflächen auf ein Minimum beschränkt waren, mussten zwangsläufig zahlreiche Abstell- und Nebenräume angeboten werden, um jeder Familie die Unterbringung ihrer Habseligkeiten zu ermöglichen. Neben einem Kellerabteil, in dem das Brennmaterial gelagert wurde, war ein zugehöriger Holzschuppen hinter dem Haus obligatorisch.

Das Vorhandensein von genügend Nebenräumen und Abstellflächen und ein Schuppen im Freien sind vor allem bei dichter Bauweise heute mehr denn je ein wesentliches Qualitätskriterium von Wohnhäusern. Selbst bei Einfamilienhäusern mit genügend Raum für diverse Abstellräume im Inneren des Hauses wird häufig noch ein eigener Holzschuppen im Garten aufgestellt. Waren es früher nur einfache Gartengeräte, so ist es heute eine ganze Menge an Utensilien, die am besten außerhalb der Wohnung einen Aufbewahrungsort finden sollten: Fahrräder, Kinderwägen, Rasenmäher, diverse Gartengeräte, Werkzeug und kleine Maschinen für die HobbybastlerInnen oder diverse Sportgeräte für die Freizeitgestaltung sind nur einige davon. Sehr oft sind die Kellerabteile zu klein, um alles unterzubringen und die Garagen gerade groß genug für das Auto.

Grün- und Freiräume

Eine Besonderheit größerer ArbeiterInnensiedlungen ist das vielfältige Angebot an Freiflächen mit unterschiedlichen Qualitäten für verschiedene Nutzungen. Neben einem öffentlichen Park zur Erholung gab es in der direkten Wohnumgebung Nutzgärten und Schrebergärten für den Gemüseanbau und Freiflächen rund um das Wohnhaus in Form von Hinterhöfen oder innen liegenden Grünflächen. Nachdem es kaum Autoverkehr gab, konnte auch der Straßenraum zusätzlich als Spielort für die Kinder genutzt werden. Das Bedürfnis nach einem eigenen Garten ist unbestritten und lässt sich bei verdichteten Reihenhaussiedlungen noch relativ einfach



Wohnhaus in Fischamend mit dahinterliegenden Schuppen

... gemauerte Abstellräume im Freien bei einer neueren Wohnhausanlage in Hollabrunn



Schrebergärten der Schustersiedlung
in Mödling

Eigengärten einer Reihenhaussiedlung
in Ternitz

Wohnhäuser in Retz: öffentliche
Grünflächen bieten zuwenig Anreize
zur Nutzung und Gestaltung

verwirklichen. Bei mehrgeschossigen Wohnbauten besteht die Möglichkeit nur mehr für die im Erdgeschoss liegenden Wohnungen und auch diese sind des öfteren zu sehr beschattet, um eine attraktive Nutzung zu sichern. Eine Alternative dazu könnten direkt in der Wohnumgebung liegende Kleingärten bieten, die je nach Bedarf zur Wohnung dazugemietet werden. Je vielfältiger das Angebot an unterschiedlichen Freiflächen ist und die Möglichkeiten zur Betätigung im Freien sind, umso seltener wird es zu Nutzungskonflikten zwischen den BewohnerInnen kommen. Neben Grünflächen, die vor allem der Erholung und Entspannung dienen, sind auch befestigte Flächen im Sinne der ehemaligen Straßenräume gefragt, die vor allem für Kinder und Jugendliche eine adäquate Freizeitgestaltung möglich machen. Eine gemeinschaftlich genutzte Freifläche schafft die Möglichkeit für Austausch und Kontakt zwischen den BewohnerInnen.

Öffentliche Einrichtungen und Infrastruktur

Durch die Vielzahl an öffentlichen Einrichtungen und örtlicher Infrastruktur erreichten die ehemaligen Werksiedlungen eine in sich geschlossene dörfliche Erscheinung. Alle Einrichtungen, vom Geschäft, Schule bis zur Badeanstalt waren fußläufig zu erreichen. Dem Gasthaus kam darüber hinaus die Funktion als Treffpunkt und Versammlungsort zu. Heute verlieren viele Dorfgasthäuser diese Funktion. Die zunehmende Mobilität ermöglicht es, in entferntere Städte auszuweichen und ein wesentlicher Kommunikationsort geht damit verloren.

Bei neueren Wohnhausprojekten ist zu beobachten, dass versucht wird, diese dörfliche Struktur wieder her zu stellen, indem die Wohnhäuser um eine zentrale Freifläche gruppiert oder mit Begrenzungsmauern deutlich in sich geschlossen werden. Im Unterschied zu den früheren Siedlungen, in denen versucht wurde ein harmonisches Ensemble von Wohnhäusern, Fabrikstätten, Infrastruktureinrichtungen und Freiflächen in einer Gesamtplanung zusammen zu führen, stehen bei neueren Siedlungen nur mehr Wohnhäuser in undifferenzierter Form aneinander gereiht. Das Fehlen von ergänzenden Einrichtungen und Gebäuden, die schon alleine aus ihrer unterschiedlichen Nutzung heraus ein anderes Erscheinungsbild erhalten müssten, verstärkt den monotonen Charakter so mancher Siedlungen.

Eine vorausschauende Siedlungserweiterung sollte in jedem Fall auch in den ländlichen Gebieten nach einer differenzierten Siedlungsstruktur trachten. Vielleicht sind es heute Einrichtungen für eine aktive Freizeitgestaltung wie ein Tennisplatz, ein Schwimmbiotop oder ein Volleyballfeld, die in unmittelbarer Wohnumgebung angesiedelt sein sollten.

Wohnen im Wandel: Telearbeit und Home Office

Der gesellschaftliche Wandel ist von Individualisierung und Pluralisierung gekennzeichnet. Wünsche und Vorstellungen an die ideale Wohnung werden immer differenzierter und individueller. Die ideale Wohnform, die für alle in gleicher Weise gilt, gibt es nicht mehr. Die Lebenszufriedenheit wird immer stärker über die Wohnzufriedenheit ausgedrückt. Wohnen wird zum Mittelpunkt des Lebens. Darüber hinaus steigen die Ansprüche an Komfort und Lebensqualität. Man will behaglich wohnen und sich wohl fühlen. Ökologische Bauweise, Freiraumqualitäten und aktive Freizeitmöglichkeiten in unmittelbarer Wohnumgebung werden wesentliche Kriterien für die Akzeptanz von Wohnungen. Gegenwärtig stehen wir am Übergang vom industriellen Zeitalter zum Informations- und Wissenszeitalter. Der Anteil der ArbeiterInnen nimmt rapide ab und dienstleistungs- und wissensorientierte Erwerbsformen liegen derzeit schon bei weit über 60% aller Erwerbsformen. In der Folge ist auch die damit zusammenhängende Arbeits- und Wohnumgebung in Veränderung begriffen. Grenzen zwischen Arbeit und Wohnung lösen sich wieder zunehmend auf und verwachsen ineinander. Die Arbeitszeit entwickelt sich von geregelten Arbeitszeitmodellen zu Projektarbeit und wird zunehmend individueller. Phasen der Arbeitshektik wechseln immer rascher mit Phasen der Arbeitslosigkeit. Freizeit und Arbeitszeit werden viel enger miteinander verwoben. Während sich die monatliche Arbeitszeit verringert, erhöht sich der Anteil an freier Zeit, die für Hobbys und Freizeitinteressen aufgewendet werden kann. Die Anzahl der selbständig Erwerbstätigen wird weiter zunehmen. Ein Büro oder Arbeitszimmer innerhalb der Wohnung gehört immer öfter zum vorherrschenden Bild. Auch wenn es nicht so aussieht, dass in naher Zukunft das Home Office alle herkömmlichen Arbeitsstrukturen ersetzen wird, ist anzunehmen, dass der Trend noch im Steigen begriffen ist. Für die Wohnraumplanung bedeutet das neue und individuellere Grundrisslösungen anzubieten, die der Vielschichtigkeit neuer Wohnformen gerecht werden. Mehr Flexibilität, Veränderbarkeit und vorhandene Möglichkeiten zu individuellen Lösungen werden gefragt sein. Der sozialen Isolation, die das „Zu Hause arbeiten“ zwangsläufig mit sich bringt, entgegen zu wirken, wird eine neue Herausforderung sein. Die Schaffung von neuen Kommunikationsräumen wird notwendig werden. Wieweit hierbei virtuelle Räume wie chatrooms oder BewohnerInnen-Plattformen die herkömmlichen Strukturen ersetzen können, wird sich erst zeigen. Wesentlich erscheint jedenfalls, dass zunehmend die sozialen Aspekte der Arbeitswelt durch Angebote in der unmittelbaren Wohnumgebung ausgeglichen werden müssen. Vielleicht kann gerade dabei ein Blick zurück hilfreich sein.



neue Reihenhaussiedlung in Melk mit zentralem Biotop

Eingangstor einer neuen Siedlung in Zwettl

LITERATUR

gebaut 2020: Studie des Österreichischen Ökologie Instituts 2000.
URL: www.iswb.at/openspace/gebaut2020/trends (29-08-2001)



Kleinhäuser in Hohenau

II KLEINHÄUSER

KLEINHAUSSIEDLUNGEN ALS ANGEMESSENE MÖGLICHKEIT

Das freistehende Einfamilienhaus stellt in Österreich eine der häufigsten Wohnformen dar. Durch die ungeordnete Verbreitung der Einfamilienhäuser in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts entstand ein Phänomen, das wir heute die Zersiedelung der Landschaft nennen.

Der Bau von freistehenden Einfamilienhäusern nahm aber schon in den Zwanzigerjahren seinen Beginn. Während der Weltwirtschaftskrise war die Notwendigkeit zur Selbstversorgung der Bevölkerung groß. In öffentlich geförderten Programmen wurde der Bau von Kleinhäusern unterstützt. Mit dem umgebenden Garten boten sie Möglichkeiten für Gemüseanbau sowie Kleintierzucht. Der österreichische Wohn- und Siedlungsfond führte in den Jahren 1932 bis 1938 zwei Randsiedlungsaktionen durch. Besonders in der ersten Randsiedlungsaktion wurde der Bau von Kleinhäusern, die sich in einem gesamten Siedlungskomplex befinden, maßgeblich gefördert. Eine geordnete Siedlungstätigkeit wurde dadurch gewährleistet. Für die Errichtung der Häuser galten die Prinzipien der Eigen- und der Nachbarschaftshilfe. Die als Nebenerwerbssiedlungen bezeichneten Siedlungen waren für viele Menschen eine Möglichkeit, der wirtschaftlichen Krisensituation zu entkommen.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde der Siedlungstypus, der sich aus einzelnen Kleinhäusern zusammensetzt, erneut angewandt. Die funktionierende Strategie aus der Zwischenkriegszeit sollte auch in der Nachkriegszeit über die ärgste Notzeit hinweghelfen. Die Art der Siedlung, wie auch der Haustypus an sich, knüpfen direkt an die Beispiele der Dreißigerjahre an und sind daher kaum voneinander zu unterscheiden. In den Fünfzigerjahren wurden die ersten Systeme vorgefertigter Bauteile entwickelt. Sie sollten die Arbeit auf der Baustelle erleichtern und die Bauzeit verkürzen. Der Durchbruch der Fertigteilindustrie geschah jedoch erst Mitte der Achtzigerjahre.

In Niederösterreich fallen in allen Regionen Kleinhaussiedlungen auf. Ihre Qualität ist vor allem in der geordneten Siedlungstätigkeit zu suchen. Aber auch das den Verhältnissen angepasste Kleinhaus, das später Zu- und Umbauten zulässt, kann in Teilaspekten durchaus als Anleihe für das aktuelle Einfamilienhaus dienen.



Einfamilienhäuser im Waldviertel

Das freistehende Einfamilienhaus

Die Einfamilienhaussiedlung ist heute in Österreich eine der häufigsten Siedlungstypologien. Ein eigenes Haus zu besitzen gehört hier zu Lande schon fast zur Tradition. Es ist eine junge Tradition. Die Entwicklung des Einfamilienhauses in Österreich fand hauptsächlich in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts statt. (Steiner 1998) Aus der Notwendigkeit oder dem Wunsch, ein eigenes Haus zu besitzen ist eine Besiedlungsstruktur entstanden, die Niederösterreich mit einem Teppich aus Einfamilienhäusern überzieht. Der Traum vom eigenen Haus mit Garage und Garten führt zu einer, seit langem zu beobachtenden, Zersiedelung. Diese Zersiedelung stellt heute eine Aufgabe für RaumplanerInnen und ArchitektInnen dar. Sie versuchen über Flächenwidmungsplanung und Regionalplanung wieder zu einer geordneten Siedlungsstruktur zurückzukehren. Das so genannte flächenschonende Bauen steht dem Phänomen der Zersiedelung gegenüber und sollte heute das Ziel aktueller Planungen sein.

Das Siedeln geht mit dem Bedürfnis ein eigenes Stück Land zu besitzen, sowie sich auf diesem Land ein Haus zu bauen, einher. Beobachtet man heute die Siedlungstätigkeit, so scheint die Notwendigkeit zu ökonomischen Einschränkungen nicht mehr in dem Maß gegeben zu sein, wie zum Beispiel unmittelbar nach den beiden Weltkriegen.

Das Einfamilienhaus und das Grundstück, auf dem es steht, wurden in den letzten Jahrzehnten immer größer. Die Wohnnutzfläche des Hauses pendelte sich letztendlich aufgrund gezielter Förderungen auf circa 130m² ein. Das immer größer werdende Angebot an Fertigteilhäusern reagierte nur scheinbar auf die Bedürfnisse der BewohnerInnen. Tatsächlich funktioniert ein Haus wie das andere und die zukünftigen BewohnerInnen können sich lediglich für die Art der Fassade ihres Hauses entscheiden. Heute baut man sich sein Haus nicht mehr, sondern man kauft es und wenn es finanziell machbar erscheint, kauft man es am Besten schlüsselfertig. Und über die finanzielle Machbarkeit brauchen sich die KäuferInnen „keine Sorgen“ zu machen, die Fertighausfirma ist normalerweise gerne bereit einen ebenfalls individuellen Finanzierungsplan auszuarbeiten. Ob es sich beim Haus und beim dazugehörigen Finanzierungsplan wirklich um eine individuelle Lösung handelt, ist angesichts der Masse in der diese Häuser errichtet werden fraglich. Von der im Prospekt versprochenen Individualität bleibt letztendlich nicht mehr viel übrig.

Das Einfamilienhaus als Wohnform für ArbeiterInnen und Angestellte setzte sich in Österreich in den Nachkriegszeiten der beiden Weltkriege durch. „Das freistehende Einfamilienhaus ohne

wirtschaftliche Produktion ist typologisch aus verschiedenen Wurzeln hervorgetreten: der aristokratischen Villa, dem Bauernhaus, der Landarbeiterkeusche, dem Arbeitersiedlungshaus, der Westend-Beamtenvilla“ (Steiner 1998, S.9).

Nach dem Ersten Weltkrieg sah man sich mit der Wirtschaftskrise konfrontiert. Mit den wenigen vorhandenen Mitteln versuchte man sich selbst zu versorgen. Man errichtete ein kleines Haus auf einem Grundstück das sich zu Kommerzucht wie auch zum Anbau von Gemüse eignete. Für viele ÖsterreicherInnen war dies die Möglichkeit der drohenden Hungersnot zu entkommen. Es entstanden Familienhäuser mit geringer wirtschaftlicher Produktion für den Eigenbedarf.

„Die Organisation der eigenen Baustelle und die Abwicklung in Nachbarschaftshilfe führen zu einer extrem hohen Identifikation mit dem Haus“ (Zinganel 1998, S.6). Das gemauerte Haus symbolisiert Beständigkeit und Sicherheit, also Werte, nach welchen man in der Nachkriegszeit ein erhöhtes Bedürfnis verspürte. Natürlich handelte es sich um sehr einfache Häuser, die heutigen Standards nicht mehr genügen würden, doch der Beweis etwas geleistet zu haben, führte schon damals zu hoher Wohnzufriedenheit.

Siedeln als Programm des Wiederaufbaus

Die beiden Randsiedlungsaktionen (1932-1938)

In zwei so genannten Randsiedlungsaktionen, die vom österreichischen Wohn- und Siedlungsfond koordiniert wurden, versuchte der Staat zwischen 1932 und 1938 vermehrt den Bau von Kleinhaus-siedlungen zu fördern. Die Siedlungsaktionen stellten eine Maßnahme dar, um gegen die Wirtschaftskrise anzukämpfen.

„Um die wirtschaftliche Lage der rund 250.000 Arbeitslosen in Österreich zumindest teilweise zu verbessern, sollte Freiland aus dem Besitz des Bundes oder der Länder und der Gemeinden an „Kolonialisten“ verpachtet werden, die auf nicht über 500m² großen Parzellen Nahrungsmittel für den Eigenbedarf produzieren sollten.“ (Schweitzer 1972, S.188)

Diese Maßnahme wurde als Innenkolonisation bezeichnet. Die Randsiedlungsaktionen unterlagen genauen Bestimmungen: als Siedlungsträger kamen ausschließlich gemeinnützige Bau- und Siedlungsvereinigungen oder öffentliche Gebietskörperschaften in Betracht. Die Siedler mussten über ein geringes Kapital verfügen, sich an der Errichtung der Siedlung aktiv beteiligen und erhielten dann vom Wohn- und Siedlungsfond ein Darlehen zur Errichtung ihres Hauses. Die verwendeten Baumaterialien durften ausschließlich von der ansässigen Industrie bezogen werden. Man erhoffte sich dadurch eine Belebung der heimischen Wirtschaft. In der ersten Randsiedlungsaktion wurden ausnahmslos ganze Siedlungsanlagen gefördert.



Weingassiedlung in Payerbach

Grundsätzlich unterschied man zwischen drei Formen der Kleinhaußsiedlung:

„**Die Nebenerwerbssiedlung mit Kleingarten**, in der Nähe größerer Ortschaften mit einem Grundausmaß von 600 bis 1200m² [...]“

Die gartenwirtschaftliche Nebenerwerbssiedlung, am Rande der Städte mit einem Flächenausmaß von 1500 bis 2500m². In dieser Type besorgte die Frau die Bewirtschaftung des Bodens und der Mann hilft in seiner freien Zeit mit. [...] -- er schafft der Siedlerfamilie den Großteil des Bedarfs an Nahrungsmitteln. [...]“

Die gartenwirtschaftliche Erwerbssiedlung, welche eine Durchschnittsfläche von 10.000m² erfordert.“ (Schweitzer 1972, S.208)

Der Typus der Nebenerwerbssiedlung mit Kleingarten wurde in Österreich am häufigsten errichtet. Die meisten dieser Grundstücke weisen eine Parzellengröße von circa 1000m² auf. Im Rahmen der ersten Randsiedlungsaktion wurden in Österreich abzüglich der in Wien errichteten Häuser 3678 Nebenerwerbshäuser gefördert und gebaut.

Die Randsiedlungsaktionen sahen vor, dass die SiedlerInnen ein erhebliches Maß an Eigenleistungen zu erbringen hatten. So mussten sie bei der Aufschließung der Grundstücke mitarbeiten und auch den Bau ihrer Häuser zum Großteil selbst durchführen.



Lageplan | 2000
Amstetten
Kleinhäuser und nachträgliche
Zubauten

Nur wer die Eignung für diese Arbeiten mitbrachte kam in den Genuss der Förderung. Die Randsiedlungsaktionen bauten auf den Prinzipien der Nachbarschaftshilfe und der Eigenarbeit auf. Aus Gründen der einfacheren Verarbeitbarkeit bemühte man sich Häuser aus Holz besonders zu fördern. Von den oben erwähnten 3678 Häusern wurden 64% von Fach- und Hilfsarbeitern, 23,2% von Bauarbeitern und der Rest von Angestellten, BeamtenInnen und PensionistInnen errichtet (Schweitzer 1979). Sie brachten die nötige berufliche Qualifikation mit, um sich ein eigenes Haus zu erbauen.

Die Randsiedlungsaktion wurde von nahezu keinen Selbstständigen in Anspruch genommen. Die Förderungsmaßnahmen richteten sich jedoch ausschließlich an Personen in ländlichen Regionen. Die Stadtregionen, in denen der Arbeitslosenanteil am größten war, waren von der Förderung ausgenommen. Um aber der hohen Arbeitslosigkeit entgegenzuwirken, wurde vom Wohn- und Siedlungsfond die so genannte Stadtrand-siedlungsaktion durchgeführt, die in kleinem Ausmaß speziell die Ansiedelung am Stadtrand förderte.

Die zweite Randsiedlungsaktion wurde 1935 begonnen. Sie unterschied sich von der ersten Randsiedlungsaktion durch höhere Darlehen und vor allem dadurch, dass nun auch einzelne Siedlungsparzellen und nicht mehr ausschließlich Siedlungskomplexe gefördert wurden. Im Zuge der zweiten Randsiedlungsaktion wurden in Österreich rund 400 Häuser errichtet.

Der Architekt Clemens Holzmeister beschreibt die Situation zu Beginn der Dreißigerjahre folgend:

„Die Not des Krieges, die vom Feind ausgedachte Aushungerung hat als Gegenmittel unter anderem auch die Erscheinung der Schrebergärten oder Pachtgärten gebracht, und zwar mit dem Zweck der Selbstversorgung für den einfachen Haushalt. Diese Schrebergartenbewegung, aus der Not geboren und sich selbst überlassen, war vollkommen ungeordnet und hatte damit eine vielfach unrationelle Bewirtschaftung des Bodens zur Folge. Andererseits erschien sie als ein im Anschluss an den Stadtkörper für das Auge höchst unerfreuliches Durcheinander verworrener Gebilde. [...] Es entsteht eine Eigenheimbewegung, [...] Bei dem herrschenden Mangel an Mitteln führt diese Bewegung zum Kompromiss der Wochenendsiedlung für den Städter, der wenigstens am Sonntag Herr des eigenen Heims sein und ein kleines Stück Garten pflegen will, um dadurch der Not der Großstadt zu entfliehen. [...] Dies der Entwicklungsgang bis gestern, [...] Heute steht im Vordergrund die neue Idee einer Siedlung, welche sich zur Aufgabe stellt, nun nicht alleine Wohnhaus mit einem Ziergarten zu sein, sondern mit dem Wohnhaus einen Garten zu verbinden, der zur Selbstversorgung und zur Versorgung der Städte dient. Aus der Verschmelzung der früher getrennt gewesenen Bewegungen entwickelt sich das, was man in Fachkreisen die gärtnerische Stadtrand-siedlung bezeichnet.“ (Holzmeister 1932, S.241)

Die auch von Clemens Holzmeister proklamierte neue Idee einer Siedlung, die das Ziel der Selbstversorgung der BewohnerInnen hat, führt zu einer Neubewertung des Bodens. Ende des 19. Jahrhunderts wurde der Wert des Bodens unterschätzt. Die Folge daraus war ein sorgloser Umgang mit der damals noch ausreichend zur Verfügung stehenden Landschaft. Holzmeister kritisiert an dem Bestand der österreichischen Siedlungen:

„[...] eine unübersichtliche und gegen jede Wirtschaftlichkeit gerichtete Wegeführung, vollkommen verfehlte Geländeaufteilung, Verschleuderung kostbaren Geländes durch viel zu weit auseinanderggezogene Besiedelung, die einzelnen Objekte in falscher Sentimentalität und handwerkswidriger Weise errichtet, ein Durcheinander von Erscheinungen, die so recht geeignet sind, einem die Landschaft gänzlich zu verleiden.“ (Holzmeister 1932, S.242)

Das Bewusstsein über den Wert von Grund und Boden und die spärlich zur Verfügung stehenden Mittel sollten einen sorgfältigeren Umgang mit der Landschaft zur Folge haben. In der gärtnerischen

Stadtrandsiedlung stellt das Grundstück die Existenzgrundlage dar. „Für alle diese Typen charakteristisch ist die zugehörige, relativ große gärtnerische oder landwirtschaftliche Nutzfläche, das Wirtschafts- und Stallgebäude und die Tatsache, dass jedes Haus nur eine Wohnung enthielt.“ (Schweitzer 1972, S.249)

Da die erste Randsiedlungsaktion ausschließlich gesamte Siedlungskomplexe förderte, war auch ein geordnetes Siedlungsbild gewährleistet. Kleine, intensiv bewirtschaftete Gärten umgaben die einfachen Häuser. Später, sollten sich die Zeiten bessern, konnte der kleine Nutzgarten in einen Ziergarten umgewandelt werden. Tatsächlich haben sich die Zeiten aber erst nach dem Zweiten Weltkrieg wieder gebessert, doch dann konnte man beobachten, wie der Gemüsegarten immer kleiner wurde, die Kleintierställe als Abstellräume genutzt wurden und ein kleiner Ziergarten das Haus umgab. Heute werden Einfamilienhäuser über die Wohnbauförderung individuell gefördert und das Siedlungsgefüge, in dem sie sich befinden, scheint keine Relevanz mehr zu haben. Die Zersiedelung ist das Resultat dieser Politik.

Siedeln nach dem Zweiten Weltkrieg

Die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg war anfangs von ähnlichen Parametern geprägt wie die Zeit zwischen den beiden Kriegen. Das Land war zerstört und man stand vor der Aufgabe des Wiederaufbaus. Die Siedlungstätigkeit im ersten Nachkriegsjahrzehnt baute auf Strategien, die man schon aus der Zwischenkriegszeit kannte. Dietmar Steiner beschreibt es als „die nicht vorhandene Stunde Null im ideologischen und personellen Nachwirken der wohnungspolitischen und stadtplanerischen Ideen und Konzepte des Nationalsozialismus“ (Steiner 1998, S.10). Dementsprechend findet man heute kaum einen Unterschied zwischen den Kleinhäusern die knapp vor dem Zweiten Weltkrieg beziehungsweise knapp nach dem Krieg erbaut wurden. Es handelt sich um schlichte Baukörper, die so einfach sind, dass ihre Darstellung als Ikone eines Hauses stehen kann.



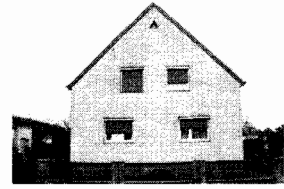
Gieblefassade eines Kleinhauses
in Kematen

Häuser für ein kleines Budget

Kleinhäuser

Die kleinen Häuser bekennen sich zur Armut der Zeit, in der sie entstanden sind. Es wurde nach Standardplänen gebaut, was zur Folge hatte, dass sich die Häuser innerhalb einer Siedlung glichen. Die durchschnittliche Wohnnutzfläche der Häuser beträgt zwischen 75 und 85m². Auf dieser Fläche sind je nach Haus zwei bis drei Zimmer untergebracht. Man betritt das Haus über einen sehr kleinen Vorraum, dem auch gleich das Stiegenhaus zugeordnet ist.

Von hier kommt man in eine Wohnküche, die das Zentrum des Hauses bildet. Die Küche war der Raum, welcher mit einer kleinen Kochstelle immer beheizt war. Von der Küche und vom Vorraum aus erreichte man meist noch jeweils ein Zimmer, welche untereinander mit einer Türe verbunden waren. Im ersten Stock, unter der Mansarde, gab es eine große Dachkammer, die dazu geeignet war sie im Bedarfsfall zu ein bis zwei Zimmern auszubauen. Die vorhandenen Zimmer oder Kabinette wurden als Schlafzimmer genutzt. Die Funktion eines Wohnzimmers, wie wir es heute kennen wurde von der Wohnküche aufgenommen. Es war nicht das ganze Haus unterkellert, meist gab es nur einen Raum, welcher der Vorrats-haltung von Gemüse diente. Die Küche und gelegentlich eine kleine Waschküche waren die einzigen Räume, die einen Wasseranschluss hatten. Besonders in den Häusern, die vor dem Krieg gebaut wurden, war es durchwegs üblich kein Bad einzubauen. Man behalf sich mit primitiven Bademöglichkeiten in den Küchen. In den späten Fünfzigerjahren wurde es immer mehr zum Standard, in den Häusern eigene Badezimmer einzuplanen. Nach außen hin fällt die Giebfassade auf: ein leicht erhöhtes Erdgeschoss, darüber das ausgebaute Dachgeschoss unter dem Steildach. An der Giebel-fassade sieht man im Erdgeschoss zwei Fenster, je Zimmer eines und darüber, in der Mittelachse noch ein oder gelegentlich zwei Fenster, welche das Zimmer unter der Mansarde belichten.



Kleinhaus in Kematen

Neben ihrer Einfachheit teilen diese Kleinhäuser aber gleichzeitig auch etwas von dem Vertrauen, das man in den Wiederaufbau des Landes setzte, mit. Für die SiedlerInnen symbolisierte das Haus einen neuen Anfang. Für viele von ihnen war es der Beginn für den Aufbau einer Existenzgrundlage. Dementsprechend sorgfältig gestaltete sich der Umgang mit dem neuen Besitz. Der Garten, der Kleintierstall und das Haus waren die Basis für die Nebenerwerbs-tätigkeit.

Vorläufer der Fertigteilindustrie

Anfang der Fünfzigerjahre kann man in Österreich auch die ersten Tendenzen zum Fertighausbau verzeichnen. Aus der Not, das neue Eigenheim schnell beziehen zu müssen, entwickelte man Systeme, die den Forderungen, ein billiges Haus schnell zu errichten, gerecht werden sollten. Man bemühte sich, die Vorteile einer industriellen Serienherstellung zu nutzen, um die Bauzeiten vor Ort möglichst gering zu halten. Die Veitscher Bauweise, ein zu dieser Zeit ent-wickeltes Fertighausystem, bestand aus Holzskellettelementen, die gedämmt beidseitig mit Brettern beplankt und letztendlich außen wie innen verputzt wurden. „Die Kombination Holz mit Putzträgern [...] ist in hohem Maße geeignet, die konservativen österreichischen Anschauungen in Einklang zu bringen mit den Erfordernissen der Gegenwart.“ (*Der Bau 1951*, S.239)

Die Fertigbauweise konnte sich in den Fünfzigerjahren kaum durchsetzen. Später, in den Siebzigerjahren, startete man einen zweiten Anlauf, der seine ersten zaghaften Spuren in der Siedlungstätigkeit hinterließ. Mitte der Achtzigerjahre begann letztendlich ein unaufhaltbarer Boom, der das Fertighaus in all seinen Variationen zu einem Standard im Einfamilienhausbau werden ließ.

Das heutige Fertighaus wird, ähnlich wie das Kleinhaus, nach einem Standardplan errichtet. Der Siedlungskontext, in dem es zu finden ist, weist aber im Gegensatz zu den Nebenerwerbssiedlungen meistens kein Gesamtkonzept mehr auf, es entsteht ein heterogenes Siedlungsbild. Die einzelnen Häuser versuchen bestimmte Sehnsüchte zu stillen. Produktnamen wie „Haus Florenz“ oder „Haus Norwegen“ et cetera stehen als Zeichen dafür.

Wie können wir diese Häuser heute sehen?

Bei den Nebenerwerbssiedlungen der Zwischen- und Nachkriegszeit handelt es sich meistens um ein ganzes Siedlungsgefüge, das in einem Verfahren geplant wurde. Die Förderungen der ersten Randsiedlungsaktion waren jeweils an einen gesamten Siedlungskomplex gebunden. Durch diese Maßnahme sowie durch die angewandten Standardpläne erzielte man ein weitestgehend einheitliches Siedlungsbild. Die SiedlerInnen errichteten die Häuser im Eigenbau erst nach und nach, so entstand im Laufe der Zeit eine gesamte Siedlung. Die aktuelle Praxis des Siedelns zeigt, dass heute zuerst ein Stück Land parzelliert wird. Mit der Parzellierung geht meist auch die Umwidmung in Bauland sowie die Aufschließung der Grundstücke einher. Die Aufschließung wird heute üblicherweise von der Gemeinde übernommen. Danach kommen die zukünftigen BewohnerInnen und bauen, jeweils für sich alleine, ihr Traumhaus. Auf das übergeordnete Konzept wird bedauerlicherweise oft verzichtet. Das Siedlungsbild ist dadurch ungeordnet und unübersichtlich. Während früher die Leistung ein Haus gebaut zu haben von der Gesellschaft honoriert wurde, wird heute hauptsächlich die Art, wie dieses Haus aussieht beurteilt. Die Verhältnisse haben sich verändert. Nach dem Auto und der Kleidung ist das Haus die wichtigste Darstellungsoberfläche für die BewohnerInnen. Repräsentiert wird vor allem an der Hülle des Hauses. Dadurch kommt es zu einer reichlichen Dekoration der Häuser mit Zierelementen. Von der Einfachheit der Kleinhäuser ist in den heutigen Einfamilienhäusern nicht mehr viel übrig geblieben. Das Repräsentieren ist hier ein Akt, der an der Oberfläche der Häuser stattfindet. Obwohl die Mittel um ein Haus zu bauen auch heute oft sehr knapp bemessen sind, ist man von dem Bewusstsein, dass alleine die Leistung des Hausbaus gebührend zu honorieren ist, weit entfernt. Das der eigenen Situation angepasste, kleine, einfache Haus genügt oft den Ansprüchen der Gesellschaft nicht. Hier gilt es, dem angemessenen Haus als ein Resultat der Vernunft den Vorrang zu geben, und es in der Gesellschaft wieder einzuführen. Die Zeit des Vortäuschens von

Prunk und Wohlstand sollte durch die Darstellung der Vernunft abgelöst werden. Die ArchitektInnen sind den Umgang mit beschränkten Budgets gewohnt und sind aufgefordert auf den Bestand der Situation zu reagieren, in dem sie ein dem Budget angepasstes Haus für die Zukunft entwickeln.

BEISPIELE

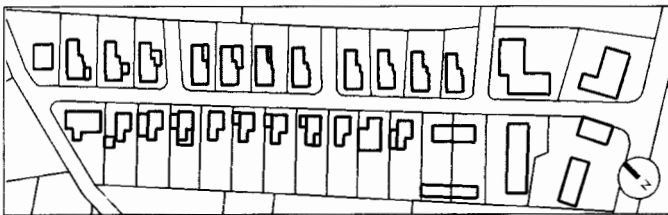
In Niederösterreich findet man einen reichen Bestand an den besprochenen Kleinhäusern und Nebenerwerbs-siedlungen. Da es sich bei all diesen Häusern um nahezu austauschbare Typen handelt, wurde versucht, auf Beispiele unterschiedlicher Entstehungszeit beziehungsweise unterschiedlicher Grundrisse einzugehen.

Amstetten

Nördlich des Zentrums von Amstetten entstand in den Jahren 1925–1927 eine Siedlung mit typischen Kleinhäusern. Die ursprüngliche Planung aus der Entstehungszeit sah im Erdgeschoss Vorzimmer, Toilette, Speis sowie Zimmer und Küche vor. Im Obergeschoss, unter der Mansarde, befanden sich zwei Kabinette sowie ein Zimmer. Die Gesamtwohnfläche betrug circa 83m². Der Mangel eines eigenen Bades wurde noch teilweise vor dem Zweiten Weltkrieg behoben. Die meisten der HausbewohnerInnen errichteten aber in den ersten Nachkriegsjahren einen kleinen Zubau mit einem Badezimmer, das zugleich als Waschküche genutzt wurde. Oft entstand durch diese Art des Zubaus auch ein zusätzlicher neuer Vorraum. In der Siedlung scheint kein Haus in seinem ursprünglichen Zustand geblieben zu sein. Alle wurden den aktuellen Standards angepasst.

Kematen

Die 15. Straße in Kematen ist durch das einheitliche Erscheinungsbild der Kleinhäuser auch heute noch geprägt. Hier wurden die Häuser Mitte der Fünfzigerjahre errichtet. Den einfachen Häusern wurden in diesem Fall kleine Zubauten angefügt, in denen im Erdgeschoss die Toilette, die Waschküche und eine Holzlage schon von Beginn an untergebracht waren. Ein Hausgarten mit Obstbäumen umgibt die Häuser. Gelegentlich sieht man noch einen kleinen Holzschuppen, der vermutlich früher zur Kleintierhaltung diente. Der Gemüsegarten zur Selbstversorgung ist, wenn überhaupt noch vorhanden, zusammengeschrumpft. Die Häuser nördlich der Straße sind die etwas größere Variante jener Häuser südlich der Straße. Auch in dieser Siedlung wurden mit der Zeit standardanpassende Umbauten durchgeführt. Bei manchen Häusern wurde das Obergeschoss unter der Mansarde zu einem Vollgeschoss ausgebaut, oder man errichtete eine Gaube, um zusätzliches Licht in die Mansardenzimmer zu bekommen.



Wieselburg

In der zweiten Hälfte der Fünfzigerjahre errichtete man in Wieselburg Wiederaufbauhäuser. Die SiedlerInnen erhielten von der Genossenschaft einen fertigen Plan, nach welchem gebaut wurde. Ein und der selbe Plan wurde vielfach verwirklicht. Es wurde nach den Prinzipien des Eigenbaus und der Nachbarschaftshilfe gebaut. Nach der Fertigstellung durften die Häuser 20 Jahre nicht verändert werden. In diesem Zeitraum liefen auch Zahlungen, welche die Häuser später ins Eigentum der BewohnerInnen überführten. Diese Häuser hatten schon zum Zeitpunkt ihrer Errichtung einen sehr hohen Standard. So waren in den Plänen neben Küche und separater Waschküche auch ein Badezimmer und ein Wohnzimmer vorgesehen. Trotzdem war die Wohnfläche nur unwesentlich größer als bei den zuvor besprochenen Typen, sie betrug rund 86m².



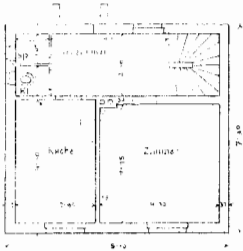
Kleinhäuser in Amstetten

Kleinhäuser in Kematen

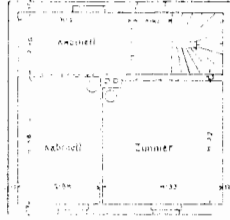
Kleinhaus in Wieselburg

Lageplan 1:2000
Kematen, 15. Straße
Kleinhäuser und nachträgliche
Zubauten

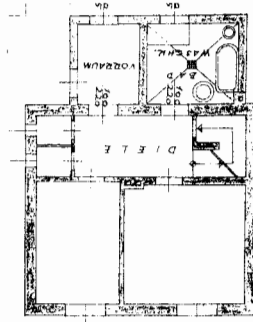
Kleinhaus in Amstetten:



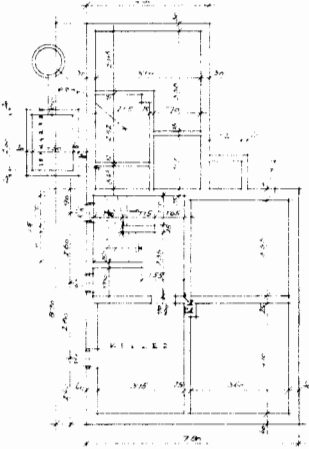
Erdgeschoss



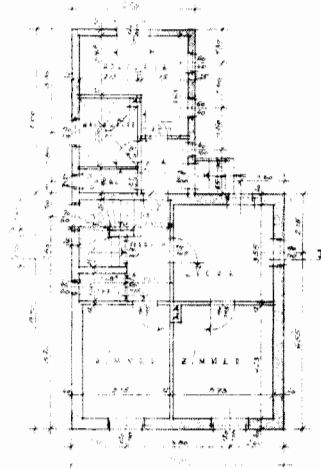
Obergeschoss

Erdgeschoss mit Zubau
(Vorraum und Bad) 1952

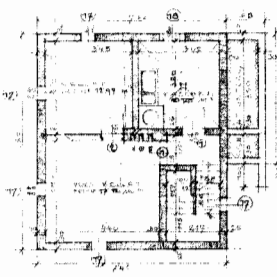
Kleinhaus in Kematen:



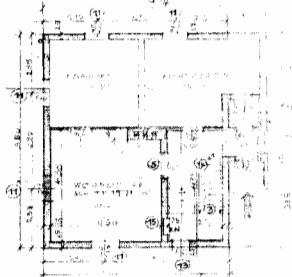
Kellergeschoss

Erdgeschoss mit Wirtschafts-
räumen im Anbau

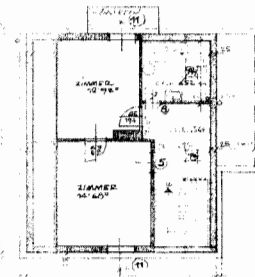
Kleinhaus in Wieselburg:



Kellergeschoss



Erdgeschoss



Obergeschoss

LITERATUR

Der Bau. Zentralvereinigung der Architekten (Hrsg.): Vorgefertigte Wohnhäuser nach der
Veitscher Bauweise. Wien 1951. S. 239

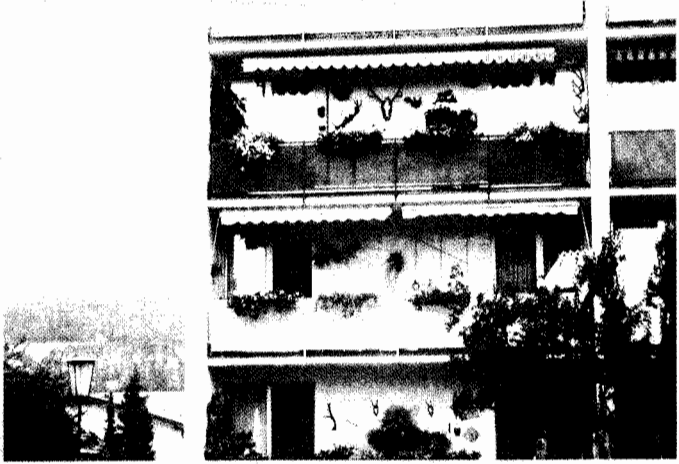
Holzmeister Clemens: Innenkolonialisierung - Eine Kulturaufgabe. In: Zentralvereinigung der
Architekten Österreichs (Hrsg.): Die Bau- und Werkkunst. Wien 1932. S. 241-243

Schweitzer Renate: Der staatlich geförderte, der kommunale und der gemeinnützige
Wohnungs- und Siedlungsbau in Österreich bis 1945. Dissertation TU Wien 1972

Steiner Dietmar: Einfach nur Häuser bauen. Das ist Architektur. In: Architektur Zentrum
Wien (Hrsg.): Wir Häuselbauer bauen in Österreich. Wien 1998. S. 8-15

Zinganel Michael: Einleitung. In: Architektur Zentrum Wien (Hrsg.): Wir Häuselbauer bauen
in Österreich. Wien 1998. S. 6-7

Wohnhaus in Berndorf, Balkon



III REPRÄSENTATION

ZONEN DER REPRÄSENTATION IM WOHNBAU

Der mehrgeschossige Wohnbau zeichnet sich durch ein uniformes Erscheinungsbild aus. Als Erweiterungsmöglichkeit von Siedlungstätigkeit wird er in ländlichen Gebieten nur in größeren Ballungszentren herangezogen. Das Bewohnen eines mehrgeschossigen Wohnhauses im ländlichen Siedlungsraum ist heute noch immer mit einem schlechten Image behaftet. Die Identifikation mit den eigenen vier Wänden, mit dem Haus in dem man lebt, ist daher gerade im mehrgeschossigen Wohnbau besonders wichtig, um sich wohl zu fühlen. Mit dem Bedürfnis sich wohl zu fühlen geht das Bedürfnis zu repräsentieren einher. Die BewohnerInnen wollen sich darstellen, wollen zeigen „wer sie sind“ und welche Position sie bekleiden.

Die BewohnerInnen im mehrgeschossigen Wohnbau teilen die Elemente ihrer Identifikation mit allen MitbewohnerInnen des Hauses. Es geht dabei einerseits um die Teilung ein und des selben Elements wie zum Beispiel die Fassade, das Dach, der Freiraum und andererseits um die Teilung der Gestalt beziehungsweise der Typologie von wohnungseigenen Elementen mit den anderen BewohnerInnen. Balkone, Fenster, Wohnungstüren et cetera sind Elemente, die alle BewohnerInnen für sich besitzen, deren Gestalt sie jedoch mit den BewohnerInnen des Hauses teilen.

Im folgenden Kapitel werden unterschiedliche Formen und Möglichkeiten der Repräsentation der BewohnerInnen aufgezeigt. Das konventionelle Einfamilienhaus kann hier immer wieder als Vergleichsobjekt herangezogen werden, da es über alle jene Möglichkeiten verfügt, nach denen auch die BewohnerInnen des mehrgeschossigen Wohnhauses streben. Die Türe, das Fenster, der Balkon, der Vorgarten, die Fassade, das Dach et cetera sind mitbestimmende Elemente der Architektur, die natürlich einen bestimmten Geist und eine bestimmte Idee verkörpern.

„Bei vielen dieser alten Häuser spürt man einen feinen Humor jeder Volkskunst für ein kleines „Extra“: Sei es ein Erker, eine schiefe Stiege, ein besonders nettes Giebelgebälk, eben eine Sonderlösung eines Details, die das Haus erst richtig zum eigenen machte.“
(Proksch 1964, S. 5)

Der mehrgeschossige Wohnbau zeichnet sich meist durch ein unifarmeres Erscheinungsbild aus. Die BewohnerInnen setzen sich im Lauf der Zeit mit Sonderlösungen wie sie oben beschrieben wurden auseinander, auf diesen Details baut Identifikation auf. Im mehrgeschossigen Wohnbau bildet eine Serie von gleichen Fensterachsen eine Fassade und ein Regelgeschoss über dem anderen formt die Stockwerke. Das serielle Bauen ist bestimmt von ökonomischen Aspekten, die letztendlich natürlich auch das Erscheinungsbild von Architektur maßgeblich prägen. Das Prinzip der Ordnung tritt als maßgebliche Entwurfskomponente auf und findet in kompakten Bauformen seinen Ausdruck.

Der mehrgeschossige Wohnbau stellt in den Ballungszentren ländlicher Siedlungsgebiete eine adäquate Möglichkeit zur Erweiterung der Siedlungsstruktur dar. In Niederösterreich sind dies die regionalen Zentren der Bezirke, meist Marktgemeinden oder Städte, die aufgrund der erweiterten Infrastruktur einen Anziehungspunkt für viele Menschen darstellen. Das Bewohnen eines mehrgeschossigen Wohnbaues im ländlichen Siedlungsraum stellt trotzdem bis heute noch immer ein Imageproblem dar.

Sich und seiner Familie ein Haus zu bauen ist ein gesellschaftliches Diktat, dem die Landbevölkerung, wenn es nur irgend möglich scheint, folgt, wohl auch aus Mangel an alternativen Möglichkeiten folgen muss. Man strebt eine Form von Individualismus an. Alleine für sich selbst zu sein, auf seinem eigenen Grundstück, in seinen eigenen vier Wänden ist erklärtes Ziel vieler Jungfamilien. Nicht zuletzt ist die Familie, die gemeinsam wohnt, auch ein Wert, der mit Ansehen gebührend honoriert wird. Hier wird das ganze Anwesen zur Repräsentationsfläche. Der Gartenzaun, die Hecke, der Vorgarten, das Haus, Fassade, Dach, Garage und nicht zuletzt das Auto in der Garage oder im Vorgarten, all diese Elemente stellen Repräsentationsmöglichkeiten für die BewohnerInnen dar.

Im mehrgeschossigen Wohnbau findet Repräsentation in einer anderen Art statt als im freistehenden Einfamilienhaus. Die Vorteile des mehrgeschossigen Wohnbaus müssen ins Bewusstsein der Bevölkerung gebracht werden.

Neben der ökonomischeren Bauform und dem schonenden Umgang mit Bauland gibt es auch eine Reihe von Vorteilen, von welchen die BewohnerInnen direkt profitieren wie etwa die gemeinsame Instandhaltung des Hauses sowie die zentrale Abrechnung der Betriebskosten.

Neben den erwähnten, schon bestehenden Vorteilen gilt es, Strategien zu entwickeln und Möglichkeiten bereitzustellen, welche ausreichend Repräsentationsflächen im mehrgeschossigen Wohnbau bilden. Die Identifikation mit dem bewohnten Objekt trägt wesentlich zur Wohnzufriedenheit bei. Der mehrgeschossige Wohnbau verfügt grundsätzlich über dieselben Repräsentationsmöglichkeiten wie das klassische Einfamilienhaus. Der Unterschied besteht jedoch mitunter auch darin, dass die BewohnerInnen im mehrgeschossigen Wohnbau die Elemente ihrer Identifikation mit den anderen BewohnerInnen teilen müssen. Es geht dabei einerseits um die Teilung ein und des selben Elements mit mehreren BewohnerInnen, wie zum Beispiel die Fassade, das Dach, der Freiraum und andererseits um die Teilung der Gestalt beziehungsweise der Typologie von Elementen mit den anderen BewohnerInnen. Balkone, Fenster, Wohnungstüren, et cetera sind Elemente, die alle BewohnerInnen für sich besitzen, deren Gestalt sie jedoch mit den BewohnerInnen des Hauses teilen. Die Identifikation mit der eigenen Wohnhausanlage erfolgt natürlich auch über die BewohnerInnenschaft, die nicht zuletzt wesentlich das Image einer Wohnsiedlung prägt.

Zu Beginn dieser Forschungsarbeit wurde das Land Niederösterreich ausführlich bereist (siehe Kapitel Routen). Zahlreiche Wohnbau-beispiele wurden vor Ort besichtigt, fotografiert und katalogisiert. Die Betrachtung unterschiedlicher Elemente der Repräsentation soll deren Eigenheiten charakterisieren. Die besichtigten Wohngebäude legten die Einteilung in folgende Repräsentationselemente nahe: Balkon, Fassade, Fenster, Eingang. Weitere Möglichkeiten der Repräsentation: Hausnummern, Klingelbrett, Kennzeichnung der Parkplätze, schwarzes Brett.

Balkon

Die bis über die Fassade hinausgezogene Bodenplatte bildet ein dreidimensionales Objekt an der Fassade. Der Straßenraum, der durch die Fassaden begrenzt wird, ist im Falle eines Balkons doppelt belegt. Es entsteht ein Hybrid, ein Ort, der sowohl der Wohnung zugeordnet ist, als auch zum Straßenraum gehört. Er ist eine Plattform, die es ermöglicht einen Schritt vor die eigenen vier Wände zu setzen ohne dabei das geschützte, eigene Territorium zu verlassen. Die BenutzerInnen stehen am Balkon und setzen sich damit einer, in bestimmtem Maß kalkulierbaren, Öffentlichkeit aus. Dadurch erlangt der Balkon seine wesentliche Bedeutung als Repräsentationszone. Es handelt sich bei einem Balkon um eine sehr deutliche Form eines Übergangsraumes zwischen privat und öffentlich. Einerseits wird durch die Ausformulierung der baulichen Details des Balkons das Bauwerk selbst repräsentiert, andererseits sind Applikationen von schmückenden Elementen beziehungsweise



Wohnhaus mit Balkonen
in Neunkirchen



Einfamilienhaus als
Repräsentationsobjekt im Weinviertel

der Anbringung von Wind- und Sichtschutz, kurz die Ausgestaltung des Balkons, klare Repräsentationsmöglichkeiten für die BewohnerInnen. Zum Dritten repräsentieren sich durch das Erscheinen am Balkon die BewohnerInnen selbst. Mit dem Betreten des Balkons ist den BenutzerInnen bewusst, dass sie ihre privaten Räume verlassen und sich einer Öffentlichkeit aussetzen. Der Schritt nach draußen unterscheidet sich von jenem Schritt im offenen Freiraum. Die Bewegungsfreiheit ist eingeschränkt, und die Möglichkeit des Rückzuges ist jederzeit gegeben. Immer wieder werden diese Vorzüge des Typus einer Repräsentationsform auch zur Darstellung von Macht verwendet. Im Österreich der zweiten Republik erinnert man sich an die Präsentation des lange ersehnten Staatsvertrages vom Balkon des Schlosses Belvedere in Wien, aber auch andere Gebäude mit repräsentativen Funktionen verfügen über einen Balkon. Zum Beispiel das Wiener Rathaus, die Präsidentschaftskanzlei im leopoldinischen Trakt der Hofburg oder das Schloss Schönbrunn. „My home is my castle“ – dieser Sehnsucht entsprechend werden die Elemente des Wohnens wie etwa Balkone ausgesucht.

Der Balkon stellt eine Schnittstelle dar, einen Zwischenbereich, eine Schwelle zwischen innen und außen, zwischen öffentlich und privat. Das Hinaustrreten in eine einschätzbare Öffentlichkeit ermöglicht die Selbstpräsentation für die BewohnerInnen.

Einhergehend mit der Selbstpräsentation über den Balkon ist natürlich die Kommunikation. Der Austausch, den das Element Balkon schon nahe legt, wird durch die BenutzerInnen vollzogen. An der Balkonbrüstung zu lehnen und mit Bekannten Kontakt aufzunehmen, vielleicht mit NachbarInnen zu sprechen, ist eine besondere Qualität von Kommunikation und bei älteren Menschen, auf Grund der eingeschränkten Bewegungsfreiheit, oft die einzige Möglichkeit beiläufig soziale Kontakte aufrecht zu erhalten. Das Zuwinken vom Balkon bringt, im direkten und dadurch auch im übertragenen Sinn des Wortes, eine erhabene Gesprächsposition mit sich. Die begonnene Plauderei über den Balkon kann oft lange dauern und wird nur selten in der Wohnung fortgesetzt. Das „kurze“ Gespräch im Vorübergehen ist wohl durch seine Beiläufigkeit bestimmt und entsteht wahrscheinlich überhaupt erst dadurch. Der Kontakt mit dem Visavis kann erst dann entstehen, wenn die Architektur Möglichkeiten dafür vorsieht.

Raumschicht am Übergang von innen nach außen

Für die Gestaltungsmöglichkeiten der eigenen Wohnumgebung der BewohnerInnen kann der Balkon weitere Möglichkeiten eröffnen. Durch eine Serie von Balkonen wird die Außenwand und besonders die Fassade erweitert und dadurch zu einer Pufferzone aufgewertet. Die harte Grenze der Fassade zum Freiraum wird durch den Balkon aufgeweicht, aus dem zweidimensionalen „Display“ wird eine

dreidimensionale Schicht, eine Zone am Übergang zwischen innen und außen. Von den unterschiedlichen Balkontypen ist das Maß an Gestaltungsmöglichkeiten abhängig. Eine Möglichkeit der typologischen Unterscheidung stellt die von Anita Aigner im Rahmen ihrer Dissertation, „Der Schritt nach Draußen“, aufgestellte Einteilungsmöglichkeit dar:

- ☐ **Balkon vor der Fassade**
- ☐ **Balkon teils vor, teils hinter der Fassade, der Hybridtypus**
- ☐ **Balkon hinter der Fassade (der Balkon wird zur Loggia)**

Die Raumschicht hat bei allen drei Typen von Balkonen sehr unterschiedliche Ausformulierungen und Qualitäten. Der Balkon hinter der Fassade, die so genannte Loggia, entwickelt sich von der Raumkante ins Gebäudeinnere. Hier greift der Freiraum in das Gebäude ein, er verzahnt sich mit dem Gebäude. Dadurch liegen die zur Belichtung des Gebäudes nötigen Fenster auch hinter der Fassade, was eine geringere Lichtausbeute für die zugeordneten Räume zur Folge hat. Der Balkon hinter der Fassade, die Loggia, vermittelt mehr Privatheit als der Balkon vor der Fassade.

Der Balkon vor der Fassade liegt als Fortsetzung der Wohnung vor der Raumkante und bewirkt genau das Gegenteil der Loggia. Hier greifen Teile des Gebäudes in den Freiraum ein. Wer den Balkon betritt, betritt gleichzeitig auch den Straßenraum, er exponiert sich am Gebäude und in der Öffentlichkeit.

Die Mischung der beiden Typologien, der Hybridtypus, beansprucht beide Phänomene für sich. In allen drei besprochenen Fällen ist die Bewertung jedoch immer auch eine Frage der speziellen Ausformung und Anordnung der Balkone am Gebäude, beziehungsweise eine Frage des Balkonanteiles einer Fassade. So kann sich zum Beispiel der Typus Loggia als Register über eine ganze Fassade erstrecken, es entsteht eine weitgehend homogene Raumschicht am Übergang zwischen innen und außen.

Brüstung

Die Balkonbrüstung, als Repräsentationsfläche, kommt bei jeder Art des Balkons vor. Sie ist für die BewohnerInnen einfach zu gestalten und daher eine naheliegende Zone der Repräsentation. Es ist zwischen verschiedenen Brüstungsarten zu unterscheiden. Ein wesentliches Prädikat zur Unterscheidung ist der Grad der Durchlässigkeit der Balkonbrüstung:

- ☐ **durchsichtig und luftdurchlässig**
- ☐ **durchsichtig und nicht luftdurchlässig**
- ☐ **nicht durchsichtig und nicht luftdurchlässig**



Balkon vor der Fassade
Hainburg

Balkon teils vor, teils hinter der
Fassade
Bad Deutsch Altenburg

Balkon hinter der Fassade
Hainburg

Eine Balkonbrüstung bedient unterschiedliche Funktionen. Die Absturzsicherung ist die vordergründige Funktion, die eine Balkonbrüstung zu erfüllen hat. 90cm Brüstungshöhe, bei Vermeidung waagrecht Holme, so schreibt es die Bauordnung vor. Solch elegante Balkongeländer zu bauen, wie wir sie aus der klassischen Moderne kennen und schätzen, ist also heute aus Sicherheitsgründen nicht mehr erlaubt. Senkrechte Geländerstäbe und flächige Brüstungselemente lösten die Geländer, die nur aus Brüstungs- und Mittelholm bestanden, ab. Das Bedürfnis nach Sichtschutz und damit nach einer Privatisierung des Freiraumes, sowie nach Windschutz führen zu undurchlässigen Brüstungstypen. Faserzementplatten, geriffelte Gussglasplatten oder kunstharzgebundene Holzwerkstoffe kommen hier zur Anwendung.



bepflanzte Balkonbrüstungen an einem Terrassenhaus in Reichenau an der Rax

Gartenersatz

„Die Ausstattung der Fenster und Balkone mit Blumenkörben zeigte eine Form von Aneignung und Besitznahme des Wohnortes an, bei der die Bewohner aufgefordert waren an der Fassade ein Zeichen ihrer Identität zu setzen, ihrer kollektiven Wohngemeinschaft.“ (Aigner 1998)

Blumenschmuck beziehungsweise saisonaler Schmuck, der an der Balkonbrüstung angebracht wird, ist den BewohnerInnen einerseits ein Bedürfnis, andererseits stehen sie unter gesellschaftlichem Druck, einer Art Gruppenzwang, der sie jedes Jahr noch attraktivere Dekorationen an ihren Balkonen anbringen lässt. Haken an Balkongeländern ermöglichen das Einhängen von Blumenkästen im Sommer gleichermaßen wie die Anbringung von Lichterketten im Winter. Die Bepflanzung der eingehängten Balkontröge wertet den Balkon zu einem Ersatzgarten auf. Eine Sonderform eines solchen Ersatzgartens stellen die, mit der Betonfertigteiltechnologie in den Siebzigerjahren aufgekommenen, Pflanztrogbüstungen dar. Sie sind eine Repräsentationsmöglichkeit, die von den BewohnerInnen genutzt werden kann. Ein leerstehender Pflanztrogbüstung lässt die Frage der MitbewohnerInnen nach dem „Warum“ nicht ausbleiben und wäre bald Hausgespräch. Es gibt, und das wurde in den Siebzigerjahren oft praktiziert, die Möglichkeit die Tröge dauerhaft und pflegeleicht zu bepflanzen. Heute kennen wir dazu Beispiele von koniferenüberwucherten Terrassenhäusern. Individuell sollte die Bepflanzung damals sein, doch heute bildet sie wieder ein uniformes Erscheinungsbild.

Meist einheitlich für das gesamte Wohnhaus definiert ist die Balkonbrüstung mitverantwortlich für die uniforme, äußere Erscheinung des Neubaus. Erst mit den Jahren beginnen sich die BewohnerInnen üblicherweise mit der Balkonbrüstung auseinander zu setzen. Es gibt unterschiedliche Gründe, warum BewohnerInnen zu gestalten beginnen. Funktionale Aspekte wie Windschutz und Sichtschutz sind häufige Argumente für die Anbringung von Planen oder Schilfrohmatten, die sorgfältig durch die senkrechten Geländerstäbe geflochten werden. Sehnsüchte nach den alpinen Regionen lassen die

BewohnerInnen zu vermeintlich traditionellen alpenländischen Balkonbrüstungen greifen. Hier entwickelte sich ein Angebot unterschiedlichster Produkte, das wohl für jede Preisklasse die richtige Balkonverschalung bereitstellt.



Wohnhaus mit Balkonfassade
in Wolkersdorf

Die vordergründig bewusste und bekannte Funktion des Balkons ist die Verwendung des Balkons als Ort der Erholung. Teile seiner Freizeit auf dem Balkon zu verbringen, das ist letztendlich auch ein zur Schau stellen von Luxus. Es sich leisten zu können, den Nachmittag am Balkon zu verbringen, setzt ein Zeitbudget beziehungsweise Zeitmanagement voraus, das sich nicht jeder leisten kann. Wie nun ein Balkon genutzt wird, hängt letztendlich von mehreren Faktoren ab: von seiner Orientierung, seiner Zuordnung zum Wohngefüge und seiner Größe. In diesem Zusammenhang seien nun typische Beispiele angeführt:

Der Nordbalkon, der Küche zugeordnet, der die Größe eines kleineren Abstellraumes hat, ist ein klassischer Wirtschaftsbalkon und gar nicht zum dauernden Aufenthalt gedacht. Er wird genutzt um etwas kühl zu stellen, Kräuter zu pflanzen, Funktionen, welche die Küche bedienen.

Der Klopfbalkon, funktional sehr ähnlich dem Wirtschaftsbalkon zu sehen, könnte dem Vorraum zugeordnet sein. Der Name kommt von der Benutzung der Brüstung als Teppichklopfstange.

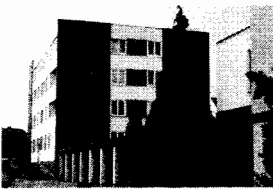
Der Zierbalkon ist ein schmückender Aufputz für die Fassade und in seiner Größe so minimal gehalten, dass er praktisch nur als dekoratives Beiwerk existiert. Er kann den unterschiedlichsten Räumen zugeordnet sein. Seine Position richtet sich nach dem Gestaltungskonzept des Gebäudes.

Diese drei Verwendungstypen sind im mehrgeschossigen Wohnbau trotz ihrer Zweckmäßigkeit nur äußerst selten zu finden. Im Laubengangtypus übernimmt die genannten Balkonnutzungen zum Teil der Laubengang selbst.

Der dem Wohnzimmer zugeordnete Balkon ist die weitaus häufigste Balkonform, die man im mehrgeschossigen Wohnbau findet. Süd- oder Westlage garantieren die Sonnenstunden, und die räumliche Zuordnung zum Wohnbereich legt die Fortsetzung des Wohnens am Balkon nahe. Um das Wohnen auch wirklich auf den Balkon ausweiten zu können, ist eine Mindestgröße, die es erlaubt Tisch und Stühle aufzustellen, unbedingt nötig. Kleine Balkone werden bedeutend seltener genutzt und sind oft nur noch als Rauchbalkone für BesucherInnen in Verwendung.

In jedem Fall stellt der Balkon die Möglichkeit für die BewohnerInnen dar, das Bedürfnis nach Wohnen im Freien zu erfüllen. Die unmittelbar an den Balkon angrenzenden Wände sind dafür naheliegende Darstellungsflächen. Hier gibt es wiederum die Möglichkeit, sich von den umliegenden Balkonen abzuheben, und sich

selbst eine angenehme Umgebung im Freien zu schaffen. Der Balkon hat die Eigenschaft, dass er wie eine Kanzel am Bauwerk sitzt und damit auch im Brennpunkt der auf der Straße gehenden Passanten ist. Insofern ist der Balkon ein zur Schau stellen von privaten Praktiken des Wohnens. Die Balkonwände als Darstellungsoberflächen sind zum Beispiel mit Jagdtrophäen geschmückt, mit Holz verschalt oder nur in einem zarten hellblauen Farbton ausgemalt. Mancher Balkon ist gar nicht besonders gestaltet und sitzt kahl und unbearbeitet an der Fassade. Gleichgültig welche Erscheinung ein Balkon hat, er verrät uns immer etwas über das Wohnen, das hinter der großen Balkontüre passiert.



Fassadengliederung mit Farbe
Retz

Fassade

Wenn man davon spricht, dass die Architektur die dritte Haut des Menschen ist, so manifestiert sich die äußerste Schichte dieser Haut als Fassade eines Gebäudes. So wie Kleider „Leute machen“, so stellt die Fassade zu einem wichtigen Teil die Architektur dar. Die Fassaden übernehmen damit eine Darstellerrolle und nicht immer entspricht das Innere dem, was man sich von außen erwartet. Natürlich soll das Haus von seiner besten Seite gezeigt werden, Sicherheit, Geborgenheit und Beständigkeit repräsentieren. Ein Holzhaus zum Beispiel, das auf den ersten Blick so erscheint, muss nicht unbedingt aus Holz sein, eine Schalung vor massivem Mauerwerk kann, oberflächlich betrachtet, als Holzhaus interpretiert werden. Die Beurteilung von Architektur ist bei der ersten Annäherung auch eine Beurteilung von Oberflächen. Wenn hier von der Fassade die Rede sein soll, so geht es vorrangig um die Wandflächen, die ungestört von Fenster, Tür oder Balkon oft als Putzflächen das Haus an seiner äußersten Hülle begrenzen.

Farbe als Gestaltungsmittel

Gliederungen, an die im Entwurfsprozess nicht gedacht wurde, können durch Fassadenbemalungen nachgeholt werden. Durch farbig bemalte Putzstreifen zeichnen sich Stieghäuser nach außen ab, übereinanderliegende Loggien werden mit einem Farbton zu Spalten zusammengefasst und an Gesimsen wird horizontal getrennt. Was im Kindergartenbau häufig Anwendung findet, ist durchaus auch im mehrgeschossigen Wohnbau probates Mittel, um sich innerhalb einer Wohnanlage zu orientieren, das gelbe, das rote und das blaue Haus stellen unverzichtbare Orientierungs- und Identifikationspunkte dar. Die Fassade ist oft Träger von Emblemen, die eine weithin lesbare Botschaft aussenden.

Bilder

Unterschiedliche Motive begegnen den aufmerksamen BeobachterInnen mit Regelmäßigkeit. Der heilige Florian als Schutzpatron vor Feuer und Beschützer der Häuser und der heilige Christopherus, der dem Passanten auf seinem Weg Segen bringen soll sind gerne verwendete Symbole, die aus der katholischen Religion entlehnt sind. Malereien mit Inhalten, die das ländliche Leben von früher beschreiben wie eine alte Mühle, Bauern bei der Ernte, Arbeiter, aber auch der Feierabend werden in szenischen Darstellungen an die Fassade gemalt und geben Zeugnis von Identität und Herkunft der BewohnerInnen. Um eine Botschaft zu geben und etwas mitzuteilen, dafür ist der häufig an Sonnenuhren angebrachte Text „Mach es wie die Sonnenuhr, zähl die heitren Stunden nur“ wohl bestes Beispiel. Die BewohnerInnen und die BesitzerInnen des Hauses geben hier dem Passanten ein Stück Lebensweisheit mit auf den Weg.



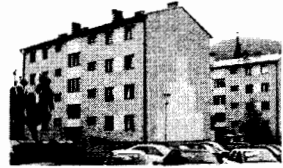
Sonnenuhr
Eggenburg

Fassadenbemalung
Pottenstein

Abstrakte Darstellungen

Doch nicht immer sind die Botschaften konkret. In den Sechziger- und Siebzigerjahren begann man zunehmend auch großflächig abstrakte Malereien an den Fassaden anzubringen: malerisch-geometrische Fassadengestaltungen, die den Baukörper gliedern sollten. Die Fassade ist immer wieder ein Ort, welcher der Kunst am Bau zur Verfügung gestellt wird. In diesen Fällen stellt sich der im mehrgeschossigen Wohnbau meist öffentliche oder gemeinnützige Bauherr als Kunstförderer dar.

Mit Farbe werden Gliederungen an der Fassade erzielt. Fenstergruppen werden durch farbige Flächen zusammengefügt. Risalite hervorgehoben. Durch ein gesteigertes Energiebewusstsein in den letzten Jahren kommt es dazu, dass Wohnhäuser aus den Nachkriegsjahren mit einer Vollwärmeschutz-Dämmfassade versehen wurden. Durch diese neuen Hüllen für die alten Häuser kommt es zu einer Neubewertung der Fassade. Nicht selten wird die Gelegenheit genutzt, den Häusern auch einen neuen Anstrich zu geben. An den charmannten Färbelungen aus früheren Zeiten hat man sich satt gesehen. Alte Fassadenmosaiken, Sgraffitos aus mehrlagigem, verschiedenfarbigem Putz, die als Kennung identitätsstiftend für viele Häuser sind, bleiben dennoch oft in einer Aussparung in der neuen Fassadenfläche erhalten. Sie verströmen auch heute noch ein wenig von dem frischen Geist des Aufbruchs, der in Österreich vor allem in den Nachkriegsjahren herrschte.



abstrakte Fassadengestaltung
Hainfeld

Die Fassade ist ein Ort der kollektiven Repräsentation. Tendenzen, die Fassade den privaten Repräsentationsmöglichkeiten zuzuführen, sind aus dem Verschimmelungsmanifest von Friedensreich Hundertwasser aus dem Jahr 1958 bekannt, in dem er fordert:



Fassadengestaltung
Ybbs an der Donau

„Ein Mann in einem Mietshaus muß die Möglichkeit haben, sich aus seinem Fenster zu beugen und – so weit seine Hände reichen – das Mauerwerk abzukratzen. Und es muß ihm gestattet sein, mit einem langen Pinsel – so weit er reichen kann – alles rosa zu bemalen, so daß man von weitem, von der Straße sehen kann: dort wohnt ein Mensch, der sich von seinen Nachbarn unterscheidet.“ (Hundertwasser 1958)

Diese, als so genanntes Fensterrecht in die Geschichte eingegangene Forderung, wurde in ihrem ursprünglichem Sinn nie erfüllt. Die Fassade stellt eine architektonische Einheit dar und kann daher kaum jedes einzelne dahinter wohnende Individuum repräsentieren. Nur wenige Bereiche der Fassade stellen hier gelegentlich eine Ausnahme dar. Es liegt an den ArchitektInnen Zonen zu definieren, deren Gestaltung selbstverständlich im Zuständigkeitsbereich der BewohnerInnen sind. Die schon im vorangehenden Kapitel erwähnten Balkonwände stellen für die BewohnerInnen eine Möglichkeit dar, selbst an der Fassade zu gestalten, sich darzustellen.

Für eine Fassadengestaltung mit Farbe oder Putzstruktur gibt es eine Vielzahl von Möglichkeiten. Aber auch mit unterschiedlichen Elementen wie großflächigen Fassadentafeln lassen sich Gliederungen erzeugen. Diese Möglichkeiten stehen zur Verfügung, um aus einem Gebäude ein einzigartiges Gebäude zu machen.

Es erscheint wichtig, die Einzigartigkeit eines Hauses herauszuheben, da dadurch eine Unverwechselbarkeit für BewohnerInnen und BesucherInnen entsteht, die nicht nur zur besseren Orientierung beiträgt, sondern auch ein Identifikationsmerkmal werden kann.

Die Fassade funktioniert also als Identifikationsmerkmal und erlaubt es, mehrere Häuser voneinander zu unterscheiden. Das Fenster in der farbigen Fläche, das Stockwerk zwischen den Putzfaschen: so kann man sich von außen am Gebäude zurechtfinden.

Es ist zu beobachten, dass jede Zeit ihre eigenen Ausdrucksmittel an der Fassade hat. Dadurch wird ein Gebäude zeitlich einordenbar. Die Fassadengestaltung sollte immer auch das Resultat des architektonischen Gesamtkonzeptes eines Bauwerkes sein. Insofern geht es bei der Fassadengestaltung natürlich um mehr als bloß darum, einen farbigen Anstrich zu geben.

Fenster

Zwei Funktionen definieren das Fenster als ein Element der Wechselbeziehungen zwischen innen und außen: einerseits Licht in den dahinterliegenden Raum zu bringen, andererseits vom Raum aus eine Aussicht zu haben und nach draußen schauen zu können. Wird das Fenster zur Lüftung des Raumes genutzt, so erfolgt ein tatsäch-

licher Austausch zwischen Innen- und Außenraum. Die Möglichkeit des Austausches fordert die BenutzerInnen und auch die ArchitektInnen heraus, weit mehr auszutauschen als bloß Licht, Luft, Aus- und Einblicke. Das Fenster wird zum „Display“ des Hauses. ArchitektInnen nutzen meist die Gelegenheit, mit den gewählten Fensterformaten und Fensterarten Information darüber zu erteilen, welche Räume sich hinter den Fenstern befinden.

Eine Reihe von Fensterformen sind prototypisch: das Blumenfenster, das WC-Fenster, die Balkon- beziehungsweise Terrassentüre, die Mattglasscheibe des Badezimmerfensters, das über mehrere Geschosse gehende Stiegenhausfenster, das Gangfenster.

Blumenfenster

Manche dieser Typen fallen durch ihre Gestalt als Zeiterscheinungen auf wie zum Beispiel das Blumenfenster ab den Sechzigerjahren. Damals wurden vornehmlich in die Westfassaden der Wohnhäuser große, so genannte Blumenfenster, eingeschnitten, die meist durch ein etwas tieferes Fensterbrett im Inneren die Möglichkeit boten, Zimmerpflanzen aufzustellen. Diese Blumenfenster treten etwas vor die Fassade, haben ein deutlich größeres Format als die restlichen Fenster des Hauses und sind an ihrer Oberseite durch ein kleines Vordach vor Witterung geschützt. Die Westsonne streicht über die Blumen und flutet den dahinterliegenden Raum, meist das Wohnzimmer mit Licht und Wärme.

Französisches Fenster

Französische Fenster, auch französische Balkone genannt, findet man an Wohngebäuden unterschiedlicher Epochen. Es handelt sich dabei um eine Hybridform zwischen Balkon und Fenster, die im Paris des Stadtplaners Baron Haussmann entwickelt wurde.

Damals war es in Paris nicht erlaubt, Bauelemente und damit auch Balkone mehr als 60cm über die Fassade vorspringen zu lassen. Eine nutzbare Balkonform zu bauen, wurde durch diese Bestimmung unmöglich. Also setzte man Fenstertüren, die bis zum Fußboden gehen in die Fassade ein, und befestigte als Absturzsicherung ein Geländer unmittelbar vor dem Fenster.

Auch in seiner Funktion kann man das französische Fenster als Hybrid bezeichnen. Oft wird es auch aus finanziellen Gründen als Balkonersatz in Wohnhäuser eingebaut und durch das Aufmachen des Fensters dringt ein Teil des Außenraumes in den Innenraum ein, was durch das Öffnen der Wand bis zum Boden wesentlich intensiver erlebt wird als vergleichsweise bei einem gewöhnlichen Fenster mit Parapeth. Die Qualität eines Balkons und das Hinaus-treten in den Außenraum kann ein französisches Fenster nicht ersetzen.



Stiegenhausfenster
Hainburg



Französisches Fenster
Mistelbach



Bandfenster
Schrambach

Bandfenster

In den Neunzigerjahren erinnerte man sich wieder an die in der klassischen Moderne angedachten Fensterformate und öffnete die Gebäude oft mit liegenden waagrechten Fensterschlitzen. Im Cinemascopeformat wurde die Landschaft eingerahmt, und der Blick nach außen wurde zu einem exakt definierten Breitwandbild. Die Lage dieser Fensterschlitze hängt ursächlich mit der dahinterliegenden Nutzung und der entsprechenden Augenhöhe zusammen. Oberlichtschlitze deuten Nebenräume an.

Repräsentationsmöglichkeiten am Fenster

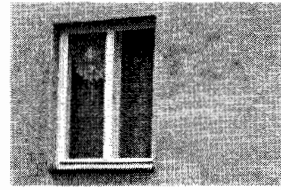
Das Fenster ist eine Darstellungsoberfläche, die durchaus in der Lage ist Informationen zu transportieren. Das Fenster gibt in seiner Displayfunktion also Aufschluss über das, was dahinter ist. Diese von den ArchitektInnen angelegte Möglichkeit zur Repräsentation wird von den BenutzerInnen angenommen. Die Fenster werden zu Repräsentationsflächen. Es findet eine Art von Kommunikation über das Element Fenster statt. Das dringende Bedürfnis einer nonverbalen Mitteilung der BewohnerInnen nach außen scheint absolut gegeben zu sein. Die intensive Nutzung dieser Repräsentationsfläche gibt eindrucksvoll Zeugnis davon. Die stets blitzend polierten Fensterscheiben lassen auf eine perfekte Haushaltspflege schließen. Die Sauberkeit der Hülle setzt sich im Inneren der Wohnung fort. Nicht geputzte Scheiben teilen im besten Fall das Leerstehen eines Objektes mit.

Kunststofffenster und Metallfenster bieten aufgrund ihrer Materialität die Gewähr, dass die Fensterstöcke eines gesamten Wohnhauses immer die gleiche Oberflächenfarbe haben, während Holzfenster in bestimmten Abständen gestrichen werden müssen, was meist nicht immer im ganzen Haus einheitlich passiert. Manche BewohnerInnen zum Beispiel im mehrgeschossigen Wohnbau greifen selbst zum Pinsel und legen bewusst eine andere Farbe an als die der NachbarInnen. Man will sich abheben von seiner Umgebung, will individuell sein und will auch von der Straße aus sehen, wo man zu Hause ist. Abseits der ursächlich mit dem Fensterelement zusammenhängenden Repräsentationsmöglichkeiten gibt es aber auch eine Serie von anderen Formen, sich über das Fenster mitzuteilen.

Die Fensterbank innerhalb und außerhalb der Wohnung wird häufig zur Anbringung von saisonalem Blumenschmuck genutzt. Ähnlich wie die Bepflanzung von Balkonrögen baut auch die Bepflanzung der Blumenkisterln an der äußeren Fensterbank auf einem Wett-eifern unter den BewohnerInnen auf. Die Blumen auf der innenliegenden Fensterbank repräsentieren eher aktuelle Ereignisse,

zum Beispiel: der Muttertagsblumenstock, ein Geburtstagsstrauß et cetera. Auf der Fensterbank werden durchaus auch Schnittblumen aufgestellt. Das Fenster stellt eine Art Schaukasten dar, die präsentierten Stücke sind wie Ausstellungstücke, die auf etwas verweisen und ein Stück der Identität der dahinter lebenden BewohnerInnen vermitteln. Diese (Re)Präsentationsfunktion wird von den BewohnerInnen gezielt genutzt. Eine Möglichkeit zu dosieren geben Fensterbalken, Jalousien, Store und Gardinen. Sie hüllen das dahinterliegende Private in Schichten und stellen es sicher. Wenn das Licht im Inneren der Häuser heller ist als draußen, kann man von außen die Innenräume einsehen. Genau ab diesem Augenblick wird mehr als nur die bewusst gesetzten Ausstellungstücke repräsentiert. Jetzt bedienen sich die BewohnerInnen der Möglichkeit, den Vorhang fallen zu lassen. Natürlich wird durch diesen Akt auch repräsentiert, in diesem Fall das Bedürfnis nach Privatheit. Die BewohnerInnen wollen sich nicht selbst zur Schau stellen, sondern repräsentieren sich über bewusst dazu ausgewählte Objekte. Nicht zuletzt soll darauf verwiesen werden, dass auch die Wahl der Gardinen, Stores, Jalousien et cetera nicht dem Zufall überlassen ist, sondern Mittel zur Darstellung ist.

Letztendlich ist das Fenster auch im Inneren einer Wohnung als Element der Repräsentation zu sehen. Hier rühmen sich die BewohnerInnen des schönen Ausblickes, der eine wesentliche Qualität der hinter den Fenstern liegenden Räume darstellt. Durch das Fenster hinausschauend streift der Blick noch schmückenden Zierrat, der üblicherweise auch saisonalen Moden unterworfen ist. Windowpainting, Kinderbasteleien aus Seidenpapier oder Glaskugeln stellen ein Stück der Identität der BewohnerInnen dar. Der Blick in die Fenster einer Wohnung ist wohl auch vergleichbar mit dem Blick in die Augen eines Gesprächspartners. Das Fenster eröffnet die Möglichkeit, Einblicke in die Wohnung zu bekommen und gibt den BewohnerInnen Gelegenheit sich darzustellen.



geschmücktes Fenster
Fischamend

Eingang

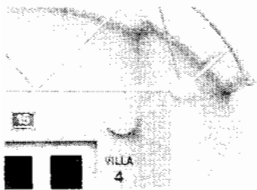
Die Abläufe, die sich beim Eintritt in ein freistehendes Einfamilienhaus innerhalb weniger Schritte ereignen, sind im mehrgeschossigen Wohnhaus in Etappen unterteilt. Die Haustür und die Wohnungstür sind nicht mehr ein und dasselbe Element. Der Akt der Repräsentation vollzieht sich in mehreren Schritten.

Hauseingang

Während die Haustür ein Element der kollektiven Repräsentation ist, das die gesamte BewohnerInnenschaft repräsentiert, ist die Wohnungstür ein Ort der individuellen Repräsentation. An der Schnittstelle zwischen privat und öffentlich handelt es sich also im

Mehrfamilienhausbau um hintereinanderliegende Zonen, in denen ein schrittweiser Übergang vom öffentlichen Raum zum privaten Raum praktiziert wird. Die Haustür lässt nur einer begrenzten Öffentlichkeit Zutritt zum Wohngebäude, die dahinterliegenden Gänge und Flure können als halböffentliche oder auch halbprivate Zone bezeichnet werden. Erst an der Wohnungstür manifestiert sich die Grenze zu den privaten Räumen der BewohnerInnen. Die Wohnungstüre wird also, wie im Einfamilienhaus die Haustüre, zur Darstellungsoberfläche der BewohnerInnen.

„Der ästhetische Aufwand in dieser Zone ist enorm, vor allem in Eigenheimsiedlungen. Designer und Fabrikanten von Fertigtüren haben sich darauf eingestellt, daß es um das hochkomplexe Ereignis der Darstellung des Besitzers geht, ohne daß er sich selbst an der Tür zeigen muß. Sie vertritt ihn. Alles davor ist Bühne einer virtuellen Selbstdarstellung in Abwesenheit.“ (Selle 1993, S.38)



Eingang mit der Aufschrift „Villa 4“
Himberg

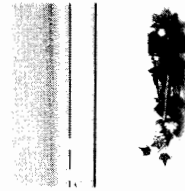
Die kollektive Repräsentation beginnt, wie erwähnt, jedoch schon an der Haustür. Zum Beispiel die Aufschrift „Villa 4“ an einem von mehreren mehrgeschossigen Wohnhäusern. Das Wort Villa setzt das Gebäude scheinbar in einen Kontext, in dem man es aufgrund seiner Konzeption nicht suchen würde. Im konkreten Fall handelt es sich um ein Haus mit zwölf Wohnungen in einem klassischen Siedlungserweiterungsgebiet. Mit dem Wort Villa assoziiert man wohl eher ein herrschaftliches Wohnhaus in exklusiver Lage, als ein durchschnittliches mehrgeschossiges Wohnbauprojekt. Hier versucht man mit Bezeichnungen Identität zu vermitteln. Schon am Eingang zum Haus definiert man, dass es sich um besondere Häuser handelt. Es ist anzumerken, dass die Bezeichnung Villa alleine sicher nicht ausreicht, um das Image eines solchen Gebäudes maßgeblich zu steigern. Hier würde es einer vollständig anderen Konzeption des gesamten Hauses bedürfen. Einer Konzeption, die wahrscheinlich für den mehrgeschossigen Wohnbau beziehungsweise für verdichtete Wohn- und Siedlungsformen nicht geeignet wäre. Von den BewohnerInnen selbst wird am Hauseingang nur wenig gestaltend eingegriffen. Die Maßnahmen zur kollektiven Repräsentation werden meist von den HausbesorgerInnen übernommen und können daher für die HausbewohnerInnen meist nur ein Kompromiss sein.

Wohnungseingang

Die wirkliche Schnittstelle zur privaten Wohnung ist natürlich die Wohnungstür und die Zone unmittelbar davor. Die Ausbildung dieser Zone ist wesentlich vom jeweiligen Erschließungstyp abhängig. So bietet eine Laubgangerschließung grundsätzlich andere Qualitäten als eine Mittelgangerschließung beziehungsweise als die Erschließung vom Zwischenpodest aus. Im Laubganghaus verlässt man die Wohnung und befindet sich unmittelbar im Freien, insofern hat hier die Wohnungstür einen Charakter, der mit einer Haustür im

freistehenden Einfamilienhaus vergleichbar ist. Bei den meisten anderen Wohnhaustypen gelangt man von der Wohnungstür in einen geschlossenen Innenraum, ein Stiegenhaus oder einen Gang. Erst durch eine Abfolge dieser Erschließungsräume kommt man ins Freie. In jedem Fall gibt es eine Zone zwischen Hauseingang und Wohnungseingang, die als Darstellungsoberfläche für das gesamte Haus bezeichnet werden kann.

Für die Darstellung der BewohnerInnen bietet die Wohnungstüre unterschiedliche Möglichkeiten. Die Fußbodenzone unmittelbar vor der Türe: hier werden gelegentlich Fußabstreifer aufgelegt. Man erspart sich dadurch den Platz und natürlich den damit verbundenen Schmutz innerhalb der Wohnung. Die Kaufhäuser haben heute ein vielfältiges Angebot unterschiedlicher Modelle. Der eigene Abstreifer markiert die eigene Haustür und ist ein Zeichen, das durch die BewohnerInnen selbst gesetzt wird. Die Wohnungstüre ist die Stelle der Wohnung, an der man Besucher empfängt, an der aber auch die Besucher warten - unter Umständen auch vor der geschlossenen Türe. Weitere Möglichkeiten zur Aussage bietet das Namensschild an der Tür: die Art in der es geschrieben ist, sein Material, seine Form beziehungsweise ob überhaupt ein Namensschild angebracht wurde. Während die BewohnerInnen meist durch einen in der Tür angebrachten „Spion“ die Möglichkeit haben, die BesucherInnen vorab zu sehen, haben die BesucherInnen die Möglichkeit, sich aus den oben angeführten Elementen der Repräsentation ein Bild der BewohnerInnen zu machen. Diese Prozesse finden natürlich nicht immer bewusst statt.



geschmückter Wohnungseingang
Mistelbach

Weitere Repräsentationselemente

Viele der Repräsentationsmöglichkeiten, die am freistehenden Einfamilienhaus auffallen wie die Bauform, die Fassade, der Eingang et cetera werden im mehrgeschossigen Wohnbau vorgegeben und mit den anderen BewohnerInnen geteilt. Umso größer ist aber die Bedeutung einzelner, kleiner Elemente, die Persönliches repräsentieren. Das Klingelbrett, die Hausnummer, die Adresse, der Name des Hauses und das schwarze Brett stellen Identifikationspunkte dar und bieten auch Möglichkeiten zur Repräsentation. Diese kleinen Formen der Darstellung werden bewusst genutzt.

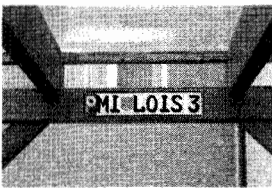
Hausnummer

Große Wohnhäuser und Wohnanlagen sind durch mehrere Hauseingangstüren gegliedert. Gewöhnlich steht jede dieser Hauseingangstüren für eine eigene Adresse. Die funktionale Gliederung wird von der administrativen Gliederung aufgenommen. Es werden Hausnummern vergeben, und eine Adresse entsteht. Stehen zum Beispiel in einer Baulücke nicht mehr genügend fortlaufende

Nummern zur Verfügung, um alle Eingänge zu bezeichnen, so hilft man sich mit Buchstaben aus: 19a, 19b, et cetera sind die Folge. Was entsteht aber dadurch? Die vorangestellte, immer gleich bleibende Nummer gibt Aufschluss über die Zusammengehörigkeit der gesamten Wohnanlage, während der meist klein geschriebene Buchstabe nach der Zahl den speziellen Eingang bezeichnet. Danach folgt, gewöhnlicherweise durch einen Schrägstrich getrennt, die Türnummer. Die Bezeichnung der einzelnen Eingänge mit eigenen Nummern (19, 21, 23,...) ist ein Schritt zur Individualisierung. Aus dieser Adresse ist nicht mehr ablesbar, ob es sich um ein alleinstehendes Wohnhaus oder um ein Haus handelt, das Teil einer ganzen Wohngruppe ist.

Klingelbrett

Am Eingang von mehrgeschossigen Wohnbauten befindet sich meistens ein Klingelbrett mit Gegensprechanlage, an dem die Namen der BewohnerInnen angebracht sind. Hier werden, meist zum Erstbezug des Hauses, die Namen der ErstmieterInnen eingetragen. Schon nach kurzer Zeit verändert sich das einheitliche Erscheinungsbild nahe am Hauseingang, und alle MieterInnen schreiben ihr eigenes Namensschild. Von der Anführung nur des Vornamens zu Vor- und Nachname bis zu den Titeln und Qualifikationen gibt es eine Reihe von Möglichkeiten für BewohnerInnen, ein Bild ihrer selbst an der Haustür zu vermitteln. Vorausgesetzt das Klingelbrett ist groß genug und erlaubt einen einfachen Wechsel der Namenskärtchen.



gekennzeichnetes Carport
Mistelbach

Kennzeichnung der Parkplätze

Ähnliches wie an der Haustür fällt auch bei Kennzeichnung von MieterInnenparkplätzen auf. Hier sind zwei unterschiedliche Systeme verbreitet. Das eine kennzeichnet den Parkplatz mit der Autonummer des zugehörigen Fahrzeuges, eine weitgehend abstrakte Möglichkeit, dafür jederzeit kontrollierbar. Das andere System bezeichnet den Parkplatz mit den Namen und gegebenenfalls den Titeln ihrer BesitzerInnen. Dieses System hat den eindeutigen Vorteil, dass hier mit Einverständnis der BesitzerInnen auch andere Fahrzeuge parken können, ohne dass andere HausbewohnerInnen die Rechtmäßigkeit der Parkenden feststellen können. In jedem Fall stellt der Parkplatz nur einen Platzhalter für das Repräsentationsobjekt schlechthin dar: das Auto.

Schwarzes Brett

Eine weitere kleine Repräsentationszone stellt die Anschlagtafel, das schwarze Brett, im Hauseingangsbereich dar. Es hat den Sinn, Informationen mit Relevanz für das ganze Haus gut sichtbar und für

alle lesbar kundzumachen. Diese Funktion weist ihm einen Platz an prominenter Stelle zu. Das schwarze Brett ist also eine Fläche, die die Aufmerksamkeit der BewohnerInnen immer auf sich zieht. Alle BewohnerInnen haben die Möglichkeit, auf dieser Tafel Mitteilungen anzubringen. Die Art und Weise in der diese Verlautbarungen gemacht werden, sind natürlich auch eine Form von Repräsentation. Das Anschlagbrett an sich lenkt die Aufmerksamkeit der MitbewohnerInnen auf sich, die natürlich die Bedeutung als Präsentations- und Repräsentationsfläche steigert.

Für die Identifikation der einzelnen BewohnerInnen sind diese kleinen, fast schon diskreten Möglichkeiten zur Darstellung eine wichtige Oberfläche, um sich mit der eigenen Wohnumgebung auseinanderzusetzen.

LITERATUR

Aigner Anita: Der Schritt nach Draußen. Dissertation: TU Wien 1998

Hundertwasser Friedensreich: Verschimmelungsmanifest gegen den Rationalismus in der Architektur. 1958. In: Ulrich Conrads und Peter Neitzk (Hrsg.): Programme und Manifeste zur Architektur des 20. Jahrhunderts. Braunschweig/Wiesbaden 1975. 2. Aufl. 1981. S. 149-152

Proksch Viktor: Häuser in den Alpen. Innsbruck/Frankfurt a. M. 1964. 4. Aufl. 1971

Selle Gert: Die eigenen vier Wände. Zur verborgenen Geschichte des Wohnens. Frankfurt a. M. 1993. 2. Aufl. 1996

SIEDLUNGEN

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts errichtete man in Niederösterreich eine Reihe von Siedlungen, die aufgrund ihrer Ausdehnung städtebauliche Quartiere bildeten. Im Folgenden werden drei dieser Siedlungen näher betrachtet. Die Siedlung in Krems Lerchenfeld, die Heimstättensiedlung in Fischamend und die Traisensiedlung, etwas außerhalb von Traisen gelegen. Die drei ausgewählten Projekte sind gute Beispiele dafür, wie in den unterschiedlichen Siedlungsanlagen einerseits ein einheitliches Siedlungsbild entsteht und andererseits Möglichkeiten zur Identifikation der BewohnerInnen mit ihrer unmittelbaren Umgebung geschaffen werden.

In Krems Lerchenfeld bildet eine lange gekrümmte Straße die Hauptachse der Siedlung, die in weitem Bogen direkt auf die benachbarte Fabrik zuführt. An diese Achse sind Querstraßen angedockt, deren Bezeichnung auf die Herkunft der hier angesiedelten BewohnerInnen verweist. Die Abfolge von Straße, Platz und Querstraßen gibt der Siedlung unverkennbare Orientierungspunkte. Eine Reihe von unscheinbaren architektonischen Details wie ein Erker, ein Dachreiter oder ein Eckturm fallen auf. Sie sind eine Reaktion auf die jeweilige Situation der Siedlung und zeichnen sie aus. Eine große Varianz an unterschiedlichen Eingangssituationen macht das Betreten jedes einzelnen Hauses unterscheidbar.

Die Heimstättensiedlung in Fischamend baute ursprünglich auf einem sehr klaren städtebaulichen Konzept von Straßen, Platz und Anger auf. Durch den Bau von Fertiggaragen wurde die Konzeption stark verändert. Heute sind nur noch Fragmente, die dieses Konzept unterstützten, lesbar. Bemerkenswert an dieser Siedlung sind die Adressen, die sich heute noch lediglich aus Block- und Stiegennummern zusammensetzen. Auf die Vergabe von Straßenbezeichnungen, die nicht nur zur Identifikation, sondern auch zur Orientierungshilfe beitragen, wurde verzichtet.

Die größte der im Folgenden besprochenen Siedlungen ist die Traisensiedlung. Sie besteht aus 547 Wohneinheiten. Der allen Siedlungen gemeinsame städtebauliche Anspruch wird immer relevanter und wichtiger, je größer die Siedlung ist. In der Traisensiedlung wurde das städtebauliche System durch eine Reihe von unterschiedlichen Wohnhaustypen angereichert. Es entstand dadurch eine Vielfalt innerhalb der Siedlung, die durch die leichte Hanglage noch unterstützt wird.

Siedlung Krems Lerchenfeld

Geschichte

Die Rottenmanner Eisenwerke AG fasste im März 1940, aus der Steiermark kommend, den Entschluss zur Gründung der „Schmiedhütte Krems – Schmied & Co.“. Mit der Errichtung der Schmiedhütte war es auch notwendig für die überwiegend aus der Steiermark kommende (Stammwerk Wasendorf) Belegschaft Wohnungen zu errichten. Man gründete eine Wohnungsgesellschaft, deren Aufgabe es war, in den Feldern und der Auflandschaft Wohnungen zu errichten. Ende Dezember 1941 standen in Krems Lerchenfeld 400 Wohnungen in Bau, die im folgenden Frühjahr von den MitarbeiterInnen der Schmiedhütte und deren Familienmitgliedern bezogen wurden.

„In Krems war damit der Kern des neuen Stadtteiles Lerchenfeld geschaffen [...] Im Jahre 1944 war ein weiteres Bauen aus kriegsbedingten Gründen unmöglich, sodaß 140 Wohnungen im Rohbau vorhanden waren, aber unvollendet blieben. Nach Beendigung des 2. Weltkrieges schien in Krems die Existenz der Siedlung und im Besonderen des Waiz- und Stahlwerkes durch die Demontage der gesamten Produktionsanlagen durch die Besatzungsmacht in Frage gestellt. Die Soldaten der Besatzungsmacht hatten die Häuser und teilweise existierenden Wohnungen demoliert, der Schaden belief sich auf 722.270 Schilling, wovon die Straße in der Siedlung Lerchenfeld nur 1/3 katastrophalen Zustand war. Die Fortsetzung der Gesellschaftsschranken sich wegen des Mangels an Baumaterialien in den ersten Jahren nach Kriegsende auf Plan zurückgestellt. So wurde etwa im Juni 1946 aus einer Röhre ein Stalgeruß (BfP) und das v.a. D. SAG – Kinn im angebracht wurde, dies sich lange Zeit großer Beliebtheit erfreute. Der nächste konkrete Schritt war der Ausbau der Siedlung Lerchenfeld in 1947 zur Zeit stellte das v.a. D. SAG den Bau der 1. und 2. Block, den T-Block und den N-Block fertig.“ (Kohler 1972, S. 57)

Die politischen Hintergründe, vor welchen die Siedlung Krems Lerchenfeld errichtet wurde, sind im Abschnitt Verdichtung unter der Überschrift „Wohn- und Siedlungsbau als Instrument politischer Propaganda“ beschrieben.

Städtebauliche Konzeption

Die Siedlung Lerchenfeld wurde in unmittelbarer Nähe zur heutigen Stahlwarenfabrik VOEST errichtet. In ihrem Kernbereich besteht die Siedlung aus zwei Straßen, einem Platz und drei Gassen. 113 zweigeschossige Reihenhäuser und 63 ebenfalls zweigeschossige Mehrfamilienhäuser wurden zu Zeilen und Haken zusammengefügt und definieren im Zentralbereich ein Grundsystem für Erschließung und Raumbildung. Die Haupteerschließungsstraße, die Wasendorfer Straße, führt noch heute in einer geschwungenen Achse auf das Tor des Einganges zur Stahlfabrik zu. Hier stehen sich das Tor zur Fabrik und das Tor zur Siedlung genau gegenüber. Ein Visavis von Arbeiten und Wohnen wurde dadurch deutlich gemacht. Aus der Fabrik kommend betreten noch heute die ArbeiterInnen die Siedlung durch das Tor zum Gabelhofer Platz.

Die Wasendorfer Straße bildet eine Achse – ein Rückgrat, entlang dem sich die ganze Siedlung aufreht. Die beiden Straßenseiten sind unterschiedlich definiert. Die Nordseite ist als glatte Gebäudefront mit zweigeschossigen Wohnhäusern ausformuliert, während sich an der Südseite drei U-förmige, ebenfalls zweigeschossige Wohngebäude befinden. Sie bilden platzartige Erweiterungen des Straßenraumes. Das östlichste dieser U-förmigen Wohngebäude definiert den Abschluss der Siedlung und damit die Grenzen des Gabelhofer Platzes. Dieser Platz ist Endpunkt, Verteiler, Ein- und Ausgangsplatz der Siedlung. Am Platz trifft, beinahe orthogonal die Judenburger Straße auf die Wasendorfer Straße. Durch kleine Schlupflöcher erreicht man von der Wasendorfer Straße kommend das Hinterland der Siedlung. Hier wurden drei Gassen durch jeweils zwei Bebauungszeilen und einen Kopfbau gebildet.



Tor zum Gabelhofer Platz

Adressen und Straßenbezeichnungen

Die eigene Adresse ist eine der ersten Identifikationsmöglichkeiten mit einer Wohnung und mit einer Wohnumgebung. In Krems Lerchenfeld gibt es Straßen, Gassen und einen Platz. Die Bezeichnung der Wege wurde ihrer Hierarchie entsprechend vergeben. Die Haupteerschließungswege werden als Straßen bezeichnet (Wasendorfer Straße, Judenburger Straße), auf ihnen kann man die Siedlung durchqueren. Die Nebenerschließungen werden als Gassen bezeichnet (Hetzendorfer Gasse, Egerländer Gasse, Passhammer Gasse), es sind Sackgassen, die nur als Zufahrt zu den einzelnen Wohnhäusern dienen. Eine wichtige Position nimmt der Platz ein. Er steht am Kreuzungspunkt der Wasendorfer Straße und Judenburger Straße.

Die Bezeichnung der beiden Straßen lässt sich durch die Entstehung der Siedlung erklären. Die ArbeiterInnenfamilien, die hier angesiedelt wurden, stammten zu einem großen Teil aus der Steiermark, wo das Stammwerk Wasendorf der hier ansässigen Fabrik stand. Daher kommen wohl die beiden Namen Judenburger Straße und Wasendorfer Straße. Für die BewohnerInnen sollte dadurch ein bedeutender Identifikationsbereich – jener der Herkunft – herangezogen werden, um in der neuen Umgebung leichter Fuß zu fassen. Man wohnte zwar nicht mehr in Judenburg, der Name der Stadt wurde jedoch in die neue Adresse integriert.

Straßenräume und Freiräume

Die Straßen- und Freiräume tragen sehr unterschiedlichen Charakter. Jeder Weg hat seine besondere Erscheinung. Die Wasendorfer Straße, welche die längste Straße dieser Siedlung ist, präsentiert sich als einheitlicher Straßenzug und wird durch platzartige Erweiterungen in mehrere unterschiedliche Bereiche unterteilt. Trotzdem hier 43 Häuser in einer Reihe stehen, stellt



Lageplan I.2000

sich nicht das Gefühl von Monotonie ein. Wesentlich wird dieser Eindruck einerseits durch den gekrümmten Straßenverlauf und andererseits die platzartigen Erweiterungen geprägt. Jeder Straßenabschnitt wird zu einem unverwechselbaren Stück des Weges. Hetzendorfer Gasse, Egerländer Gasse und Passhammer Gasse stellen die Nebenwege in der Siedlung dar, sie weisen die gleiche Typologie auf. Bei genauer Betrachtung gibt es jedoch augenscheinliche Unterscheidungsmerkmale. Zwei Wohnhauszeilen und ein Kopfbau sind allen dreien gemeinsam. Die beiden Zeilen, die links und rechts die Gasse begrenzen, definieren einen gekrümmten Raum mit wechselnder Breite, eine linsenartige Freifläche entsteht. An einem Ende dieses Raumes steht jeweils ein Kopfgebäude, das die Gasse auch als Sackgasse definiert.

In der Hetzendorfer Gasse werden die beiden Zeilen aus je fünfzehn Reihenhäusern gebildet, das Kopfbauwerk besteht aus vier sehr ähnlichen Reihenhäusern, die gemeinsam einen kleinen Block bilden.

In der Egerländer Gasse gibt es ebenfalls eine Zeile, bestehend aus fünfzehn Reihenhäusern. Die Reihenhauszeile vis-à-vis ist durch einen circa drei Reihenhäusbreiten umfassenden Wohnriegel, der etwas aus der Zeile hinausgerückt ist, unterbrochen. Es entsteht eine geringfügige Verbreiterung im Straßenbild. Der Kopfbau besteht hier aus vier Wohneinheiten, die in diesem Fall ein U bilden.

Die Passhammer Gasse ist auch durch eine unterbrochene Reihenhauszeile mit zurückgesetztem Wohnriegel und einen U-förmigen Kopfbau geprägt. Die zweite Zeile dieser Gasse ist aufgelöst. Hier stehen vier Blöcke mit je zwei Einheiten. Der Straßenraum läuft in diese Richtung aus und öffnet sich zu einer angerartig Grünfläche. Die Freiräume zwischen den Baukörpern abseits der Gassen nördlich der Wasendorfer Straße werden teilweise von den BewohnerInnen privat als Kleingärten genutzt.

Eine Reihe von besonderen Gestaltungselementen und auch Funktionen heben die Rolle des Gabelhofer Platzes hervor. Dieser Platz und die beiden anderen Platzräume an der Wasendorfer Straße werden als Parkplätze und als Abstandsgrün genutzt. Hier stehen vereinzelt Bäume, meist Birken. Privatisierung von Grünraum ist lediglich entlang der fast zur Gänze geschlossenen Bebauungszeile an der Nordseite der Wasendorfer Straße zu bemerken. Hier haben an den Hausmauern die BewohnerInnen kleine Beete unter ihre Obhut genommen. Im Frühjahr begleitet ein Streifen von Tulpen und Narzissen die Straße, später im Jahr werden sie durch Rosen abgelöst.

Identifikationspunkte

Neben den differenzierten räumlichen Gegebenheiten in der Siedlung Lerchenfeld, die zur Orientierungshilfe beitragen, gibt es eine Serie weiterer Identifikationsmöglichkeiten für die BewohnerInnen.



Wasendorfer Straße

Egerländer Gasse

Dinge, die eine Situation zur besonderen Situation machen. Einzelne Details machen den Ort unverwechselbar. Die Elemente der Repräsentation sind in unterschiedlichen Hierarchien lesbar. Manche Elemente repräsentieren die kollektive BewohnerInnenidentität der gesamten Siedlung, andere hingegen verschwinden im Kollektiv und repräsentieren die Identität der einzelnen BewohnerInnen.



Plätze, Wege, Straßen

Ein Erker an der Ecke zur Egerländer Gasse ist Merkzeichen für die Gasse und für die BewohnerInnen. Ein kleines Geschäft gewährleistet die Nahversorgung und hebt die Ecke am westlichen Eingang zur Siedlung hervor.



Annäherung an die Siedlung, von der Fabrik kommend

Tor zur Siedlung mit Erker und zwei Wappen

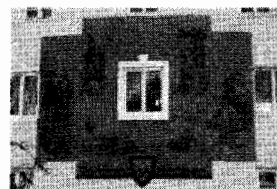
Eine genaue Betrachtung verdient der Gabelhofer Platz an einer wichtigen Stelle der Siedlung. Er ist der Ort, an dem sich Judenburger Straße und Wasendorfer Straße treffen und gleichzeitig der Ort, an dem man die Siedlung im Osten betritt und verlässt. Die Achse der Wasendorfer Straße mündet durch einen Torbogen im Gabelhofer Platz direkt in der Achse des Werksgeländes der heutigen VOEST. Hier steht das Tor zur Fabrik genau vis-à-vis vom Tor zur Wohnsiedlung. Nähert man sich von der Fabrik der Siedlung an, so erscheint der erste Baukörper der Wohnsiedlung wehrhaft, sicher. Ein runder Turm mit Kegeldach steht an der Südostecke der Anlage. Der Torbogen zum Gabelhofer Platz tritt kaum aus der Fassade hervor, er würde nicht auffallen, wären hier nicht Elemente eingesetzt, welche diese Öffnung in der Fassade unverfehlbar machen. Ein Dachreiter mit Zwiebelhelm in der Achse über dem Torbogen ist von der Ferne aus ein sichtbares Zeichen.

Nahe dem Torbogen fällt ein Erker mit zwei flankierenden Wappen auf, die ebenfalls auf der Symmetrieachse des Torbogens liegen. Der Erker, der Turm, die beiden Wappen, der Torbogen – sie alle markieren den Zugang zum folgenden Siedlungsgefüge. Mit Ausnahme des Erkers haben die Elemente keine Auswirkungen auf die dahinter liegenden Wohnungen. Der Erker aber individualisiert die zugehörige Wohnung als die Wohnung mit dem Erker über dem Torbogen. Hier ist ein Element in zweifacher Weise belegt, es ist Element der individuellen sowie der kollektiven Identifikation.

Betritt man nun die Siedlung durch den Torbogen am Gabelhofer Platz, so erblickt man einen weiteren Erker, diesmal ein Eckerker an der Stelle, an der die Judenburger Straße in die Wasendorfer Straße mündet. Wieder markiert der Erker einen Platz, eine spezielle Stelle und eine individuelle Wohnung.

Fresko

Ein großes Fresko, an der Stelle an welcher der südlich den Platz begrenzende Baukörper seine Richtung leicht verschwenkt, zierte die Fassadenfläche rund um ein Fenster im ersten Stock. „Wenn die Arbeit getan, steht das Feiern wohl an“ steht in einem Textband unter den szenischen Darstellungen. Die Leute beim Tanz, beim Musizieren, beim Wein keltern, bei der Beschäftigung mit ihren Kindern, ein Mann beim Lesen eines Buches, das sind die Bilder, die uns hier den Begriff Feierabend illustrieren. Die beiden gekreuzten Hämmer stehen wohl für die Arbeit und geben Auskunft über den Stand der BewohnerInnen. Das Fresko wurde bereits zur Zeit der Erbauung angebracht und steht in direktem Bezug zu den damaligen BewohnerInnen der Siedlung, somit sollte es auch Identifikationspunkt für alle BewohnerInnen sein. Mit der sich zunehmend ändernden BewohnerInnenstruktur wird das Fresko immer mehr zum Zeugnis der Geschichte der Siedlung.

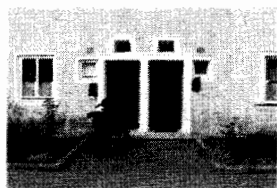


Fresko mit der Aufschrift:
„Wenn die Arbeit getan, steht das
Feiern wohl an“

Ein kleiner Durchgang ist direkt unter dem Fresko angeordnet. Der tunnelartige Durchlass ist gerade so breit, dass zwei Personen aneinander vorbeigehen können. Für FußgängerInnen bietet der Durchlass die Möglichkeit der Fortsetzung des Weges der Judenburg Straße. Der Weg bringt die BewohnerInnen vom Platz ins Hinterland der Siedlung auf eine angerartige Freifläche, hier wird Wäsche aufgehängt, dazwischen spielen die Kinder.

Eingänge

Der Eingang vermittelt den ersten Eindruck eines Gebäudes. Auf die Annäherung von außen folgt eine Fortsetzung im Inneren des Gebäudes. Ein gutes Beispiel für die mögliche Vielfalt einer großen Siedlung, die als Ganzes trotzdem einheitlich wirkt, sind die Eingänge in Lerchenfeld. Ein und der selbe Eingangstypus, der in unglaublicher Vielfalt variiert wird, macht in Krens Lerchenfeld jede Eingangssituation zu einem speziellen, unverwechselbaren Bild. Mit drei Elementen wird das Spiel der Varianz betrieben. Türe, aufgeputzte Kartuschen und dazu kommen noch in den meisten Fällen kleine Vorgärten. Jede Eingangstüre hat ein kleines Fenster, das ihr unmittelbar zuzuordnen ist. Meist ist dieses Fenster in einer Achse mittig über der Tür angeordnet. Die Formen dieser Fenster variieren genauso, wie sich auch die Türblätter voneinander unterscheiden. Bilden zwei Türen miteinander eine Einheit, so teilen sie sich ein kartuschenartiges Putzornament, das die Einzigartigkeit der Situation hervorhebt. Neben den baulichen Vorgaben wie Tür, Fenster und Putzornamente, welche die BewohnerInnen als Zeichen von Individualismus mit der Architektur mitgeliefert bekommen, bietet das kleine Blumenbeet des Vorgartens die Möglichkeit für alle BewohnerInnen selbst zu gestalten. Der Vorgarten stellt in diesem Zusammenhang eine äußerst wichtige Fläche und Möglichkeit der Repräsentation dar.



verschiedene Eingangstypen

Die auffallende Qualität der Siedlung Leichtenfeld sind die subtilen Unterschiede, die ihren Charakter kennzeichnen: Eigenheiten, welche die Gassen von den Straßen unterscheiden, welche die Gassen voneinander unterscheiden und Eigenheiten, welche die einzelnen Eingänge voneinander unterscheiden. Die Architektur leistet hier scheinbar Unvereinbares: Ein einheitliches Erscheinungsbild der Gesamtsiedlung bei einem maximalen Grad an individuellen Details, über welche sich die BewohnerInnen mit ihrer Wohnung, ihrem Haus identifizieren können.

LITERATUR

Kühnert, Harry: 35 Jahre im Dienste des Wohnungsbaus. Fortschritt zum 35-jährigen Jubiläum der Gemeinnützigen, Dorau-Einsteiner Siedlungs-Aktiengesellschaft 1974



Straßenraum in der Heimstätten-Siedlung

Fischamend Heimstätten-Siedlung

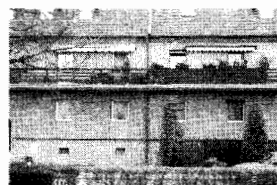
Geschichte

In den Dreißigerjahren des 20. Jahrhunderts wurde in Fischamend, in der Nähe des Bahnhofes, die Bahnsiedlung errichtet. In den Kriegsjahren stark in Mitleidenschaft gezogen, wurde sie am Anfang der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wieder aufgebaut. Nach dem Zweiten Weltkrieg waren es vor allem fünf Häuser, die bis auf ihre Fundamente zerstört und komplett neu aufgebaut wurden. Drei weitere Häuser wurden aus der bestehenden Substanz wieder aufgebaut. Die Siedlung bestand aus zehn Wohnhauszeilen mit insgesamt 33 Stiegen. Nach den Wiederherstellungsarbeiten wurden im Umfeld der Siedlung noch zwei weitere Wohnhauszeilen errichtet, die heute ebenfalls zur Heimstätten-Siedlung gezählt werden. Anfang der Achtzigerjahre wurden alle Häuser, mit Ausnahme der vier im Krieg zerstörten und jener erst kurze Zeit davor errichteten Gebäude im nahen Umfeld der Siedlung, mit einer Vollwärmeschutz-Dämmfassade und einer Faserzementschindelverkleidung ummantelt. Dieses Erscheinungsbild prägt den Eindruck der Siedlung nachhaltig. Die Häuser sind jeweils einfarbig mit Schindeln verkleidet, die Farben reichen dabei von ocker über beige, braun bis grün. So werden durch die Farbe die einzelnen Baukörper zu Gruppen zusammengefasst.

Heute umfasst die Siedlung zwölf Wohnhauszeilen. An den 33 Stiegen der ursprünglichen Anlage liegen in zwei Vollgeschossen und im Dachgeschoss circa 230 Wohnungen, deren Größen sich zwischen 40 und 60m² bewegen. Die Wohnungen im Erdgeschoss sind meist die kleinsten. Hier fordert die Erschließung einen erhöhten Platzbedarf, dadurch können die BewohnerInnen das Gebäude von beiden Seiten betreten. Im Dachgeschoss befindet sich pro Stiegenhaus nur eine Wohnung. Meist sind die Wohnungen im Dachgeschoss die größten.

Städtebauliche Konzeption

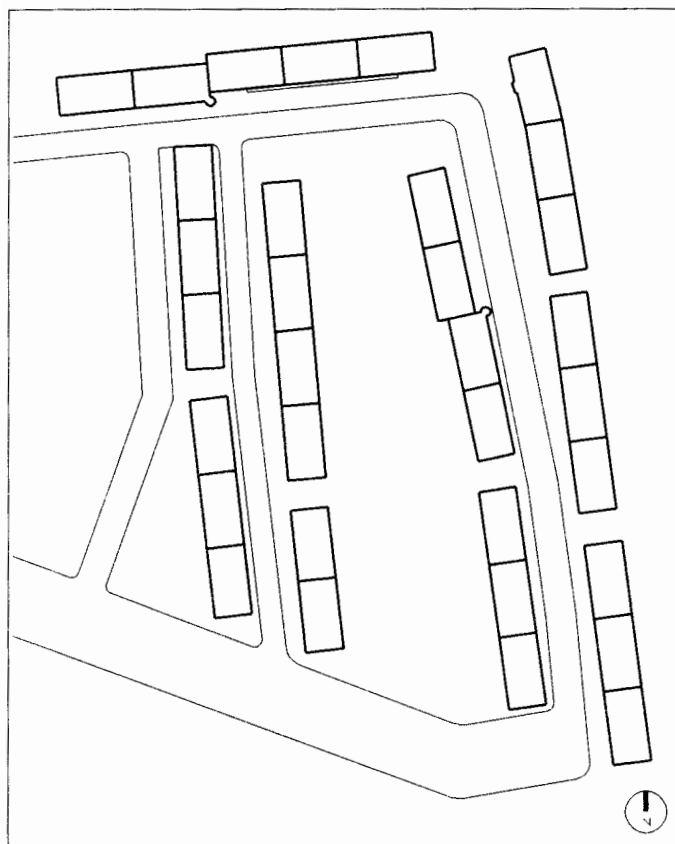
Die angenehme Erscheinung der Siedlung ist auf die gute Maßstäblichkeit der Baukörper und ihre Beziehung zueinander zurückzuführen. Eine U-förmige Straße erschließt die Siedlung. Beidseitig der Straßen stehen die Wohnhauszeilen. Zwischen den Zeilen ist ein großer Anger angelegt. Die Straße und der Anger geben den Häuserzeilen eindeutig unterscheidbare Seiten. Als erstes fällt die Gleichförmigkeit der Baukörper auf: zwei Geschosse mit ausgebautem Dachgeschoss. Zwei bis vier Stiegenhäuser werden jeweils zu einem Baukörper, zu einer Zeile zusammengefasst. Abseits der Nummerierung der Häuser gibt es auf den ersten Blick nur wenig, wodurch sich die einzelnen Baukörper unterscheiden. Erst bei genauerer Betrachtung entdeckt man kleine Besonderheiten. Details, die dazu anregen, doch noch einmal hinzuschauen. Zwei Erker an Mauervorsprüngen, ein über die Fassade des restlichen Hauses vorspringendes Stiegenhaus, ein langer Balkon, diese Elemente zeichnen etwas aus: einerseits die zugehörige Wohnung und andererseits die Häuser, die sie als gestaltendes Element schmücken. Nur wenige Wohnungen haben hier das



die Hervorhebung einer Ecke durch einen Erker

der einzige Balkon der Siedlung betont die Längsseite des Platzraumes

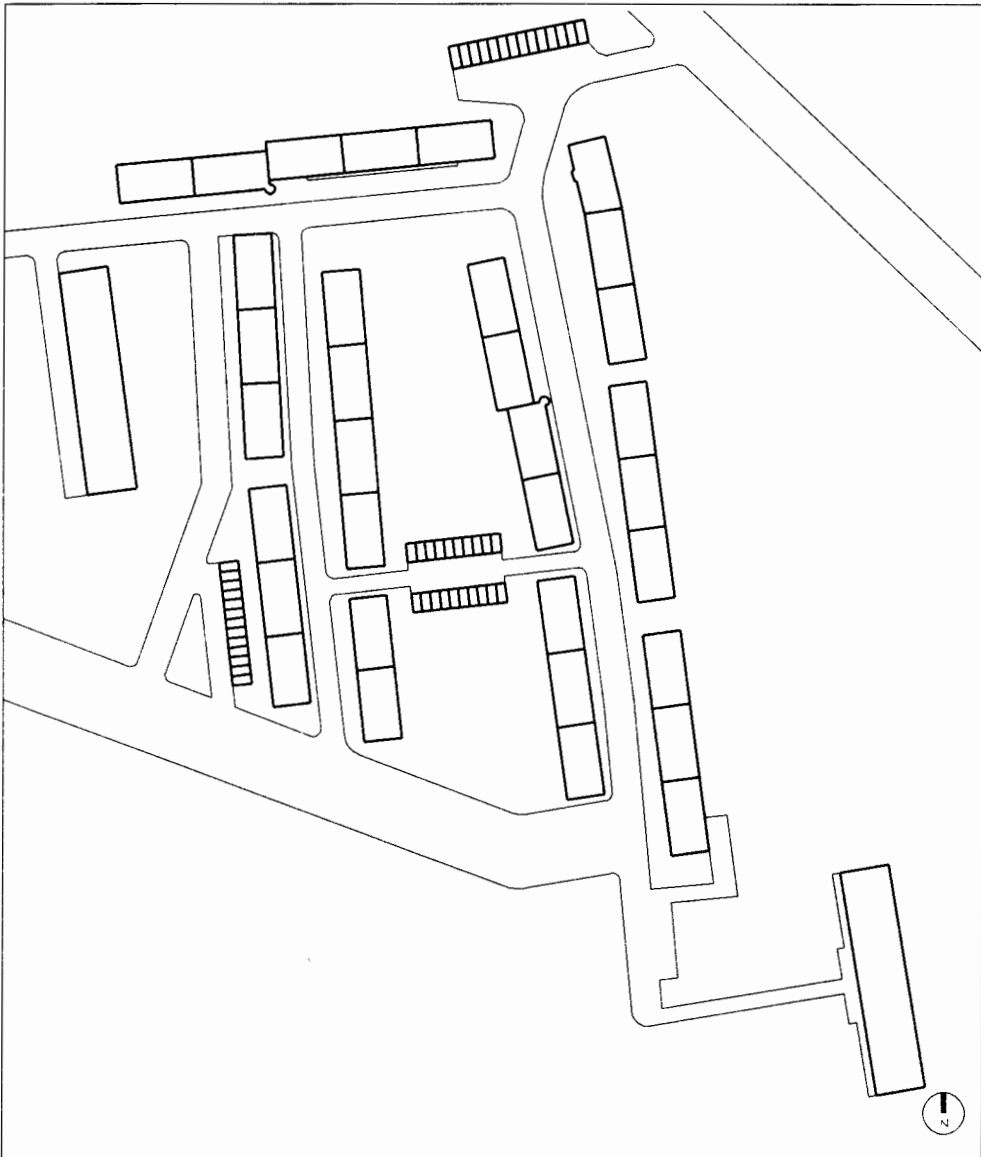
der Stiegenhausvorsprung an der Schmalseite des Platzes



Lageplan 1:2000
ursprünglicher Siedlungsgrundriss

Privileg, sich von den anderen abzuheben. Betrachtet man die Situation genauer, so fällt auf, dass die verwendeten Elemente sehr präzise eingesetzt wurden, um einen besonderen Raum im Siedlungsgefüge zu erzeugen. Einmal zwei und einmal drei Häuser treten aus ihrer Bebauungszeile einen Schritt zurück und bilden so einen Mauerrücksprung. Dieser Rücksprung wird durch die beiden Eckerker betont. Die Rücksprünge reagieren jeweils auf ihr Visavis, das Ende einer Bebauungszeile, und legen die Erweiterung des Straßenraumes an dieser Stelle fest. Es entsteht ein winkelförmiger Platzraum, der die beiden Erschließungsstraßen in

Lageplan 1:2000
erweiterter Siedlungsgrundriss mit
Garagenzeilen und zwei zusätzlichen
Wohnblöcken

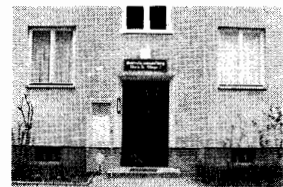


sich aufnimmt. Die Längsseite dieses Platzraumes wird durch den langen Balkon betont, es ist der einzige Balkon der Siedlung. Durch die Festlegung einer Längsseite fällt auch die Schmalseite des Platzes erst auf, sie wird durch einen Stiegenhausvorsprung, der durch einen Giebel gekrönt wird, hervorgehoben. An diesen längs gerichteten Platz fügt sich noch ein kleiner, quer dazu stehender Platz an, der den zentralen Straßenraum im Siedlungsgefüge erweitert.

Die zwölf Blöcke der Siedlung stehen in einem Gesamtkontext zueinander, der jedem Haus eine besondere Position zuweist. Einzelne Elemente an den Häusern werden zu Kennungen, heben das Haus von den restlichen ab und werden so unverwechselbar. Über diese besonderen Elemente können sich die BewohnerInnen mit ihren Häusern identifizieren.

Adressen

Während des Wiederaufbaus wurde der Name der Bahnsiedlung durch den Namen der Heimstättensiedlung ausgetauscht. Zugleich mit dieser Umbenennung wurde auch die Bezeichnung der Häuser und Stiegen verändert. Zuvor waren die Blöcke mit Kleinbuchstaben von a–j versehen, und die Stiegenhäuser trugen eine fortlaufende Nummer von 1–33. Man lebte also zum Beispiel im „Haus 27 der Bahnsiedlung“. Die Angabe der Bezeichnung des Blockes, in diesem Fall i, war eigentlich überflüssig. Später, seit die Siedlung Heimstättensiedlung heißt, wurden die einzelnen Blöcke mit römischen Ziffern bezeichnet. Die Blöcke wurden einschließlich der neu errichteten von I–XII nummeriert. Innerhalb der Blöcke wurden die Stiegenhäuser von 1–3, beziehungsweise 4 bezeichnet. Aus der oben angeführten Adresse wurde plötzlich „Heimstättensiedlung Block XI Stiege 2“. Der Tausch des Nummerierungssystems sollte natürlich bewusst einen Wechsel anzeigen. Zur Verbesserung der Orientierung hätte aber die Einführung von Straßennamen mehr beigetragen und darüber hinaus mehr Identifikationsmöglichkeiten und Übersichtlichkeit für die BewohnerInnen geboten. Die Wahl der Straßennamen bringt schon automatisch Identität mit sich. Das Potential der Adresse als Element der Identifikation für die BewohnerInnen ist nicht zu unterschätzen. Die Unverwechselbarkeit einer Adresse verbessert die Übersichtlichkeit eines Siedlungssystems und trägt auch zur besseren Identifikation der BewohnerInnen mit ihren Wohnhäusern bei. Nach dem heute lesbaren Nummerierungssystem gibt es in der Heimstättensiedlung zumindest zehn mal die Stiege 2. Es ist anzunehmen, dass in dieser Siedlung circa 60 Parteien auf einer der Stiegen 2 wohnen. Lediglich die Nummer des Blockes macht die Stiegen unterscheidbar.



Straßenraum

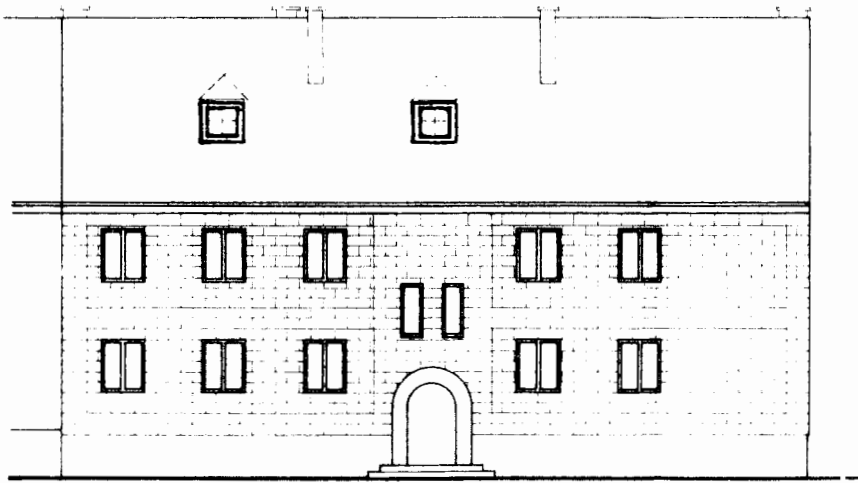
Hauseingang „Heimstättensiedlung, Block XI, Stiege 2“



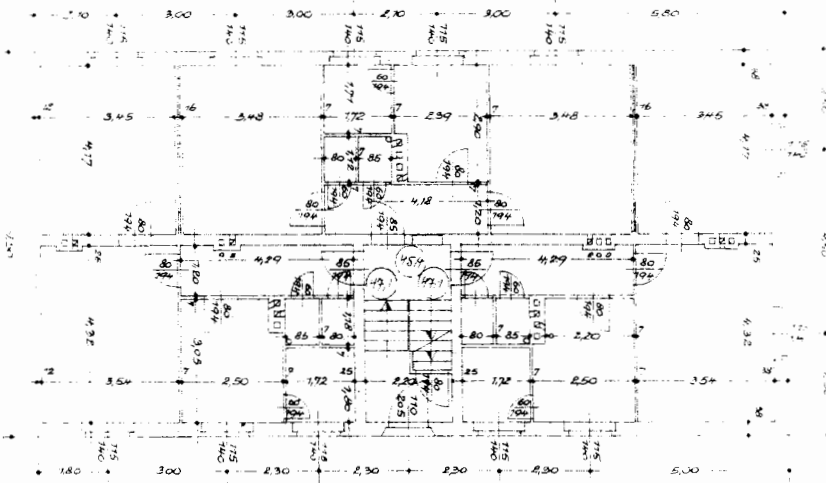
Garagenzeilen, die den Anger in zwei Hälften teilen

Veränderungen, heutiger Zustand

Die in der ursprünglichen Konzeption angelegten Platz- und Straßenräume sind heute kaum mehr zu lesen. Mit der ansteigenden Mobilisierung der Bevölkerung war plötzlich ein dringender Bedarf an Parkplätzen und Garagen gegeben. Die vorhandenen Straßenräume werden heute, wie überall anders auch, als Parkplätze genutzt. Es bedarf hier kaum eines zusätzlichen Bauaufwandes, die Autos werden einfach am Rand der Straße abgestellt. Garagen hingegen stellen bauliche Eingriffe dar, die merklich die



typische Fassade



Grundriss EG

Siedlungsstruktur beeinflussen. In der Heimstättensiedlung wurden vier Garagenzeilen errichtet. Zwei Zeilen etwas außerhalb der Siedlung brachten keine wesentlichen Veränderungen der Siedlungsstruktur, wobei zwei Zeilen mit jeweils zehn Garagenboxen mitten im Siedlungsgebiet eine neue Interpretation der Siedlung darstellen. Zwei zuvor kaum bemerkte Zugänge zum zentralen Anger wurden durch die Aufstellung von Betonfertigteil-Garagenboxen zu Ein- und Ausfahrt einer Parkstraße. Die beiden Bauwerke zerteilen den zentralen Anger in zwei Hälften. Die lineare Grünfläche zwischen den beiden Häuserzeilen wurde dem Straßenraum, wo sich die für die getrennte Müllsammlung notwendigen Container befinden, zugeordnet. Der andere verbleibende Grünraum wurde zum siedlungsinternen Raum. Hier stehen Wäschespinnen, die wohl aus den Siebzigerjahren stammen und auch heute noch von den BewohnerInnen verwendet werden. Die große Wiese in der Siedlung wird im Frühjahr an manchen Stellen liebevoll mit Frühblüheren bepflanzt. Auch hier wird die Auseinandersetzung mit der persönlichen Wohnumgebung sichtbar.

Bedauerlicherweise ist die ursprüngliche Abfolge von Straßen- und Platzräumen heute kaum mehr lesbar. Die angenehme Maßstäblichkeit der Gesamtanlage, die vor allem durch ein ausgewogenes Verhältnis von Freiraum zu Bebauung auffällt, überzeugt aber heute noch.

Traisensiedlung

Außerhalb der Stadt Traisen liegt an der Hainfelder Landesstraße die Traisensiedlung. Auf Grund ihrer Lage im Gelände, an einem leichten Abhang, ist sie schon aus der Ferne gut sichtbar. Die Siedlung besteht aus insgesamt 547 Wohneinheiten wovon 369 in Miete und 178 im Eigentum vergeben sind. Sieben Garagen und acht Gewerbebetriebe stellen ein erweitertes Angebot dar.

Besondere Qualitäten dieser Anlage liegen im Gefüge des Siedlungsgrundrisses, der sich aus unterschiedlichen Wohnhaustypen zusammensetzt. Hier wurden Mehrfamilienwohnhäuser wie der freistehende Wohnblock und die daraus entstehende Wohnzeile neben Einfamilienwohnhäusern wie dem linear gereihten Haus oder dem über einen Nebentrakt zusammengebauten Einfamilienhaus als Siedlungselemente verwendet.

Siedlungsstruktur

Sechs freistehende, zweigeschossige Wohnblocks sind parallel hintereinander auf einer siedlungsinternen Fläche angeordnet. Diese Art von Wohnhäusern bildet die kleinste Mehrfamilieneinheit der Siedlung. Durch die lineare Aneinanderreihung von Wohnblocks



Blick aus der Ferne mit Kleingärten
außerhalb der Siedlung

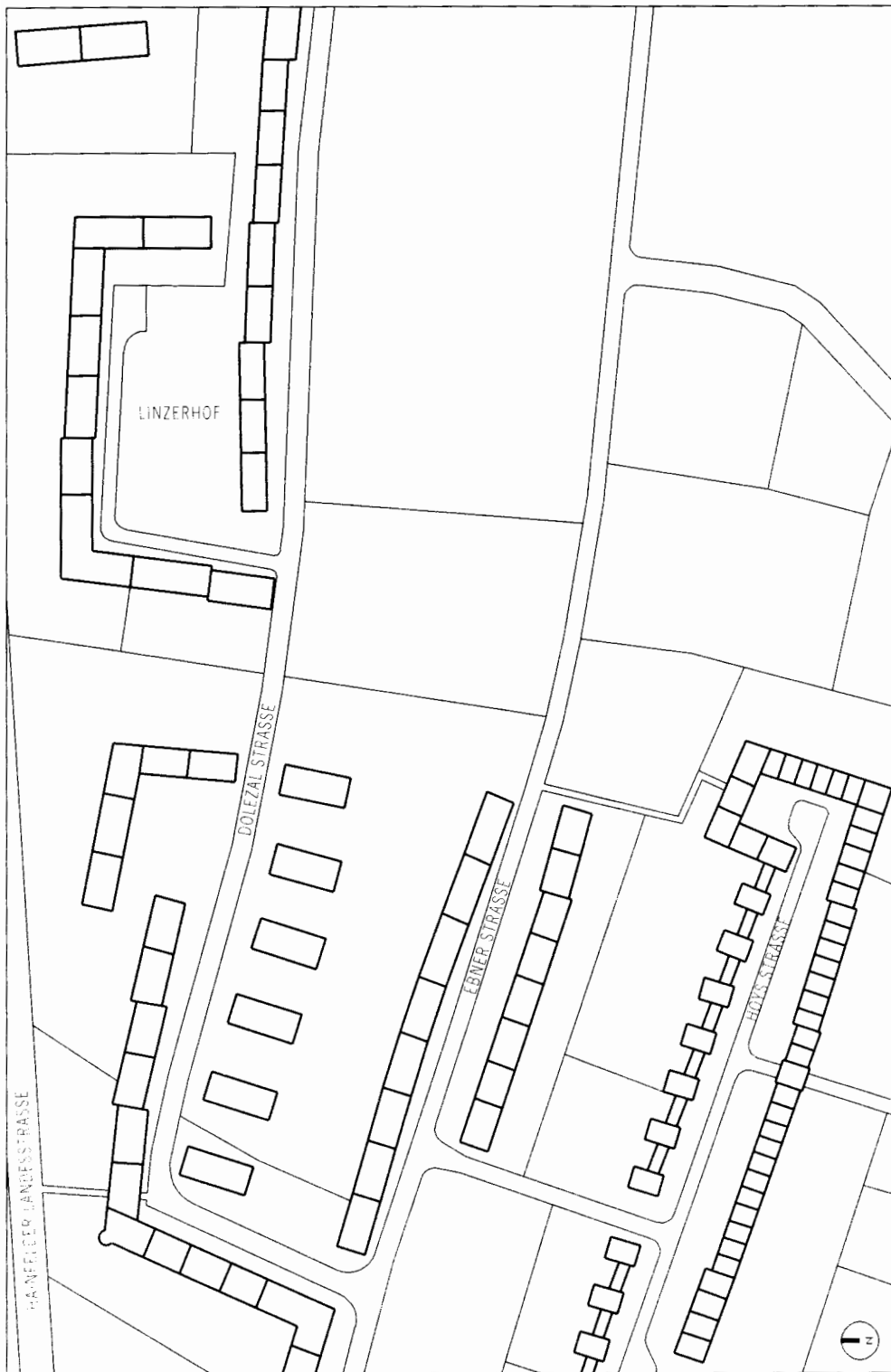
Straße in der Siedlung mit Zeile und
freistehenden Wohnblocks

entsteht eine Zeile. Die Zeile wird in der Traisensiedlung als wichtiges strukturbildendes Element angewandt. Aus Variationen ihrer Grundform entstehen leicht gekrümmte Zeilen, winkel-, haken- und U-förmige Grundrissformen. Im südlichsten Teil der Siedlung, in der Hoys Straße stehen Einfamilieneinheiten. Hier wird das Einfamilienhaus in einer langen Zeile streng linear gereiht. Am Ende verschwenkt diese Reihenhausezeile zweimal, es entsteht ein Haken. Gegenüber der Reihenhäuser wurde eine Zeile aus Einzelhäusern gebaut, die jeweils durch einen Zubau miteinander verbunden sind.

Die unterschiedlichen Wohnhaustypen besitzen natürlich auch unterschiedliche Charaktere. Es erscheint wesentlich, in einer Siedlung dieser Größenordnung ein vielfältiges Wohnangebot zu schaffen, um Prozessen der Anonymisierung entgegenzuwirken. Das anonyme Nebeneinanderherleben soll durch eine Wohnform abgelöst werden, welche den einzelnen Individuen gerecht wird. Durch die Differenzierung einzelner Baukörper voneinander entstehen unverwechselbare Raumsituationen in der Siedlung. Die Identifikation der BewohnerInnen mit der eigenen Wohnumgebung kann in dieser Siedlung auf mehreren Ebenen stattfinden. Neben der eigenen Wohnung und dem Wohnhaus gibt es die Ebene der Häusergruppe in unmittelbarer Umgebung des eigenen Hauses sowie die Identifikationsebene der gesamten Siedlung. Die Traisensiedlung ist ein gutes Beispiel dafür, wie mit wenigen Elementen siedlungsinterne Räume geschaffen werden können, die in Erinnerung bleiben und so das Bild der Siedlung prägen. Die einzelnen Haustypen unterscheiden sich vor allem in ihrem äußeren Erscheinungsbild. Die BewohnerInnen erkennen an der äußeren Gestalt, schon bei der Annäherung, die Häusergruppe, zu der auch ihr Haus zählt. Innerhalb der Häusergruppe unterscheiden sich die einzelnen Gebäude durch farbige Anstriche voneinander. Etwa 110 Hauseingänge stehen so in einem jeweils unverwechselbaren Umfeld.

Die Freiräume zwischen den Zeilen

Die Siedlungsfreiräume werden durch die Bebauung definiert. Nach außen vermittelt die Siedlung Abgeschlossenheit. Ein Eckturm mit Kegeldach markiert das Territorium. Die glatten Gebäudezeilen sind unnahbar und undurchdringlich. Von Traisen kommend, kann man die Siedlung über die Ebner Straße betreten. Die Straße führt die BesucherInnen zwischen zwei Häuserzeilen hindurch und wer nicht neugierig ist, dem bleiben die dahinterliegenden Bauten und Freiräume verborgen. Die siedlungsinternen Räume sind durch eine Struktur von Wegen, Plätzen und Höfen geprägt. Durch die kleinteilige Gliederung der Baukörper entsteht ein Siedlungsbild, das an dörfliche Strukturen erinnert. Die Freiräume zwischen den Wohnhäusern sind großzügig bemessen und verschränken sich an



Lageplan 1:2000



Reihenhäuser mit Vorgärten in der
Hoys Straße

Platzraum

manchen Stellen mit der weitläufigen Landschaft. Private Vorgärten an den Reihenhäusern stellen neben einer Kleingartenanlage in der Nähe der Siedlung die kleinste Einheit im Freiraumgefüge dar. Diese Vorgärten dienen der Repräsentation der BewohnerInnen. Der gepflegte Vorgarten vor dem ebenfalls gut gepflegten Haus zeichnet die Reihenhäuser aus. Zwischen den parallel zueinander stehenden Wohnblocks befindet sich eine Folge von fünf einander ähnlichen Freiräumen. Sie stehen unter der sozialen Kontrolle der anliegenden BewohnerInnen und werden dadurch öffentliche Räume. Die großen Wiesen und die begrünten Höfe sind frei zugängliche Zonen, die nur selten genutzt werden. Neben den Straßen, die das Gebiet erschließen gibt es noch drei Hausdurchgänge, die den FußgängerInnen vorbehalten sind. Die Wege ermöglichen eine Querschließung der Siedlung. Für die FußgängerInnen bedeutet dies vor allem eine Abkürzung der Straßen. Diese Hausdurchgänge sind kleine Öffnungen in den Gebäuden, die nicht sofort auffallen. Sie sind eine Besonderheit der Siedlung.

Unverwechselbarkeit

Eine große Anzahl an Menschen in einer Siedlung zusammenzuführen, also eine Bebauung mit hoher Dichte herzustellen sollte heute aufgrund eingeschränkter Ressourcen Selbstverständlichkeit sein. In den großen Siedlungsprojekten darf jedoch nie auf die einzelnen BewohnerInnen vergessen werden. Ihre Bedürfnisse nach einer individuellen Wohnumgebung und nach Repräsentation müssen schon in den Planungsprozessen einbezogen werden.

Die Traisensiedlung ist ein Beispiel für den maßvollen Umgang mit Baukörpern. Die unterschiedlichen Wohnhaustypen, ihre Färbelung und vor allem die Positionierung der Gebäude zueinander bilden eine vielfältige Struktur aus Gebäuden, die im Freiraum eine Entsprechung findet. Dadurch entsteht eine anzustrebende Unverwechselbarkeit, auf der die Identifikation der BewohnerInnen mit ihrer Wohnumgebung aufbauen kann.

WOHNSCHEIBEN

Die Scheibe im mehrgeschossigen Wohnbau bezeichnet einen schmalen, langgestreckten, hohen Baukörper. Sie ist ein konsequentes Produkt des Rationalismus. Die Ideen dafür wurden in den Programmen der klassischen Moderne vordefiniert und angelegt. In den Sechziger- und Siebzigerjahren erlangte die Scheibe eine Renaissance. Die heute oft ungeliebten Projekte verfügen aber doch über Qualitäten, die erwähnenswert erscheinen.

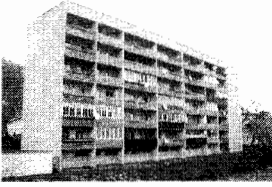
In Niederösterreich trifft man quer übers Land immer wieder auf den Typus der Scheibe. Drei ausgewählte Projekte sollen näher beschrieben werden: das Wohnhaus in der Bahnhofstraße in Gloggnitz, die Häuser in der Arbeitergasse in Krems und das Wohngebäude in der Krüklstraße in Hainburg.

Das Gebäude in der Bahnhofstraße in Gloggnitz zeichnet sich durch eine eindeutige Vorder- und Rückseite aus. An der Rückseite, gegen Norden, wird das Haus über Laubengänge erschlossen. Die Vorderseite ist mit einem Raster von Loggien bedeckt, der die potentielle Zone der Repräsentation darstellt.

Eine Wohnanlage in der Arbeitergasse in Krems setzt sich aus vier Gebäuden mit Maisonetteeinheiten zusammen und wird über Laubengänge in jedem zweiten Stock erschlossen. Elemente aus dem freistehenden Einfamilienhaus wie das Wohnen über zwei Geschosse und die eigene Eingangstür, stellen nach wie vor gültige Qualitäten im mehrgeschossigen Wohnbau dar.

Ein komplexer Wohnhaustyp steht in der Krüklstraße in Hainburg. In einem einfachen Baukörper wurden nach einem durchdachten System Maisonettewohnungen unterschiedlicher Größe eingebaut. Die Durchmischung von Klein- und Großwohnungen garantiert hier eine durchmischte BewohnerInnenstruktur. Die Komplexität des Gebäudes ist von außen kaum lesbar und erschließt sich erst in der genaueren Auseinandersetzung.

Die oft strengen, ökonomischen Vorgaben haben ein ebenfalls strenges, architektonisches Konzept zur Folge. Es fällt auf, dass diese Konzepte durchaus in der Lage sind, die ambitionierten Ansätze zur Gestaltung der eigenen vier Wände der BewohnerInnen aufzunehmen, ohne dadurch geschwächt zu werden.

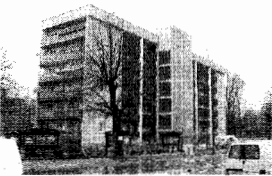


Südfassade mit Balkonen

Gloggnitz Bahnhofstraße

Nahe dem Bahnhof von Gloggnitz steht mit überraschender Selbstverständlichkeit ein mehrgeschossiges Wohnhaus. Es handelt sich um eine 54m lange und circa 22m hohe Scheibe, die weithin als sichtbares Zeichen wirkt. Mit dem Auto auf der Semmering-Schnellstraße in Richtung Steiermark unterwegs, sieht man von der gegenüberliegenden Talseite aus das Bauwerk als wichtigen Teil der Silhouette von Gloggnitz. Groß erscheint das Wohnhaus, und seine Gestalt erinnert doch auch ein wenig an jene Projekte, die wir aus der klassischen Moderne kennen. Etwas abseits des Ortszentrums aber in der Nähe zum Bahnhof steht es wie ein Landmark da. Das Grundstück, auf dem es steht, ist von Wasser umgeben. Im Süden fließt die Schwarza, im Norden ein Werkskanal. Das Haus ist nur über eine Brücke erreichbar. Die Stellung in der Landschaft, die Stellung im Ort und das inselartige Grundstück zeichnen die besondere Situation des Hauses aus.

Wohnungstypen



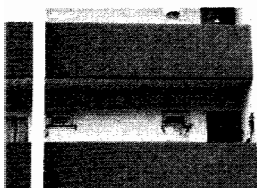
Fassade mit Laubengängen

Dieses Wohnhaus in der Bahnhofstraße beeindruckt durch sein strenges Konzept. An einen scheibenartigen Baukörper, der sich in Ost-Westrichtung erstreckt, ist im Norden ein Erschließungsturm mit Lift und Treppenhaus angebaut. Von diesem Treppenhaus aus sind über Laubengänge die Wohnungen erschlossen. In den sechs Wohngeschossen wurden jeweils drei Kleinwohnungen mit zwei Zimmern sowie drei Wohnungen mittlerer Größe mit je drei Zimmern untergebracht. Mit Ausnahme je einer Wohnung pro Geschoss sind aufgrund der einfachen Gebäudestruktur alle Wohnungen nach Süden orientiert. Allen Wohnräumen ist ein Balkon vorgelagert. Der Blick von den oberen Stockwerken zeigt die Aussicht ins Semmeringgebiet sowie in den unteren Stockwerken die Aussicht auf den Flusslauf der Schwarza. Die Wohnungen am Kopfende des Laubenganges sind in Richtung Osten orientiert. Von den Balkonen dieser Wohnungen sieht man talwärts. Der Grundriss bedient sich beinahe prototypisch der bekannten Laubengangschemata. Die Nebenräume wie Bad, Küche, Abstellraum und Vorraum sind zum Laubengang hin orientiert, während die Räume des Aufenthaltes nach Süden, dem Balkon zugeordnet sind. Die 1971 eingereichten Pläne sehen im Erdgeschoss neben Garagen, Waschküche und Kinderwagenabstellraum auch zwei Geschäfte und eine überdachte Spielfläche vor. Bei der Besichtigung des Wohnhauses mussten wir feststellen, dass die beiden Geschäftslokale sowie die überdachte Spielfläche heute nur als Abstellraum Benützung finden. Ein kleines Geschäft, das die BewohnerInnen des Hauses mitversorgt, wäre wahrscheinlich für die BetreiberInnen nicht rentabel. Für ein Geschäft, das ein besonderes Nischenprodukt anbietet, hat das Lokal keine gute Lage. Spätestens aus der Benützung des Gebäudes hat



Möglichkeiten der Aneignung

Es ist möglicherweise nicht so einfach, eine Annäherung an das, nach einem strengen Konzept entstandene, Bauwerk zu finden. Die kühlen Rasterfassaden sowie die für das Gebäude charakteristische Putzfläche an der Südfassade entspringen einer Ästhetik, die oft nicht geschätzt wird. Das Gebäude bietet durchaus eine Reibungsfläche für seine BewohnerInnen. An bestimmten Zonen zeichnet sich die Aneignung und individuelle Gestaltung der einzelnen Wohnungen deutlich nach außen ab. Während an der Nordfassade Türschmuck und gelegentlich ein Türschild auffällt, ist die Südfassade der Ort, den die BewohnerInnen tatsächlich selbst gestalten und an dem sie die vorhandene Struktur ausbauen. Von den 36 Rasterfeldern, welche die Fassade bestimmen, gleicht kein Feld dem anderen. Hier kann man an der Fassade „Geschichten“ ablesen. Zwei Loggien nebeneinander sind mit der gleichen Farbe ausgemalt, es handelt sich wohl um eine der größeren Wohnungen, die über zwei Achsen geht. In einer Loggia wurde gerade die Wäsche zum Trocknen aufgehängt. Oft sieht man Satellitenantennen an die Brüstungen montiert. Manche der Brüstungen sind frisch gestrichen und zeichnen sich dadurch von denen der Nachbarn ab. Verschiedenste Verglasungssysteme wurden verwendet, um die eine oder andere Loggia zu einer Art Wintergarten umzubauen.



Detail Balkone

Detail Laubengang

Im Gegensatz zur einheitlichen Laubengangfassade im Norden vermittelt die Südfassade ein Bild, das in eindrucksvoller Weise unterschiedlichste BewohnerInnen repräsentiert, die im Gebäude wohnen. Wenn Architektur auf einem so strengen Konzept aufbaut wie in diesem Fall, so ist sie durchaus in der Lage, intensive Bestrebungen der Repräsentation der BewohnerInnen aufzunehmen, ohne die Stärken ihres Konzeptes einzubüßen.

Krems Arbeitergasse

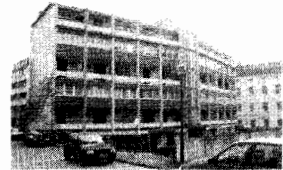
Östlich, außerhalb des Stadtkernes von Krems, liegt in unmittelbarer Nähe zum Stadtgraben die Arbeitergasse. Ein ganzes Quartier wurde hier in den Sechzigerjahren neu geplant und bebaut. Der Architekt Franz Lenhardt entwickelte gemeinsam mit seinem Sohn Friedrich Lenhardt einen Wohnhaustypus, der interessante Ansätze der Architektur der Sechzigerjahre verfolgt. Als Bauherr tritt die Jungarbeiterbewegung auf. Heute, nach etwa dreißig Jahren sind die Wohnungen größtenteils im Privateigentum. Der Zustand dieser Wohnhäuser ist ihrem Alter entsprechend, und eine Sanierung wäre durchaus sinnvoll, da sich im Laufe der Jahre auch bautechnische und energietechnische Standards geändert haben. Auch heute haben manche Aspekte dieser Häuser Gültigkeit. Die Fortschritte in den späten Sechzigerjahren sollen hier beschrieben werden.

Situation

Das circa 210m lange, leicht taillierte Grundstück weist ein Seitenverhältnis von ungefähr 1:5 auf. Es liegt in Nordwest-Südostlage in der Stadt und wird an seinen Breitseiten durch die Arbeitergasse einerseits und die Gebäude der ehemaligen Kaserne andererseits begrenzt. Die Schmalseiten definieren vorne und hinten der Anlage. Vorne ist das Grundstück der Kasernengasse beziehungsweise dem Südtiroler Platz zugewandt, hier wurde ein riegelförmiger Baukörper mit einer Schauseite zum Platz hin errichtet. Öffentliche Funktionen beleben die Erdgeschosszonen in diesem Baukörper. Dahinter sind fünf große Baukörper quer zur Grundstücksachse angeordnet. Vom Südtiroler Platz kommend bildet der zweite dieser Baukörper eine Sonderform, er ist über kreuzförmigem Grundriss errichtet. Diese Form leitet sich wahrscheinlich aus der sich von den anderen Bauwerken unterscheidenden Nutzung ab, er wird als Wohnheim für Jugendliche benutzt. Die restlichen Baukörper sind lineare Laubgangtypen, die in der Mitte leicht geknickt sind, was ihnen eine unverwechselbare Sonderform gibt. Die geringfügige Verschwenkung im Grundriss lässt sich auch aus der Grundstücksform verstehen. Die spezielle Situation ermöglicht Blickbeziehungen der BewohnerInnen zweier Haushälften miteinander.

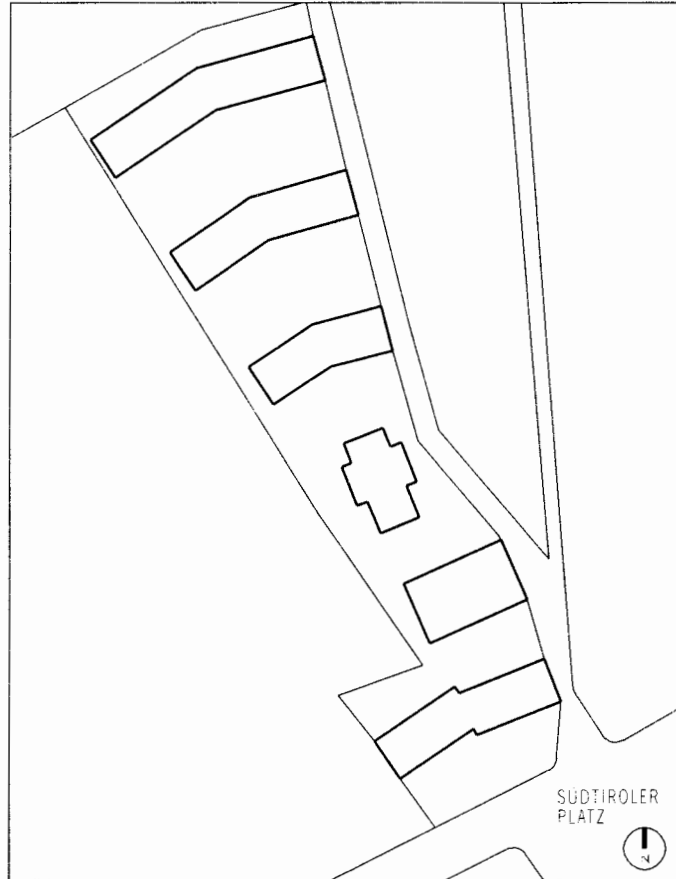


Sudfassade mit Balkonen



Nordfassade mit Laubengängen

Das Bauwerk ist in Scheibenbauweise konstruiert und sieht in den eingereichten Plänen eine in Stützen aufgelöste offene Erdgeschosszone vor. Dieser Freibereich sollte als überdachter Parkplatz dienen. Das Auto als Repräsentant von Status wäre somit direkt im Haus seiner BesitzerInnen untergebracht worden. Während der Planungsarbeiten wurde jedoch festgelegt, die Erdgeschosszone für weitere Wohnungen zu verwenden. Die zwischen den Baukörpern konzipierten Freiflächen werden heute als Parkplätze verwendet, dadurch ist eine ständige Blickbeziehung zwischen AutobesitzerInnen und Auto gewährleistet. Die in den Erdgeschossen errichteten Wohnungen verfügen über ein Stück Privatgarten, was sie von den Wohnungen in den Obergeschossen deutlich unterscheidet. Kostengründe sind oft der Auslöser dafür, dass während der Planungsphase von guten Konzepten des Entwurfs abgegangen wird. Die Zahl der vermietet oder verkaufbaren Flächen wird bis zur letzten Möglichkeit ausgenutzt und so ist es naheliegend, dass die Autoabstellplätze im Erdgeschoss Wohnungen weichen mussten. Nutznießer sind in diesem Fall die Investoren, die mit vergleichsweise geringem Aufwand zusätzliche Wohneinheiten errichteten und natürlich die BenutzerInnen jener zusätzlich errichteten Wohnungen. Verdichtungsformen im mehrgeschossigen Wohnbau sehen immer auch einen ökonomischen Umgang mit Ressourcen als ein Ziel an. Die intensive Ausnutzung der bebauten Flächen ermöglicht abseits der Baukörper ein



Lageplan 1:2000

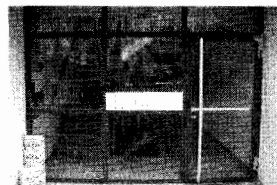
erweitertes Angebot an Freiflächen. Bereits in den Zwanzigerjahren entwickelte der Architekt Le Corbusier den Entwurf einer Stadt aus Wolkenkratzern, die mitten im grünen Park stehen. Es liegt an den FreiraumplanerInnen und ArchitektInnen, die entstandenen Freiräume so benutzbar zu machen, dass sie den Wohnwert der Häuser steigern.

Die Scheibenbauweise unter Verwendung von Stahlbetonfertigteilen ermöglicht einen raschen Baufortschritt. Nicht nur bei Bauausführung und Ausstattung war man bei diesem Bauwerk offensichtlich um Ökonomie bemüht, auch die Raumstruktur baut auf ökonomischen Grundsätzen auf. Die Raumhöhe beträgt 2,45m. Wenn wir als Vergleich dazu die Unite d' Habitation, einen mehrgeschossigen Wohnbau von Le Cobusier heranziehen, so finden wir hier Raumhöhen von 2,26m. Le Cobusier ging dabei von der Größe eines Mannes mit nach oben gestrecktem Arm aus. Geringere Raumhöhen wären wohl nicht mehr möglich gewesen. Eine minimierte Raumhöhe senkt zwar Herstellungs- und Heizkosten, geht aber maßgeblich zu Lasten eines angenehmen Wohnklimas.

In der Arbeitergasse in Krems haben die Baukörper sechs bis sieben Geschosse. Über den eingeschossigen Wohnungen im Erdgeschoss liegen zwei oder drei jeweils zweigeschossige Maisonetten. Anstelle der obersten Maisonetteinheit ist bei zwei Baukörpern eine eingeschossige Dacheinheit untergebracht. Insgesamt weist die Wohnanlage ungefähr 120 Wohnungen auf.

Erschließung

Die Häuser sind als klassische Laubenganghäuser erschlossen. An der Knickstelle des Grundrisses befinden sich, in Wohnungstiefe, die Erschließungskerne. Ein Treppenhaus und ein Lift ermöglichen die Erschließung. Dieser vertikale Kern wird durch Verglasungen zu einer witterungsgeschützten Zone. Von hier kommt man in den Geschossen in die offenen Laubengänge und zu den Wohnungen. Im Erdgeschoss führt der Hauseingang direkt ins Stiegenhaus. Klingelbrett und Gegensprechanlage sind für die BesucherInnen an dieser Stelle angebracht. Die Elemente wurden in die, sonst transparente, Eingangsverglasung in einem eigens dafür vorgesehenen Platz eingebaut. Wohnungen, die direkt im Erdgeschoss liegen, sind über einen kleinen Weg entlang des Hauses direkt von außen erschlossen. Der Laubengang als Erschließung bildet eine wertvolle halböffentliche Zone, die den BewohnerInnen Möglichkeiten zur persönlichen Repräsentation gibt. Er ist ein Ort, an dem die anderen BewohnerInnen vorbeigehen, an diesem Ort teilt man sich zum Beispiel auch über Türschmuck, Namensschilder und Fußabstreifer mit. Bei den Häusern in der Arbeitergasse ist deutlich zu erkennen, dass bedingt durch das Alter der Gebäude und durch die Eigentumsverhältnisse - die Wohnungen stehen heute im Privateigentum der einzelnen Parteien - Auseinandersetzungen mit der Substanz und Aneignungen stattfinden. Wohnungseingangstüren wurden durch selbst Ausgesuchtes ersetzt. Das Gebäude erfährt durch solche Prozesse eine Überformung durch die BewohnerInnen, die Identifikation möglich macht.



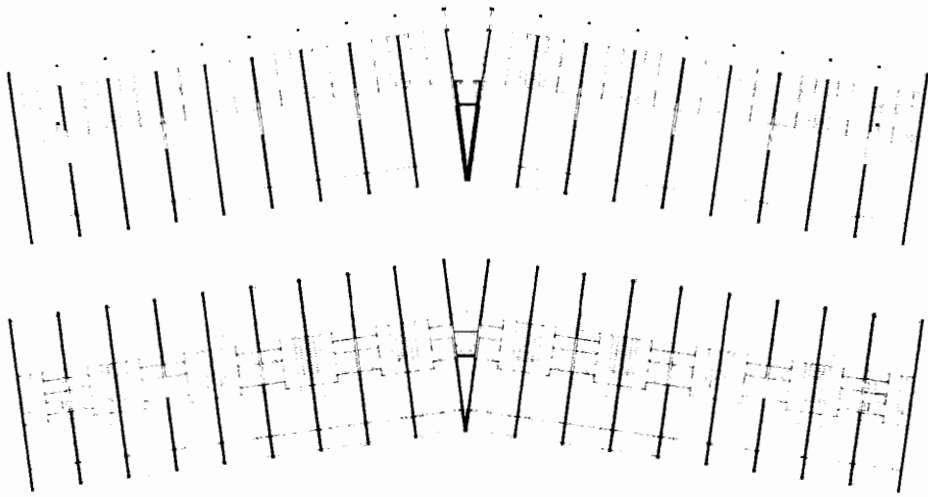
Klingelbrett und Gegensprechanlage

Detail Laubengang

Detail Balkone

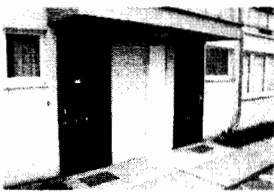
Wohnungstypen

Ein Großteil der Wohnungen ist als Maisonettewohnungen über zwei Geschosse konzipiert. Auf der Eingangsebene der Wohnung sind die Funktionen Wohnen, Kochen und Essen organisiert. Über eine Treppe erreicht man das Obergeschoss der Wohnung. Hier befinden sich zwei Schlafzimmer, Bad und WC. Jede Maisonettewohnung hat einen privaten Freiraum in Form einer Loggia. Die BewohnerInnen haben bei bestimmten Wohnungen die Loggien dem Wohnraum zugeschlagen, dadurch wird der Wohnraum um ungefähr $4,3\text{m}^2$ vergrößert. Die Wohnraumtiefe erhöht sich durch diese Maßnahme auf $6,8\text{m}$. Als Folge dieser Maßnahme ist der hintere Bereich dieses Raumes durch eine schlechte natürliche



Regelgeschossgrundrisse

Belichtung allerdings stark beeinträchtigt. Die BewohnerInnen haben nicht nur ihren Wohnraum vergrößert, sondern auch ihre Wohnung nach außen hin merklich verändert. Aus dem Raster der Fassade, der sich aus der Scheibenbauweise ergibt, heben sich dadurch einzelne Felder markant ab. Im Fassadenraster gleicht nicht mehr ein Feld dem anderen, eine Topographie ist entstanden, die es ermöglicht sich zu differenzieren und bereits von der Straße aus zu erkennen: Hier wohne ich.



Wohnungseingänge mit Schiebetüren

Ausstattung

Eine einfache Ausstattung prägt die Wohnanlage, Ökonomie und Zweckmäßigkeit kennzeichnen das Erscheinungsbild. Als Bodenbelag wurde in den Laubengängen und Loggien Hartgussasphalt verwendet. In den Wohnungen kommt Linoleum für die Wohnräume und Terrazzopflaster in den Bädern und Toiletten zur Verwendung. Holzstiegen verbinden die Geschosse innerhalb der Wohneinheiten. Es ist anzunehmen, dass es im Laufe der Jahre in den einzelnen Wohnungen immer wieder zu Veränderungen gekommen ist. Da die Wohnungen heute zum Großteil im Eigentum der BewohnerInnen sind, finden individuelle Anpassungen ständig statt. Ein interessantes Detail der ursprünglichen Konzeption stellen die Wohnungseingangstüren dar, die als Schiebetüren ausgeführt sind. Das Türblatt zur Seite zu schieben ist eine hierzulande unübliche Bewegung beim Betreten einer Wohnung. In diesem Fall ist der sparsame Umgang mit Raum, den eine Schiebetür hat, ein Gewinn zu Gunsten der Wohnräume.

Repräsentationszonen

Das Bauwerk, das über besondere Qualitäten verfügt, wird auf den ersten Blick unterschätzt. Altersbedingt sind einige Sanierungsarbeiten nötig. Doch am zweiten Blick erkennt man eindeutig den Glauben an Fortschritte in der Zukunft, der Anfang der Siebzigerjahre existierte. Eine vergleichsweise nüchterne Hülle wurde geschaffen, möglichst neutral, um den BewohnerInnen ein Feld zu eröffnen, das bespielt werden kann. Der Typus der Maisonette-Wohnung, das Wohnen über zwei Geschosse, die eigene Eingangstüre ins Freie und der private Freibereich sind Elemente, die auch im freistehenden Einfamilienhaus existieren. Anfang der Siebzigerjahre handelte es sich um ein innovatives Wohnkonzept, das heute schon längst bekannt ist, immer noch Gültigkeit hat und trotzdem nur selten Anwendung findet.

Möglichkeiten der Aneignung

Der Typus des Laubenganghauses hat zur Folge, dass jede Wohnung eine eigene Tür ins Freie besitzt. So eine Türe unterscheidet sich von einer Wohnungseingangstüre, die in einen innenliegenden Gang mündet. Die Tür ins Freie kommt der Tür eines freistehenden Einfamilienhauses sehr nahe. Die Eingangstür kann auch individuell gestaltet werden und stellt die Schnittstelle zwischen dem halböffentlichen Laubengang und der privaten Wohnung dar. Sie ist das erste sichtbare Zeichen der BewohnerInnen. Die individuelle Gestalt der einzelnen Wohnungstüren ist natürlich auch darauf zurückzuführen, dass sich die Wohnungen heute größtenteils im Privateigentum befinden.

Der Zugang zu den Wohnungen stellt mehrere Möglichkeiten der Repräsentation und Aneignung dar. Da es sich beim Laubengang um eine halböffentliche Zone handelt, beginnt schon hier ein Prozess von Aneignung und Identifikation. Alle BewohnerInnen haben die gleichen Oberflächen zur Verfügung, eine Tür, das danebenliegende Oberlichtfenster der Küche und das Stück Laubengang, das unmittelbar vor der Wohnung liegt mit Boden, Wand und Brüstung. Am Boden liegt vor der Tür ein Fußabstreifer, an der Brüstung lehnt ein Fahrrad, und hinter dem Küchenfenster ist ein Vorhang gerafft. Diese Elemente sind Zeichen des Individuellen.

Ähnliches gilt auch für die Loggiaverbauten. Nur privates Eigentum rechtfertigt den größeren finanziellen Aufwand, Umbauten zu tätigen. Die Fassade ist überzogen mit Loggien, die durch ihre individuelle Gestaltung auch Aussagen treffen über die BewohnerInnen und sie nach außen hin repräsentieren.

Für BesucherInnen wie auch für BewohnerInnen ist diese Form der Repräsentation eine Form der Auseinandersetzung beziehungsweise Annäherung an eine Wohnung. Die reiche Zahl an Möglichkeiten,

sich über Attribute des Wohnens darzustellen, erhöhen natürlich auch die Möglichkeiten und Anlässe zur Auseinandersetzung mit der eigenen Wohnumgebung. Diese Form der Auseinandersetzung ist letztendlich mitverantwortlich für die Wohnzufriedenheit der BewohnerInnen.

Hainburg Krüklstraße

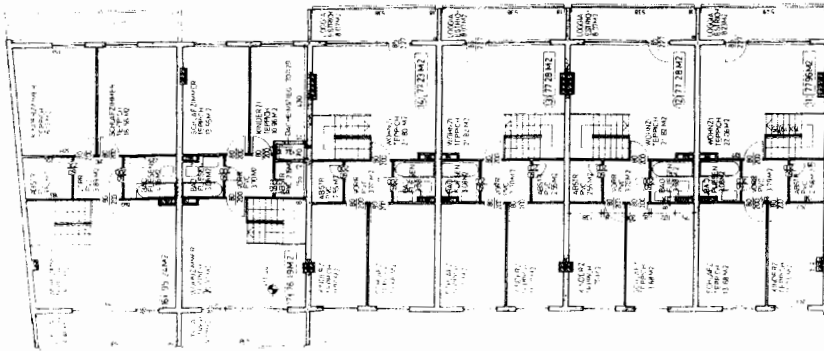
Situation

Die Siebzigerjahre waren durch eine besondere Sicht der Dinge geprägt. Der optimistische Glaube an die Zukunft ließ Ideen entstehen, welche heute kaum mehr diskutiert werden würden. Radikale Konzepte mit innovativem Potential wurden später von romantischen Wohnideen, die mit einer Reihe von Emblemen der alpenländischen Architektur versehen waren, abgelöst. Die Erarbeitung neuer Konzepte bringt Ungewohntes zutage, nur so können Entwicklungen voranschreiten. Das in der Folge besprochene Bauwerk wirkt auf den ersten Blick spröde, doch die genauere Betrachtung lässt beachtenswerte Details hervortreten.

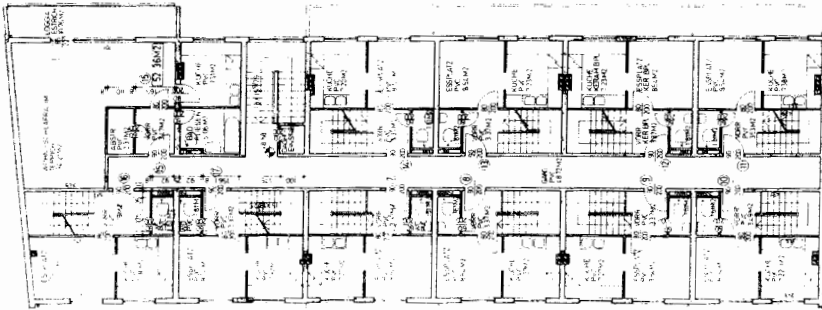
In Hainburg wurde 1977 ein Wohnhaus errichtet, das interessante Strategien der Erdbehaussung des freigeschossigen Wohnbaus verfolgt. Auf den Parzellen in der Krüklstraße, neben einer Bahnanlage, wurden von Architekt Prosch zwei nebeneinander stehende Wohngebäude errichtet. Besonders bemerkenswert ist die Orientierung der Baukörper zur Strasse, hier handelt es sich um einen fünfgeschossigen Wohnbau, in dem nach einem ausgeklügelten System 17 Wohneinheiten untergebracht wurden.

Der größte Anteil der Wohnungen, 13 Einheiten, sind circa 77m² groß, weiters gibt es zwei Großwohnungen zu je circa 124m², sowie je eine Wohnung zu circa 95m² und eine zu circa 53m². Nur drei der 17 Wohneinheiten sind eingeschossig konzipiert, alle übrigen sind Wohnungen über zwei Etagen.

Das Wohnen über zwei Etagen ist ein wesentlicher Kennwert der Praxis im Einfamilienhausbau. Die Stiege im Wohnungsverband und ein der Wohnung zugeordneter privater Freibereich sind eine Übersetzung der Elemente, die ein Einfamilienhaus normalerweise auszeichnen. Das Konzept wirkt in der Schnittdarstellung überzeugend. Die Wohnungen sind zweigeschossig, an einer Seite ist eine Loggia zugeordnet, alle Wohnungen sind durchgesteckt, so dass eine gute Durchlüftung gewährleistet ist. Auch in den relativ kleinen Wohnungen sind die Vorteile der Zweigeschossigkeit, Querdurchlüftung und des Freibereiches realisiert. Hier handelt es sich um Qualitäten, die bei 77m² Wohnfläche selten sind. Ein freistehendes Haus dieser Größe zu bauen, kommt selten vor. Trotzdem wünschen sich die BewohnerInnen, sehr nahe an das Idealbild des Einfamilienhauses heranzukommen.



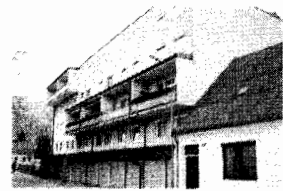
Grundriss 2.OG



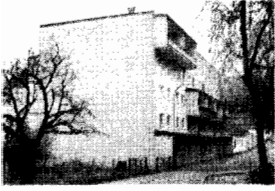
Grundriss 3.OG mit Wohnungseingängen

Erschließung

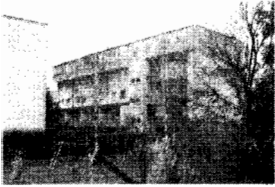
Die horizontale Erschließung erfolgt über Mittelgänge, je einen im Erdgeschoss und einen im dritten Obergeschoss. Zu Recht mag man die Mittelgangerschließung kritisieren. Der Mittelgang ohne natürliche Belichtung und Belüftung schafft den Bewohnerinnen kein angenehmes Befinden und ist dadurch mit einem schlechten Image belegt. Doch meistens, und auch in diesem Beispiel, ist die Erschließung ein Zugeständnis, das zugunsten der einzelnen Wohnungen gemacht wurde. Im Erdgeschoss werden über den Mittelgang einerseits die Garagen und andererseits die Wohnungen erschlossen. Im dritten Obergeschoss werden über den Mittelgang elf Wohnungen erschlossen. Ein Teil der Wohnungen entwickelt sich einen Stock nach unten und ein anderer Teil einen Stock nach oben. Über das Hauptstiegenhaus, welches bis ins dritte Obergeschoss führt, werden die beiden Gänge erschlossen sowie die drei eingeschossigen Wohnungen im ersten, zweiten und dritten Stock. Intern sind die Ebenen der zweigeschossigen Maisonettewohnungen über private Treppen verbunden.



Straßenseitige Fassade mit aufgesetzten Loggien



Ansicht straßenseitig



Ansicht gartenseitig

Durch die komplexe Ineinanderschachtelung der Wohnungstypen entsteht eine nicht sofort überschaubare Gesamtstruktur. Ein Wohnblock, dessen äußere Einfachheit nicht auf ein derartig komplexes Gefüge schließen ließe.

Wohnungstypen

Durch die Zweigeschossigkeit der Wohnungen wurde es möglich, dass jeweils ein Geschoss pro Wohnung von zwei Seiten belüftet wird, quer zu lüften wird dadurch erst möglich. Nicht zu unterschätzen ist die Qualität der unterschiedlichen Belichtung. Durch die Orientierung nach zwei entgegengesetzten Himmelsrichtungen kommen unterschiedliche Lichtverhältnisse in die Wohnung. Die Grundrisstypologie erinnert an klassische Reihenhauskonzepte, und tatsächlich bieten diese Wohnungen mit Stiege und Freiraum ein dem Reihenhaus vergleichbares Konzept an. Der Freiraum ist anders als beim Reihenhaus kein eigener Garten, sondern eine Loggia, die zwar weniger Platz bietet als ein Garten, dafür aber auch weniger Pflege bedarf. Auf der Eingangsebene der Wohnungen befinden sich Vorraum, Toilette, Küche und Essraum, von hier entwickelt sich das Wohngefüge entweder nach oben oder nach unten, wo die restlichen Funktionen Wohnzimmer, Bad, zwei Schlafräume und ein Abstellraum untergebracht sind. Die Loggia ist jeweils dem Wohnraum zugeordnet und ermöglicht eine Fortsetzung des Wohnens im Freien.

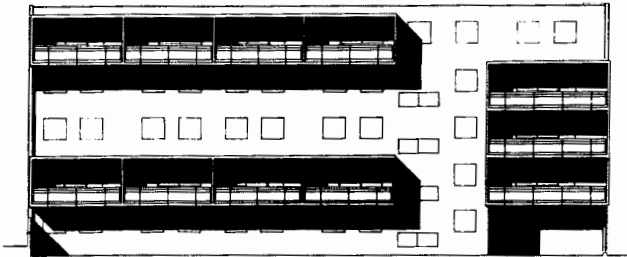
Nebenräume

Die Wohnungen werden durch ein Angebot an Nebenräumen erweitert. Zehn Garagen stehen den BewohnerInnen an der Straßenseite des Erdgeschosses zur Verfügung. Es handelt sich dabei um 15m² große Einzelgaragen, welche jeweils über ein eigenes Tor von der Straße aus erschlossen sind. Das Gebäude ist zur Hälfte unterkellert, hier befindet sich je Wohnung ein Kellerabteil mit circa 4,4m². Ebenfalls im Keller sind die Räume für Kinderwägen und Fahrräder vorgesehen. Aus Gründen der täglichen Benutzung wären diese Räume im Erdgeschoss funktioneller untergebracht. In den Geschossen gibt es jeweils im Wohnungsverband einen kleinen privaten Abstellraum. Das Angebot an Abstellmöglichkeiten unterschiedlicher Qualitäten scheint in diesem Wohnbau ausreichend zu sein. Drei Kategorien: die Garage, der Keller und der wohnungsinterne Abstellraum ermöglichen die Ansammlungen privater Dinge. Winterreifen, alte Möbelstücke, Besen und Staubsauger finden in diesem Angebot gleichermaßen einen adäquaten Platz. Die Balkone, die mangels anderer Alternativen oft als Abstellraum genutzt werden, bleiben so ihren ursprünglichen Nutzungen vorbehalten.

Fassade

Aus zum Großteil einheitlichen Wohnungsgrößen ergibt sich die einheitliche Fassade: eine Lochfassade, bei der jeweils die zu einer Wohnung gehörenden Fenster paarweise zusammengelegt werden. Die Fenster der Stiegenpodeste sind halbgeschossig versetzt und zeichnen sich auch durch ein anderes Format von den Wohnungsfenstern ab.

Trotz ihrer Einfachheit vermittelt die Fassade ein durchaus individuelles Bild. Durch ein System von Loggien, die vor der Lochfassade hängen, bekommt die Fassade etwas Unverwechselbares. Die vorgehängten Loggien sind Rahmenkästen aus Stahlbeton. Durch das Aufsetzen eines Betonrahmens liegt die Loggia zwar vor der Fassade, schließt aber dennoch einen von sechs Seiten umschlossenen Raum ein. Dieser Loggientypus unterscheidet sich von gewöhnlich angewandten Typen, welche eine Ausnehmung in der Fassade bilden. Die Loggien haben eine Größe von circa 8m^2 und sind jeweils dem Wohnraum zugeordnet. Die Tiefe beträgt nur $1,30\text{m}$, woraus sich ein linearer Raum ergibt, der relativ schwer zu nutzen ist. Sechs Wohneinheiten haben ihre Loggia straßenseitig, während die verbleibenden elf Loggien gartenseitig vor der

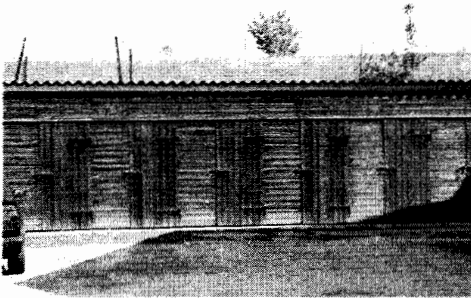


Südostfassade

Fassade hängen. Die einzelnen Rahmenkästen wurden zu Gruppen zusammengefasst und scheinbar beliebig auf der dahinterliegenden Lochfassade angeordnet. Bei genauerer Betrachtung fällt auf, dass keine der Loggiengruppen die andere berührt, sie treten in respektvolle Distanz zueinander. Die Loggiengruppen fassen kleine Wohnungsgruppen innerhalb des gesamten Wohnhauses zusammen. Die an sich regelmäßige Lochfassade erfährt dadurch eine asymmetrische Gliederung, die einerseits das Haus unverwechselbar macht und die andererseits die eigene Wohnung von der Straße aus erkennen lässt. Das Projekt zeigt beispielhaft, wie im oft sehr engen Rahmen, der die Arbeit der ArchitektInnen begleitet, ein Maximum an individuellen und innovativen Wohnformen herauszuholen ist.

AUSLAGERUNGSSTÄTTEN VON WOHNUNGEN

Das Leben nach aktuellen Standards setzt den Besitz beziehungsweise die Verfügbarkeit einer Reihe von Geräten und Utensilien voraus, die nicht zwangsläufig im Wohnungsverband aufgehoben werden müssen und können. Sportgeräte, Werkzeuge, Autozubehör et cetera sind Dinge, die beinahe selbstverständlich in jedem Haushalt vorhanden sind. Genau diese Dinge bedürfen aber auch nicht jener räumlicher Qualitäten, die eine Wohnung mit sich bringt: es gibt einen Bedarf nach Räumen mit geringerem Ausstattungsstandard, die über andere Eigenschaften und Qualitäten verfügen wie Wohnräume. Es sollen angemessene Räume sein, die über die nötige Belichtung und Belüftung verfügen, die jedoch nicht in jedem Fall unbedingt beheizbar sein müssen. Eine Nahbeziehung dieser Räume zur Wohnung ist meist vorteilhaft. Diese Räume müssen aber auch nicht im unmittelbaren Wohnungsverband integriert sein. Von den Wohnbauten der Industrialisierung kennt man den ArbeiterInnenwohnhäusern zugeordnete Zeilen von Schuppen, die als Auslagerungsorte der Wohnungen verwendet wurden. Früher zur Bewirtschaftung der Selbstversorgergärten im Sommer und zur Lagerung von Brennstoffen über den Winter verwendet, sind sie auch heute noch klassische Orte der Auslagerung.



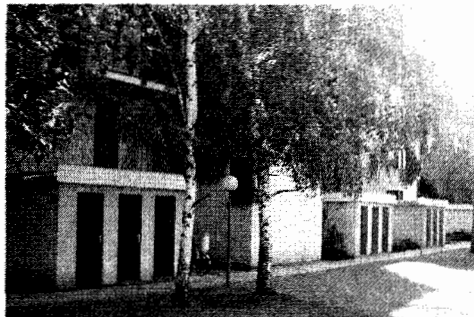
Im mehrgeschossigen Wohnbau gibt es oft lange Garagenzeilen, die neben ihrer Funktion der Beherbergung und des Schutzes des Autos auch die Funktion eines Abstellraumes für unterschiedlichste Dinge und Gerätschaften aufnehmen müssen, da es oft keinen eigenen Schuppen mehr gibt. Die nach außen hin uniformen Zeilen von Fertigteilgaragen präsentieren im Inneren ein individuelles Bild. Hier ist die alte Kucheneinrichtung als Werkbank in Verwendung, am Boden liegen Teppiche, die man lieber doch noch nicht wegwirft, an der Wand sind Bilder oder Plakate befestigt, die über die Jahre schon vergilbt und ausgebleicht sind.

Die Beobachtungen bei den Recherchen vor Ort legen die These nahe, dass ein unbedingter Bedarf an Auslagerungsstätten für Wohnungen besteht. Vom Kellerabteil über die Garage bis zum einfachen Holzschuppen gibt es eine Reihe von Möglichkeiten, wie diese Auslagerungsorte der Wohnung aussehen können. Im besten Fall ist eine Wohnung um alle drei Typen von Abstellräumen erweitert.

Eine Sammlung von Bildern, aufgenommen in Niederösterreich, zeigt die unterschiedlichen Typologien auf, die ein Abstellraum außerhalb des Wohnungsverbandes haben kann.

Zeilen aus Holzschuppen

Der Holzschuppen ist in den Industrieregionen Niederösterreichs weit verbreitet. Er stellt ein einfaches gezimmertes Gebäude dar, das durch einen größeren Lattenabstand eine gute Durchlüftung gewährleistet. Meistens wurde er im Zusammenhang mit Wohnprojekten in der Zeit der Industrialisierung errichtet. Diese Gebäude sind in eine Serie von Abteilen, welche den Parteien zugeordnet werden, unterteilt. Jedes



Abteil ist getrennt von außen über eine eigene Lattentüre zugänglich. Trotz ihres teilweise schlechten baulichen Zustandes sind die Abteile auch heute immer noch in Verwendung. Das zeigt die Notwendigkeit für Räume dieser Art.

Zeilen in massiver Bauweise

Ebenfalls im Zusammenhang mit den Objekten der Industrialisierung sind die Schuppenzeilen zu erwähnen, wie sie zum Beispiel in Marienthal zu finden sind. Hier handelt es sich um gemauerte Gebäude, die im speziellen Fall über eine Lattentüre aus Holz und über eine Öffnung ober der Tür be- und entlüftet werden. In Marienthal stellt die Schuppenzeile das Visavis zur Wohnbebauung dar. Sie begrenzt dadurch einen linearen Platzraum, der von den BewohnerInnen auch als ergänzender Freiraum zu ihren Schuppenabteilen genutzt wird.

Blockanordnung in massiver Bauweise

An einer mehrgeschossigen Wohnhausanlage in Hollabrunn, die vermutlich aus den Achtzigerjahren stammt, fallen kleine pavillonartige Gebäude auf. Jeweils drei kleine Abstellräume sind von zwei Seiten Rücken an Rücken gruppiert. Die Pavillons stehen hinter von den restlichen Wohngebäuden im Vorfeld der Hauseingänge. Jede der Türen ist mit der zugehörigen Wohnungsnummer bezeichnet. Teilweise werden die Räume als kleine Werkstätten genutzt. Die Ergänzung des kleinen Raumes durch einen befestigten Freibereich unmittelbar davor ist für diese Nutzung eine durchaus sinnvolle Erweiterung.

Garagenzeilen

Heute werden Schuppenzeilen vorwiegend von Garagenzeilen abgelöst. Natürlich dienen sie hauptsächlich der Unterbringung des Autos. Doch manche

Garagen lassen, wenn sie groß genug sind, auch noch Platz für andere Dinge. Die abseits des Autos verbleibenden Flächen der Garagen werden als Abstellräume genutzt. Innerhalb der Kategorie Garagenzeilen fallen ebenfalls unterschiedliche Typen auf. Die Zeile ist meist aus Fertigteilen gebaut. Betonfertigteilgaragen kommen dabei am häufigsten vor. Interessant scheint, dass selbst bei diesem uniformen Typus auch Strategien zur Individualisierung zu bemerken sind. Hier unterscheidet sich ein Garagentor vom Nachbar zum Beispiel durch einen Aufkleber, eine frische Lackierung oder auch ein erneuertes Tor. Diese Tendenz, sich von seinen Nachbarn abzuheben führt auch zu einer leichteren Orientierung innerhalb einer solchen Zeile.

Einzelgaragen

Die linear gereihten Abstellräume stellen ein Phänomen dar, das hauptsächlich in Zusammenhang mit mehrgeschossigen Wohnbauprojekten auffällt. In den Reihenhausprojekten der jüngeren Vergangenheit ist meistens jedem Haus eine eigene Garage zugeordnet, die direkt an das Reihenhaus angebaut ist. Die Ausformulierung dieser Garage geht manchmal soweit, dass die Garage selbst schon zu einem kleinen Häuschen wird. Diese Wertigkeit ist in Bezug auf die Nutzung doch auch zu hinterfragen.

Der jeder Wohnung zugeordnete eigene Abstellraum im Freien stellt eine heute möglicherweise unterschätzte Qualität und wertvolle Ergänzung jeder Wohnanlage dar. Seine Funktion und Nutzung an sich, aber ebenso die raumbildende Wirkung, die er mit sich bringt, stellen für Wohnanlagen auch noch heute eine Aufwertung dar.





Reihenhausssiedlung in Mauer bei
Amstetten

IV VERDICHTUNG

EINFÜHRUNG

KURZFASSUNG

Vielfach unter dem irreführenden Begriff „Verdichteter Flachbau“ bekannt, ist hier von jener Wohnform die Rede, bei der mehrere Häuser aneinander gereiht sind, jedes Haus oder jede Wohneinheit einen eigenen Zugang von außen hat und einen zugeordneten privaten Freiraum meistens in Form eines Gartens. Es ergibt sich von selbst eine maximale Gebäudehöhe von zwei bis drei Geschossen, daher auch die Bezeichnung Flachbau in Abgrenzung zum mehrgeschossigen Wohnbau. Die Dachform ist beliebig und reicht vom Steildach bis zum Flachdach. Als gängigste Bauweise ist das Reihenhaus vertreten, aber auch flächig verdichtete Wohnsiedlungen wie Hofhäuser und Wohngruppen zählen dazu.

Geschlossene Straßenfronten prägen das niederösterreichische Dorfbild. In die dominierende ländliche Siedlungsstruktur lässt sich eine verdichtete Bauweise maßstäblich und meist gut integrieren. Um diese verdichtete Bauform als Alternative zum freistehenden Einfamilienhaus attraktiv zu machen, müssen einige Kriterien und Qualitätsmerkmale erfüllt sein. Die Qualität der angebotenen Freiräume, Einsehbarkeit der Wohnräume und des Privatgartens, die Abgrenzung zu den Nachbarn, Standortqualitäten, Nebenräume und Zusatzeinrichtungen sind nur einige der Kriterien, an denen die Attraktivität bewertet wird.

Zahlreiche Beispiele in Niederösterreich wurden ausgewählt, um jeweils spezifische Qualitäten und Lösungen für Probleme in der verdichteten Bauweise aufzuzeigen. Anhand von jeweils zwei bis drei konkreten Beispielen wird im Folgenden in zeitlichen Abschnitten ab 1950 die Entwicklung der verdichteten Bauweise in Niederösterreich dargestellt.





Hohenau, geschlossene Häuserzeile
im Stadtkern



Pöchlarn, Siedlungshäuser aus 1920



Pöchlarn, hofseitige Ansicht

Vorläufer

In Niederösterreich bezieht die verdichtete Bauweise ihre bereits lange Tradition aus verschiedensten bäuerlichen Bauformen unterschiedlicher Regionen. Zu Zeiten der großteils agrarischen Nutzung von Grund und Boden war ein sparsamer Umgang mit Bauland und eine möglichst dichte Bauweise mit geringem Landverbrauch selbstverständlich. Aus den Siedlungs- und Flurformen in Niederösterreich ergibt sich eine deutliche flächenmäßige Dominanz der Siedlungen gegenüber Streusiedlungen. Streusiedlungen findet man nur im Mostviertel von der Enns bis Amstetten, im südwestlichen Waldviertel und im Bergland des südlichen Niederösterreichs.

In der jüngeren Geschichte setzt sich die verdichtete Bauweise fort im ArbeiterInnenwohnbau des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Um den städtischen Missständen in den ArbeiterInnenquartieren zu begegnen, gab es vor allem von Seiten des Bürgertums die Forderung jeder ArbeiterInnenfamilie ihr eigenes Haus zu ermöglichen. Einerseits aufgrund von sozialpolitischem Reformwillen, andererseits um die ArbeiterInnen weiterhin unter Kontrolle zu haben, errichteten Großunternehmer und Industrielle eigene ArbeiterInnen-siedlungen. Einige der ersten, im Typus des Reihenhauses errichteten Werksiedlungen von Niederösterreich waren die in Berndorf ab 1890 von Arthur Krupp gebauten Siedlungen Margarethen, Griesfeld und Wiedenbrunn.

Eine wesentliche Vorreiterrolle in der Siedlungsform des Reihenhauses hatte die Gartenstadtbewegung. Sie geht zurück auf den Engländer Ebenezer Howard, der mit seinen um 1900 veröffentlichten Ideen versuchte in Form von Gartenstädten die Vorteile von Stadt und Land zu vereinen. Neue Siedlungen von Kleinhäusern sollten eine Alternative zu den durch zunehmende Industrialisierung entstandenen und mangelhaft ausgestatteten Mietskasernen vieler städtischer Ballungszentren bieten.

In der Zwischenkriegszeit beeinflusste vor allem die Siedlungsentwicklung in Holland und Deutschland den Wohnbau vieler europäischer Staaten. Die Anwendung architektonischer Konzepte des „Neuen Bauens“ verpflichtete zur Übernahme von industriellen Prinzipien auch im Wohnungsbau und führte so zur Reduzierung auf einfachste, rationell und in Serie produzierbare Formen. Standardisierung und Typisierung im Wohnungsbau war die Folge. Eine enorme Wichtigkeit für die Entwicklung von Reihenhaustypologien hatten dabei die zwischen 1927 und 1932 in Deutschland, Schweiz, heutigem Tschechien und schließlich in Österreich entstandenen Werkbund-siedlungen. Modellhafte Siedlungen wurden errichtet und einer breiten Öffentlichkeit in Form von Ausstellungen präsentiert. Ziel war es, die Prinzipien des „Neuen Wohnens“ den zukünftigen BewohnerInnen näher zu bringen.

Ebenfalls in der Zwischenkriegszeit erlebte der genossenschaftliche Siedlungsbau eine Blütezeit. In den Randzonen großer Städte mit

peripherer Industrie errichtete man große genossenschaftliche Siedlungen. Eine der architektonisch bemerkenswertesten Siedlungen in Österreich entstand in Kärnten, die Siedlung Knappenberg in Hüttenberg, die 1923 nach den Plänen der beiden Architekten Theiss und Jaksch errichtet wurde. Durch die Siedlerbewegung, der sich vor allem Angehörige der unteren Mittelschicht, wie BeamtlInnen und EisenbahnerInnen, zugehörig fühlten, entstanden großräumige Flachbausiedlungen vor allem auch in den Randbezirken von Wien und Linz. Viele der Siedlungen wurden durch eigene Arbeitsleistung der SiedlerInnen errichtet. Mit zunehmendem Einfluss der Nationalsozialisten am Beginn der 30er Jahre und schließlich durch den Ausbruch des Zweiten Weltkriegs wurde der Siedlerbewegung ein jähes Ende gesetzt. Eigene Vorstellungen von Siedlungsanlagen im „Heimatstil“ wurden entwickelt und realisiert.

Wohn- und Siedlungsbau als Instrument politischer Propaganda

In der Zeit des Nationalsozialismus wurde der Wohn- und Siedlungsbau zum Instrument rassistischer Propaganda. Als Gegenleistung für ein Eigenheim verlangte man Gehorsam, Fleiß, Opferwille und bedingungslose Unterwerfung unter das Ideal der „Volksgemeinschaft“ (Weihsmann 1998, S.59). Hitler selbst war vorrangig nur an der Errichtung von Repräsentations- und Prestigeobjekten interessiert, der Bau von Siedlungen und ArbeiterInnenhäusern war nachrangig, wurde aber, nachdem er als geeignetes Mittel erkannt wurde, vermehrt zur politischen Propaganda gebraucht.

Im Gegensatz zur Repräsentationsarchitektur wurden die Wohnbauten nicht dem Vorbild alt-deutscher Bürgerhäuser im ländlich-rustikalen Stil errichtet. Jeweils regionale Besonderheiten wurden einbezogen und einheimische Baustoffe verwendet, um die heimatische Idylle noch besser vortauschen zu können.

Als Prototyp des deutschen Einfamilienhauses galt das alleinstehende Haus mit steilem Sattel- oder Walmdach, einem Stallanbau und einem ausreichend großen Nutzgarten zur Selbstversorgung und für Kleintierhaltung. Das Haus sollte emotionale Wärme ausstrahlen und traditionelle Werte aufweisen. Die Verwendung verschiedener ästhetischer Symbole hatte durchaus System und hatte ihre Entsprechung in verschiedenen Codes. Das Flachdach zum Beispiel stand symbolisch für „heimatloses Bauen“ und war als solches verhasst. (Weihsmann 1998)

Krems, Siedlung Lerchenfeld

Neben der rein propagandistischen Notwendigkeit entstand in Gebieten mit Stahlindustrie durch die Umrüstung für die Rüstungsindustrie ein vermehrter Wohnbedarf zur Ansiedlung der notwendigen Arbeitskräfte. Eines der bereits in Zusammenhang mit

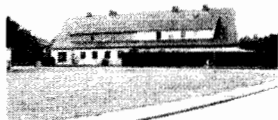
Repräsentation im Wohnbau besprochenen Objekte ist die Siedlung Lerchenfeld in Krems. Als eine der NS-Hochburgen, die bereits 1932 als erste Stadt Österreichs einen nationalsozialistischen Bürgermeister gewählt hatte, wurde Krems nach Kriegsausbruch zur Gauhauptstadt von „Niederdonau“ erklärt. Umfangreiche Planungstätigkeit war die Folge, aber nur wenige Projekte wurden tatsächlich realisiert. Erst nach der Umsiedlung der Schmidhütte Liezen KG nach Krems im Jahre 1942 begann man mit dem verstärkt notwendig gewordenen werkseigenen Siedlungsbau. Vom Eigentümer der Stahlwerke wurde die Gemeinnützige Donau-Ennstal Siedlungsgenossenschaft gegründet und mit dem Bau der Werksiedlung für UmsiedlerInnen aus der Steiermark betraut. Zwischen 1942 und 1944 wurde mit Hilfe von ZwangsarbeiterInnen, KZ-Häftlingen und Kriegsgefangenen die „Donau-Ennstaler Siedlung“ mit 226 Wohnhäusern, 450 Wohnungen, einer Schule, Geschäften und Gasthöfen errichtet.

Vor etlichen Jahren wurde der gesamte Stadtteil saniert und heißt heute „Lerchenfeld“. Wie die Beschreibungen im Abschnitt Repräsentation im Wohnbau zeigen, wurde mit der Sanierung der Wohnsiedlung auch die auf der Siedlung lastende Entstehungsgeschichte weitgehend bereinigt, und der Ortsteil präsentiert sich heute als liebevoll bewohnte und gestaltete Siedlung.

St. Valentin, Siedlungen Langenhart und Herzograd

Nach 1938, dem Anschluss Österreichs an das Deutsche Reich, wurde in St. Valentin das „Nibelungenwerk“ zur Fertigung von Panzern für die Wehrmacht errichtet. Neben dem Krupp Werk in Essen und dem Henschel Werk in Kassel war das Nibelungenwerk das dritte große Panzerwerk, in dem Panzer für das gesamte Dritte Reich hergestellt wurden. Die vorgesehene Produktion, die eine Fertigungskapazität von 320 Panzern pro Monat vorsah, wurde auch annähernd erreicht. Außerhalb des Fabrikgeländes entstanden die beiden reichseigenen Siedlungen Herzograd und Langenhart. Die Siedlung Herzograd mit 28 Doppelhäusern, Verwalterhaus, Gefolgschaftshaus, Kaufhaus und Direktionsvilla wurde von BeamtInnen und IngenieurInnen bewohnt. In der Siedlung Langenhart entstanden 1000 auf zwei Einheitstypen basierende Wohnungen für FacharbeiterInnen.

Beide Siedlungen sind soweit ersichtlich im ursprünglichen Zustand erhalten, selbst die Straßenbezeichnungen wurden bis heute nicht verändert und geben noch deutlich den Zusammenhang mit ihrer Entstehungsgeschichte wieder (z.B.: Siegfriedstraße, Kriemhildstraße, Hagenstraße).



Siedlung Langenhart

Herzograd, BeamtInnenwohnhaus

Waidhoten an der Ybbs, Raifberg

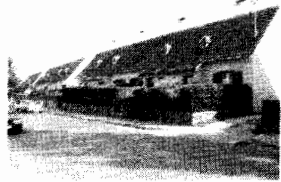
Einige weitere Volkswohnhäuser und kleinere Siedlungen wurden in Amstetten, Enzesfeld-Lindabrunn, Hirtenberg, St. Aegydt am Neuwald, Gmünd, Döllersheim und Zwettl errichtet. Größere Wohnhausanlagen entstanden nur dort, wo sich Rüstungsbetriebe angesiedelt

hatten oder bestehende Firmen auf die Rüstungsindustrie umgestellt wurden. Siedlungen in der Größenordnung von ca. 300–400 Wohnungen findet man in Berndorf, Ternitz, Traisen. Waidhofen an der Ybbs und Wiener Neustadt.

Dichtes Bauen als ökonomische Notwendigkeit (Wiederaufbau 1945–1955)

Nach Beendigung des Zweiten Weltkriegs stand der Wohnbau wieder unter starken wirtschaftlichen Zwängen. Große Wohnungsnot und enorme Zerstörungen in den Städten waren Motor für die verstärkte Wohnbautätigkeit. In möglichst kurzer Zeit und möglichst billig sollten viele neue Wohnungen entstehen oder zerstörte Gebäude wieder bewohnbar gemacht werden. Einfache, durchschnittlich zwei- bis dreigeschossige Wohnblöcke, die mehrere Wohnungen beherbergen, wurden errichtet. In fast allen größeren Städten Niederösterreichs findet man die in billigster Bauweise errichteten Wohnhäuser. Vielfach wurden sie in den letzten Jahrzehnten saniert, mit Wärmeschutzfassaden isoliert und erhielten einen neuen Anstrich.

Aus ökonomischen Gründen stellte sich selten die Frage, den großen Bedarf an Wohnhäusern in verdichteter Flachbauweise zu errichten. Dennoch findet man in kleineren, ländlichen Gemeinden einige Beispiele: In Retz zum Beispiel entstand auf dem Grundstück eines ehemaligen Barackenlagers die Misson-Siedlung, benannt nach dem Niederösterreichischen Mundardichter P. Josef Misson. Die Baracken wurden nach dem Krieg abgerissen und unter anderem von ArbeiterInnen und Angestellten einer nahegelegenen Gürkeneinlegerei im Selbstbau und nach einheitlichem Plan die Siedlung errichtet. Die Gemeinde Langenlois erbaute zwischen 1948 und 1949 vier reihenhausartige Wohnhäuser mit je vier Kleinwohnungen. Jede Wohnung hatte 45m² Wohnfläche, verfügte über einen kleinen Vorgarten, einen kleinen Hof, einen Schuppen und hatte einen direkten Zugang vom Freien.



Gmünd. Wohnblöcke aus der Nachkriegszeit

Misson Siedlung in Retz

Langenlois. Reihenhausiedlung

LITERATUR

Harlander Tilman: Hitlers sozialer Wohnungsbau 1940–1945. 1986

Harlander Tilman: Zwischen Heimstätte und Wohnmaschine. Wohnungsbau und Wohnungspolitik in der Zeit des Nationalsozialismus. Basel 1995

Weismann Helmut: Bauen unterm Hakenkreuz. Architektur des Untergangs. Wien 1998

Qualitäten und Kriterien der Akzeptanz

Im Folgenden wird versucht, jene Qualitätsmerkmale aufzulisten, die wesentlich darauf Einfluss nehmen, dass eine verdichtete Bauform auch als Alternative zum Einfamilienhaus als attraktiv bewertet wird. Alleine die Umsetzung der geforderten Kriterien kann sicher keinen Wandel zur völligen Akzeptanz einer dichten Bauweise bewirken. Dazu bedarf es darüber hinausgehender Überlegungen und Maßnahmen. Sie können aber ein erster Ansatzpunkt auf dem Weg zu einer ökologischeren und ökonomischeren Bauform sein.

Niederösterreich wird von ländlicher, kleinstädtischer Siedlungsstruktur dominiert, in die sich eine verdichtete Flachbauweise maßstäblich integrieren lässt. Einer Zersiedelung der Landschaft an den Stadträndern wird damit entgegengewirkt und der Baulandbedarf ist vertretbar. Abgesehen davon, dass eine verdichtete Bauweise an sich schon als ökonomischer und ökologischer zu bewerten ist, ist es möglich, Alternativenergie und biologische Baustoffe sinnvoll einzusetzen. Jede Wohneinheit kann einen direkten Kontakt zur Natur bieten und die BewohnerInnen finden genügend Möglichkeiten zur Identifikation sowie Räume und Flächen der individuellen Gestaltung und der Repräsentation. Als Alternative zum freistehenden Einfamilienhaus können in verdichteten Siedlungen Einrichtungen und Flächen für eine gemeinschaftliche Nutzung mit geplant werden und fördern so den sozialen Kontakt innerhalb der Siedlung. In einer gut angelegten Siedlung können Wohnwege, Wohnstraßen und Gemeinschaftsflächen als unmittelbare Erweiterung der Wohnungen genützt werden, sei es als Spielort für die Kinder oder als zusätzlicher Freiraum für die Erwachsenen. Wesentliche Kriterien für die Wahl des Einfamilienhauses als erstrebenswerte Wohnform sind: der direkte Zugang zum Freiraum, die Möglichkeit der individuellen Gestaltung und die Finanzierung über Eigenleistung. Diese Kriterien lassen sich bei geschickter Planung auch in der verdichteten Bauweise realisieren.

Lage

Noch immer viel zu wenig Aufmerksamkeit wird bei der Widmung und Parzellierung der geeigneten Lage für eine neu zu errichtende Siedlung zuteil. Nur wenn von Beginn an mitbedacht wird neue Grundstücke so zu parzellieren, dass für alle Gebäude eine optimale Orientierung zur Sonne möglich ist, können auch ökologische Bauweisen oder Niedrigenergiekonzepte sinnvoll eingesetzt werden. Für die Wohn- und Aufenthaltsräume ist eine ausreichende Besonnung und Belichtung auch in den Wintermonaten zu gewährleisten. Über das subjektive Wohlbefinden in hellen sonnigen Räumen hinausgehend, bringen zur Sonne orientierte Wohnräume eine erhebliche Energieeinsparung und ermöglichen passive und aktive Energiegewinnung.

Blick ins Freie

Helle, sonnige Räume mit uneingeschränktem Ausblick in die freie Landschaft wünschen sich vermutlich alle, aber nicht überall wird sich dieser Wunsch auch uneingeschränkt erfüllen lassen. Der Blick ins Freie ist nicht nur psychologisch, sondern auch physiologisch für das Wechselspiel zwischen An- und Entspannung des Augmuskels von Bedeutung. Mit der Einstellung des Auges zwischen nahen und fernen Zielen wird die Augenmuskulatur trainiert und die Sehkraft bewahrt. Es muss nicht immer nur der Ausblick in die Landschaft sein, auch markante Bauwerke oder Sehenswürdigkeiten eignen sich als attraktive Blickbeziehungen. Wesentlich für die Planung ist es ein vorausschauendes Gesamtkonzept für neue Siedlungsgebiete zu erstellen, bevor mit dem Bau einzelner Objekte begonnen wird. Vielfach wurde beobachtet, dass besonders in Einfamilienhaus-Neubaugebieten nur im geometrischen Raster Grundstücke parzelliert werden und Bebauungspläne zuerst einmal fehlen. Damit sind Fehlentwicklungen und gegenseitige Beeinträchtigungen vorprogrammiert. Nur eine vorausplanende Siedlungsentwicklung kann ermöglichen, dass für alle Bauten zumindest teilweise der Blick ins Freie möglich wird.

Einehbarkeit innerhalb der Siedlung

Verdichtet bauen heißt manchmal auch Kompromisse einzugehen und dort wo es wenig störend wirkt gegenseitige Einblicke zuzulassen, um dafür an anderer Stelle den freien Blick zu ermöglichen. Gute Siedlungen zeichnen sich dadurch aus, dass sie öffentliche und private Zonen in sich vereinen. Uneinsehbare Rückzugsorte in das Private sollen sowohl im Inneren des Gebäudes, aber auch in einem Teil des Freiraums möglich sein. Gleichzeitig hat man das Bedürfnis, sich nach außen mitzuteilen, sich darzustellen, man möchte gesehen werden. Dazu braucht es Orte, an denen die BewohnerInnen ihre Spuren hinterlassen können, sich zeigen können und wo sie von anderen gesehen werden. Am besten eignen sich dafür die Zugänge, Eingänge, Vorgärten und Vorplätze.

Abgrenzung zu den benachbarten Gebäuden

Die Art der Abgrenzung zu den benachbarten Gebäuden ist wesentlich davon bestimmt, wie die einzelnen Gebäude zueinander angeordnet wurden. Bei reihenhausartigen Siedlungen finden sich häufig Sichtschutzmauern als die effektivste Form. Versetzt angeordnete Häuser können Möglichkeiten bieten, da das angrenzende Gebäude die nötige Abgrenzung darstellen kann. Hofhäuser schließen einen privaten Freiraum ein, und das gesamte Gebäude grenzt sich von selbst nach außen ab. Dem Vorteil eines nicht einseharen Innenhofs beim Hofhaus, dem als grüne Oase auch alle Räume zugeordnet sein können, steht beim Reihnhaus ein freier Ausblick in die Landschaft gegenüber. Jeder neuen Siedlungsplanung muss die Frage der geeigneten Abgrenzung als Schutz vor gegenseitiger Beeinträchtigung zugrunde liegen und sie muss geeignete Lösungen anbieten.

Freiräume

Eine gute Siedlung braucht Freiräume unterschiedlichster Qualität von privat bis öffentlich. Häufig ist neuen Siedlungen als einziger öffentlicher Raum ein mit der Standardmöblierung eingerichteter Kinderspielplatz zugeordnet. Ein differenzierteres Angebot oder eine mehrfach nutzbare Freifläche wäre wünschenswert. Auch öffentliche Außenräume brauchen Raumcharakter. Reine Abstandsflächen werden nicht genutzt. Mittels Vegetation und raumgestaltenden Elementen können überschaubare Einheiten erzeugt werden, die für den Menschen die psychologische Bedeutung von Räumen erzeugen. Zugänge zu den einzelnen Wohneinheiten sind die Schnittstelle zwischen öffentlichem und privatem Raum. Sie sollten so ausgestattet sein, dass sie als Pufferzonen fungieren können. Hier muss es für die BewohnerInnen die Möglichkeit geben, sich nach außen zu repräsentieren und informelle Kontakte zu knüpfen. Die gelungensten Beispiele haben deutliche Vorzonen für die Zugänge sei es in Form von befestigten Flächen, kleinen Vorgärten oder Wohnwegen. Befestigte Flächen bieten gegenüber begrünten Vorgärten den Vorteil, dass sie für Kinder und Jugendliche eine zusätzliche Spielfläche darstellen können, während Vorgärten gerne zum reinen Abstandsgrün verkommen.

An der Privatheit der Eigengärten misst sich die Qualität jeder neuen Siedlung. Man will sich ins „Private“ zurückziehen können, ungestört sein und das auch an einem Ort im Garten und ins Freie. Die Notwendigkeit Garten voneinander mit hohen Hecken abzugrenzen besteht nur dann, wenn es an keiner Stelle des Gartens Rückzugsräume gibt.

Aus den Beobachtungen konnten wir ersehen, dass oft eine zurückversetzte uneinsehbare Terrasse, die direkt dem Wohnraum zugeordnet ist, als privater Freiraum ausreicht und bewirkt, dass die anschließenden Gärten zu den Nachbarn einsehbar belassen werden. Eine zumindest optisch zusammenhängende Grünfläche hat andere Erholungsqualitäten als viele durch Hecken in Streifen zerteilte Gärten.

Zum Garten gehört auch der Schuppen für die Gartengeräte. Wird er nicht von vornherein in die Planung einbezogen, sehen sich die BewohnerInnen veranlasst, mit Fertigprodukten aus diversen Baumärkten Abhilfe zu schaffen. Geräteschuppen können darüber hinaus die Funktion des Sichtschutzes gegen den Nachbargarten übernehmen.

Während es bei Reihenhäusern mit parallel liegenden Gärten am schwierigsten ist ungestörte Bereiche zu schaffen, stellt die Privatheit von Freibereichen bei Hofhäusern kein Problem dar. Zahlreiche Beispiele zeigen, dass bei überlegter Planung eine verdichtete Bauweise und die Wahrung einer Privatsphäre keinen Widerspruch darstellen.

Bei den Grundrissen wird ein flexibles und anpassungsfähiges Konzept am ehesten den Bedürfnissen der BewohnerInnen gerecht. Räume, die möglichst neutral und gleichwertig ausgebildet sind, lassen sich am leichtesten an geänderte Bedürfnisse und neue Nutzungen anpassen. Die Möglichkeit, ein Haus in unterschiedlichen Ausbaustufen zu errichten, bringt zusätzliche Flexibilität und damit Attraktivität. Erweiterungs- und Ausbaumöglichkeiten, die bereits im Konzept vorgesehen sind, könnten Abhilfe schaffen dagegen, dass viele Häuser von Beginn an viel zu groß gebaut werden.

Zusatzeinrichtungen und Nebengebäude

In unserer motorisierten Gesellschaft steht allem voran die Garage als notwendigste Zusatzeinrichtung. Vor- und Nachteile von Sammelgaragen am Siedlungsrand oder integrierten Garagen wurden im Zusammenhang mit der Erschließung schon erwähnt. Integrierte Garagen bieten darüber hinaus, sofern sie groß genug sind, die Möglichkeit als Hobbyräume Verwendung zu finden. Neben dem Auto können sie auch Stauraum für andere Gegenstände sein oder, wenn einmal kein Bedarf mehr an einer Garage besteht, als zusätzlicher Wohn- oder Arbeitsraum ausgebaut werden. Während Garagen noch selbstverständlich für jede neue Siedlung errichtet werden müssen, sind Geräteschuppen im Garten besonders bei den neueren Siedlungen schon eine Seltenheit.

Zusätzliche Gemeinschaftseinrichtungen innerhalb einer Siedlung fördern den Kontakt untereinander und tragen wesentlich zu einem konfliktfreieren Klima bei. Wer miteinander im Gespräch ist, bringt viel mehr Verständnis füreinander auf, wenn es zum Beispiel einmal etwas lauter zugeht. Gerade verdichtete Siedlungen sollten verschiedenste Berührungspunkte für soziale Kontakte bieten. Wohnen könnte viel mehr wieder als „soziale Gruppe“ funktionieren, in der ein gutes Verhältnis zwischen Nähe und Distanz herrschen kann, nicht als Zwang, sondern als freies Spiel.

Bauweise

Ob Massivbau, Holzbau oder eine Mischbauweise hat wenig Einfluss auf die Wohnqualität und die Attraktivität einer Siedlung. Immer wichtiger aber wird vielen BewohnerInnen eine ökologische und energiesparende Bauweise. Einer ressourcenschonenden und ökologischen Bauweise ist in naher Zukunft sicher vermehrtes Augenmerk zu schenken. Zu vermeiden sind allerdings Tendenzen wie man sie in letzter Zeit beobachtet, nur über die Bezeichnung „Ökosiedlung“ oder „Ökodorf“ einen größeren InteressentInnenkreis anzusprechen, tatsächlich aber kaum ökologische Ansprüche zu erfüllen. Bei genauerer Betrachtung handelt es sich dabei manchmal um eine konventionelle Bauweise mit außen angebrachter Holzverschalung und einem angelegten Feuchtbiotop als ökologisches Aushängeschild.

Standortqualität: Entfernung zum Stadtzentrum, Geschäfte, Schulen u.a.

Gerade für verdichtete Siedlungen ist eine direkte Anbindung an einen Orts- oder Stadtkern unerlässlich. Die Entfernung zu Geschäften, Schulen und öffentlichen Einrichtungen sollte nach Möglichkeit eine Entfernung von 1000 Metern oder entsprechend einem Fußmarsch von 15 bis 20 Minuten auf keinen Fall überschreiten. Sind die Wohngebiete zu weit vom Stadtzentrum entfernt, bedeutet dies einen erheblichen Mehraufwand für die Erledigung der alltäglichen Wege und ist mit Schwierigkeiten verbunden, sofern ein Auto nicht leistbar ist. Auch in Hinblick auf eine nachhaltige Stadtplanung ist es zu vermeiden, dass man für die Erledigung der alltäglichen Wege auf das Auto angewiesen ist.

Standortqualität: Entfernung zur überregionalen öffentlichen Verkehrsanbindung

Gerade für Niederösterreich, das nicht nur in den Ballungsgebieten rund um Wien einen starken PendlerInnenverkehr zwischen Wien und dem Umland aufweist, erscheint es unerlässlich bei der Planung neuer Siedlungsgebiete auch eine optimale Anbindung an das nächstliegende öffentliche Verkehrsnetz mit zu überlegen. So wird mit neuesten Untersuchungen die Sinnhaftigkeit von Ökosiedlungen in exponierten Lagen in Frage gestellt, wenn dadurch, dass man für jegliche außerhäusliche Erledigung auf das Auto angewiesen ist, die Umwelt durch ein vermehrtes Verkehrsaufkommen belastet wird. Bedingt durch die frühe Industrialisierung verfügt Niederösterreich im Vergleich zu anderen Bundesländern über ein äußerst dichtes Bahnnetz. Insofern erscheint es nur sinnvoll, dieses auch zu nutzen und bei der Widmung von Bauland auch eine Anbindung an das öffentliche Verkehrsnetz als Voraussetzung zu sehen.

Haustyp

Die Wahl zwischen Reihenhaus, Hofhaus oder einer Mischform unterliegt keiner hierarchischen Ordnung. Das Reihenhaus ermöglicht schichtweise Übergänge von öffentlichen zu privaten Räumen und orientiert sich nach außen. Fassaden können zur Sonne orientiert sein oder einen besonders reizvollen Ausblick in die Landschaft bieten. Hofhäuser sind introvertiert und bieten mit einem geschützten Innenhof eine besondere Qualität der Privatsphäre. Mischformen können vielfältig sein. Im Idealfall vereinen sie alle Vorteile der vorangegangenen Typen in sich. Während der Gebäudetyp des Reihenhauses und einer linearen Struktur eine sehr ökonomische Grundstücksausnutzung ermöglicht, haben Hofhaustypen einen größeren Bedarf an verbauter Fläche. Um die Uneinsehbarkeit und die ausreichende Belichtung und Besonnung der Freiräume zu erhalten, werden Hofhäuser meistens nur eingeschossig errichtet, aber auch Wohnhäuser mit bis zu drei Geschossen wurden bereits realisiert. Nachdem eine zunehmende

Individualisierung der Gesellschaft Platz greift und dafür ein introvertierter Gebäudetyp eher attraktiv erscheint, ist für hinkünftige Entwicklungen anzunehmen, dass vor allem der Weiterentwicklung einer Hofhaustypologie vermehrtes Augenmerk geschenkt werden sollte. Dazu gibt es bereits vielfältige Beispiele und Vorbilder vor allem auch international.

Siedlungsstruktur

Während bei Reihentypen meistens eine klare Vorder- und Rückseite definiert wird, sind alle Fassaden bei einer Hofhaustypologie gleichwertig. Zugänge und Anordnung der Gebäude zueinander können unterschiedlich gelöst werden. Die Vorteile der einzelnen Typologien sind im wesentlichen identisch mit denen der Gebäudetypologie. Alle Haustypen lassen sich sowohl in Reihen als auch flächig zueinander anordnen. Die Auswahl der Siedlungsstruktur kann sicher nur in Zusammenhang mit der vorherrschenden Topographie und des vorhandenen Grundstückes getroffen werden. Vielfach beobachtete Versuche, in neuen Siedlungen wieder einen dörflichen Charakter zu erzeugen, indem die Gebäude um einen „modernen Anger“ gruppiert werden, erscheinen in den beobachteten Beispielen aufgesetzt und wenig adäquat. Gerade in geeigneten Siedlungsstrukturen für eine verdichtete Bauweise, die über die einfache Aneinanderreihung von Gebäuden hinausgehen soll, liegt noch ein großer Bedarf an Forschung und Weiterentwicklung zu einem qualitativen Variantenreichtum.

LITERATUR

- Bott Helmut, Haas v. Volker: Verdichteter Wohnungsbau. Stuttgart. 1996
- Dittsamer Rudolf, Figthuber Gernot, Uhl Ottokar (Hrsg.): Wohnen. Ein Handbuch. Wien 1984
- Gieselmann Reinhard (Hrsg.): Prolegomena. Grundrissatlas Flachbau. Wien 1987
- Gräsel Wolfgang: Verdichteter Flachbau. Studie im Auftrag der Zentralsparkasse und Kommerzbank Wien. Wien 1983
- Lischner Renate Karin: Siedlungsformen der Zukunft. Individuelles verdichtetes Wohnen. Bern 1985
- Peters Paulhans, Henn Ursula: Das Reihnhaus. Siedlung – Zeile – Baulücke. München 1985
- Peters Paulhans (Hrsg.): Neue Atriumhäuser. Baumeister-Querschnitte Bd.3. München 1967
- Schramm Helmut: Horizontale Verdichtungsformen im Wohnbau. Institut f. Wohnbau und Entwerfen. TU Wien 2000
- Walchhofer Hans Peter: Ressourceneffiziente Bebauungsstrukturen. Dissertation TU Wien 1999



WERKBUNDSIEDLUNGEN



Josef Hoffmann



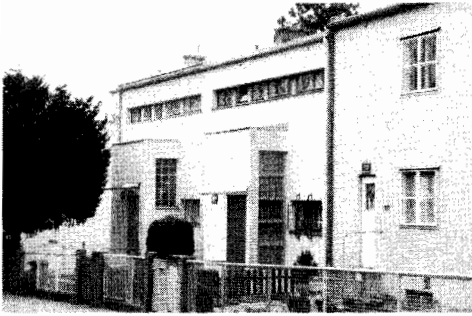
Gerrit Th. Rietveld

In den Jahren zwischen 1927 und 1932 entstanden in Stuttgart, Brünn, Basel, Zürich, Breslau, Prag und schließlich in Wien modellhafte Siedlungen, die, bevor sie verkauft oder vermietet wurden, mit musterhaften Einrichtungen der Öffentlichkeit als Ausstellungen präsentiert wurden. Diese Ausstellungen modellhafter Siedlungen sollten die Grundsätze modernen Wohnens an ein breites Publikum vermitteln und die zukünftigen BewohnerInnen von einem „Neuen Wohnen“ des 20. Jahrhunderts überzeugen. Die innerhalb von wenigen Jahren errichteten Versuchssiedlungen wurden als Experimentierfeld aufgefasst: man experimentierte mit Konstruktionen und Materialien, mit Wohnungsgrößen, Haushaltsformen, Typologien, Wohnungsorganisationen und letztlich mit der Möblierung der Wohnungen und Häuser. Werkbundsiedlungen unterschieden sich vor allem dadurch von anderen Wohnungsbauvorhaben, als sie weniger Lösungen für den Massenwohnungsbau entwickelten, als vielmehr versuchten, möglichst viele verschiedene Wohnungstypen für Einzel- oder Reihenhäuser und kleine Apartmentblocks auszutesten. Und im Gegensatz zu herkömmlich beauftragten Wohnbauvorhaben wiesen Werkbundsiedlungen für die Architekten und wenigen Architektinnen einen erhöhten Freiheitsgrad in der Planung auf.

So entstand etwa 1927 auf Anregung des Deutschen Werkbundes eine der wohl bedeutendsten Siedlungen der 20er Jahre, die Stuttgarter Werkbundsiedlung am „Weißenhof“, eine Modellsiedlung, bestehend aus 60 Wohneinheiten unter der Gesamtplanung und künstlerischen Oberleitung des deutschen Architekten Ludwig Mies van der Rohe. Aus ganz Europa wurden Architekten eingeladen, in dem Ensemble entweder freistehende Häuser, Doppelhäuser, Reihenhäuser oder Apartments zu entwickeln. Walter Gropius aus Deutschland

etwa plante ein Fertigteilhaus mit minimalem Flächenbedarf, Mies van der Rohe selbst entwarf den Apartmentblock, in dem die Wohnungen bis auf wenige Fixpunkte flexibel aufteilbar waren, und Le Corbusier aus Frankreich etwa plante Häuser, die in ein „Taghaus“ und ein „Nachthaus“ mit jeweils unterschiedlicher Nutzung verwandelbar waren. 1929 entstand in Basel eine ähnliche, vom Werkbund initiierte Kleinhauussiedlung, die 1930 einen Monat lang ausgestellt wurde, kurz danach wurde die vorbildliche Siedlung „Neubühl“ bei Zürich fertiggestellt, 195 Wohneinheiten in Reihenhäusern, Apartments und Laubenganghäusern, und 1932 entstand in Prag die Siedlung „Baba“, angeregt durch den Böhmisches Werkbund, eine weitläufige Anlage aus villenähnlichen Einzelhäusern. 1930 schließlich sollte auch in Wien eine solche Versuchssiedlung entstehen. Für verschiedene Grundstücke wurden bereits Planungen begonnen, bis schließlich im April 1930 mit einem spitzwinkligen Grundstück im 13. Bezirk zwischen Jagdschloßgasse und Veitinger Straße der endgültige Bauplan beschlossen wurde. Unter der Leitung des Wiener Architekten Josef Frank entstand eine Siedlung aus 70 verschiedenen Häusern mit 3 ½ bis 5-Zimmer-Wohnungen. Neben dem Lageplan legte Josef Frank die Konstruktion aus zweischaligem Mauerwerk mit Beton- oder Holztrammeden sowie einzelne Elemente der Fassaden und Außenanlagen fest, um die unterschiedlichen Haustypen formal zusammenfassen zu können: eine einheitliche, glatte Behandlung der Fassade, flache Dächer, runde Stahlrohre als Treppengeländer und einheitliche Zäune.

Für die Durchführung der einzelnen Häuser wurden mehr als dreißig in- und ausländische ArchitektInnen eingeladen, Entwürfe einzureichen. Neben heimischen ArchitektInnen wie etwa Grete Schütte-Lihotzky,



Ernst A. Plischke



Julius Jirasek

Adolf Loos, Josef Hoffmann, Oswald Haerdl et cetera wurden etwa Richard Neutra aus den USA, André Lurçat aus Frankreich, Hugo Häring aus Deutschland und Gerrit Rietveld aus Holland zugeladen. Die meisten der Häuser waren zwar weniger spektakulär gebaut als jene in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung, sie versuchten jedoch, auf kleinstem Platzangebot maximale Raumqualität zu erreichen.

Die beiden Häuser etwa, die Adolf Loos in der Wiener Siedlung als Reihenhäuser plante, zeigen ein Musterbeispiel für knappste Grundstücksverbauung und erhöhte Wohnqualität zugleich. Die beiden Häuser besetzten lediglich 33m² Grundstücksfläche, die eingeschobene Zwischengalerie und die Andeutung an einen „Raumplan“, in dem man sich über verschiedene Ebenen in einer Kreisbewegung durch das Haus bewegt, lassen die kleinen Häuser mit nur je 93 m² Wohnfläche auf drei Ebenen großzügig und nahezu weitläufig erscheinen.

Otto Kapfinger und Adolf Krischanitz, die gemeinsam Mitte der 80er Jahre ein vorbildliches Renovierungskonzept entwickelten, beschrieben in der Dokumentation dieser Renovierung die Intention der Siedlung folgendermaßen:

„Die Werkbundsiedlung war der idealistische Versuch einer Gruppe von kulturell und architektonisch Engagierten, von bürgerlich Intellektuellen, die dem Sozialismus teilweise sehr nahe standen, die ihre Vorstellungen aber nicht zu einer offiziellen Linie durchsetzen konnten, die wie Josef Frank in der Siedlerbewegung prägende Erfahrungen gemacht hatten und diese nun unter günstlichen, personellen Umständen noch einmal als ein „Gegenbild im Nachhinein“ verarbeiten und darstellen konnten.“

(Kapfinger/Krischanitz 1985. S. 44)



Oskar Wlach

Auch in den Reaktionen der Fachpresse, die weitaus weniger kritisch ausfielen als etwa jene über die spektakuläre Stuttgarter Siedlung, wurden vor allem die räumlichen Qualitäten der einzelnen Häuser hervorgehoben. Und wirklich: Bis heute bestechen die einfachen, glatten Fassaden, die teils doch mutig hervorgehobenen Bauteile wie Treppenhäuser und Vordächer, aber vor allem wohl die liebevolle Detaillierung und kleinräumliche Nähe, die Kleinstbalkone und Vorgärten, die sorgsamste Anordnung von Türen und Fenstern, die großartigen, weil zurückhaltenden Farbkonzepte und das schlichte Nebeneinander, das von Ähnlichkeit und Individualismus zugleich zeugt, und dies fern jeder Gleichförmigkeit.

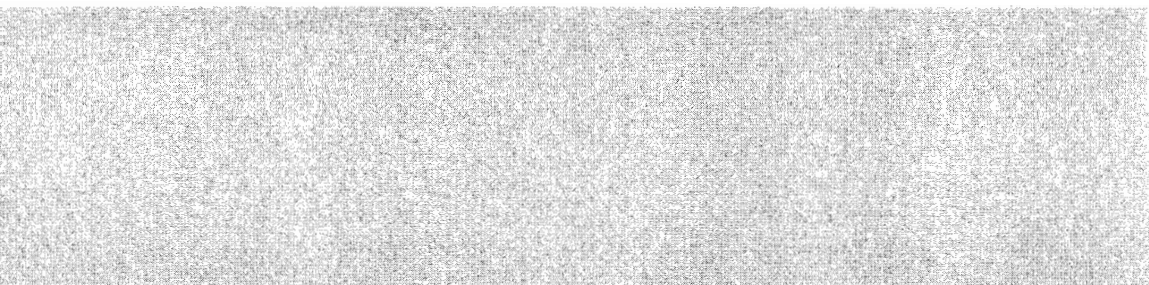
SABINE POLLAK

LITERATUR

Kapfinger Otto, Krischanitz Adolf : Die Wiener Werkbundsiedlung. Dokumentation einer Erneuerung. Wien 1985,

ABBILDUNGEN

Reihenhäuser in der Werkbundsiedlung Wien



MINIMALHÄUSER

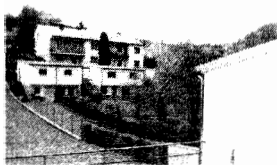
KURZFASSUNG

Die Bauweise der ersten Epoche nach dem Zweiten Weltkrieg ist geprägt von einfachen und schmucklosen Baukörpern. Wohnen wird reduziert auf eine notwendige Behausung. Mit dem Ziel Baukosten zu minimieren wird mangelnde Qualität akzeptiert.

Formal unterscheidet sich der Wohnbau nach 1945 nicht von jenem in den Jahren davor. Ein durchgängig konservativer Baustil, kompakte einfache Baukörper mit Steildach und Standardgrundriss prägen die Baulandschaft. Erst mit der gesellschaftlichen Aufbruchsstimmung in den 60er Jahren beginnt langsam wieder ein Umdenken. Man besinnt sich wieder auf die Architektursprache der Moderne der Vorkriegszeit und es setzen sich auch vermehrt moderne Lösungen durch. Auf der Suche nach zeitgemäßen Lösungen richtet sich der Blick nach Amerika, aber auch nach Schweden und Holland. Selbst das Flachdach wird wieder aus der Verbannung befreit und geduldet.

Im Folgenden wurden zwei Beispiele ausgewählt, die beide versuchen, in dieser ersten Epoche der Nachkriegszeit adäquate Wohnraumlösungen auf minimalem Raum anzubieten.





Reihenhauszeile mit davor liegenden
Garagen und Schuppen

Privatgärten

Thujenhecken zwischen den Gärten

Objekt

Böhlerwerk, Sportplatzstraße

Baujahr: 1957–1959

Planung: ArchitektInnen W.T. Windprechtiger – Ketterer

Grundfläche je Einheit: 214,5m²

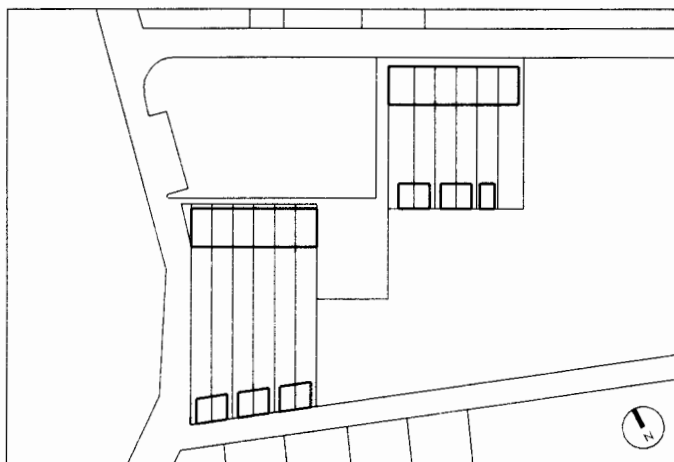
Verbaute Fläche: 55m²

Wohnnutzfläche: 87,2m²

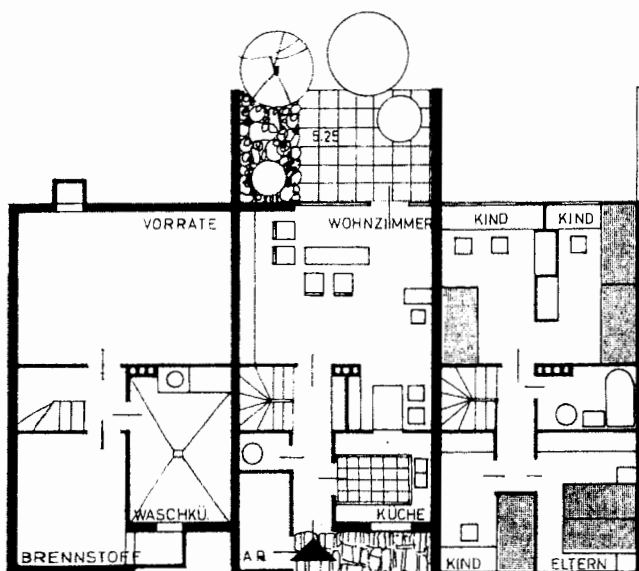
KG: 44,1m²

Private Freiräume: 154m² Garten

Nebengebäude: Garage und Schuppen gartenseitig



Lageplan 1:2000



Grundriss 1: 200

Die gesamte Siedlung besteht aus drei Baukörpern, zwei parallel versetzt zueinander liegenden Reihenhaustypen und einem quer dazu stehenden dreigeschossigen Mietwohnhaus. Beim Mietwohnhaus wurde versucht, in gestapelter Form die Vorteile des Reihenhauses zu übernehmen, indem ebenerdigen Wohnungen mit direktem Zugang von außen zweigeschossige Wohneinheiten aufgesetzt wurden. Die beiden niedrigeren Reihenhaustypen sind gartenseitig leicht verschwenkt südorientiert. Von den Wohnräumen aus blickt man in den eigenen Garten. Die Umgebung ist nur sehr locker verbaut und ermöglicht so Ausblicke in alle Richtungen und in die umgebende Landschaft. Innerhalb der Siedlung ist die Einsehbarkeit zumindest in den Privatgärten nicht optimal gelöst. Durch die schmalen Parzellen liegen die Gärten sehr dicht nebeneinander und eine gegenseitige Beeinträchtigung ist anzunehmen. Dafür sind die Wohnungen untereinander nicht einsehbar, auch nicht von den umliegenden Gebäuden.

Zwischen den angrenzenden Wohneinheiten ist architektonisch kein Sichtschutz vorgesehen. Aus alten Ansichten ist zu entnehmen, dass ursprünglich lediglich eine niedrige Holzriegelwand direkt vor den Wohnräumen einen geschützten Sitzplatz im Freien begrenzen sollte. Private Freiräume in den Gärten wurden erst durch die Errichtung von massiven Thujenhecken erreicht. Gut gelöst sind hingegen die in eine Nische versetzten Eingänge, die gemeinsam mit dem davor liegenden Weg eine halböffentliche Zone bilden. Der Zugang zu den Wohnungen erfolgt über diesen nicht befahrbaren Wohnweg. Die Grundrisse sind für die Kleinheit der Wohnfläche optimal gelöst. Mit geschickter Anordnung und Nischenbildung war es sogar möglich im Obergeschoss vier gleichwertige Räume zu schaffen. Ausbau- und Erweiterungsmöglichkeiten sind nicht vorhanden. Das Gebäude ist zur Gänze unterkellert und bietet jeder Wohneinheit vom Gebäudeinneren zugängliche Keller-räumlichkeiten. Eine Garagen- und Schuppenzeile am gegenüber liegenden Ende der Gärten ergänzt das Angebot an Auslagerungs- und Abstellflächen. Die beiden Reihenhauszeilen sind in Mischbauweise errichtet, Keller und Erdgeschoss in Massivbau und das Obergeschoss in einer Holzbauweise. Jeweils sechs Häuser sind zu einer Reihe aneinander gebaut. Typologisch ist die Siedlung eindeutig dem Reihenhaustyp zuzuordnen.

Sie liegt in fußläufiger Entfernung zum Ortszentrum, Geschäften, Schulen und auch der Bahnhof ist in weniger als zehn Minuten Fußweg zu erreichen.

Gesamt betrachtet besticht das Objekt durch seine unscheinbare Erscheinung und seinen ökonomischen Umgang mit der verbauten Fläche. Durch das mannigfaltige Angebot an Nebenräumen und Abstellflächen war es möglich die tatsächliche Wohnfläche gering zu halten.



Eingänge



eingangsseitige Ansicht



Objekt

Mauer. Hauptplatz

Baujahr: 1957–1958

Planung: Architekten F. Fehringer, H. Prader

Grundfläche je Einheit: ca. 174m²

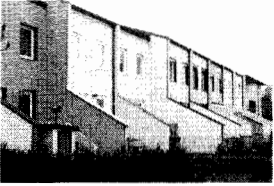
Verbaute Fläche: 47,5m²

Wohnnutzfläche: 81,79m²

KG: 37,32m² DG: 40,57m²

Private Freiräume: ca. 100m² Garten, 20m² Vorgarten, 4,96m² Terrasse

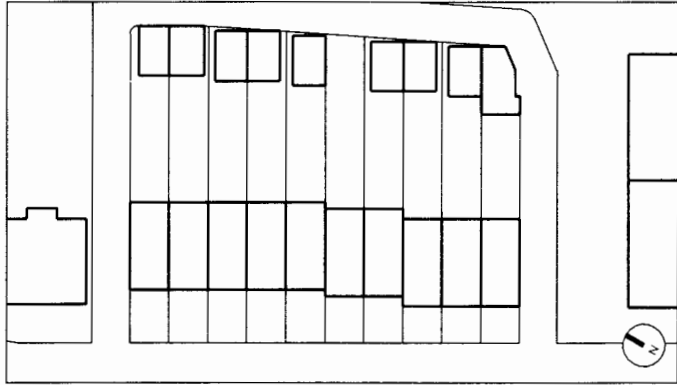
Nebengebäude: Garage und Schuppen am Ende der Gärten



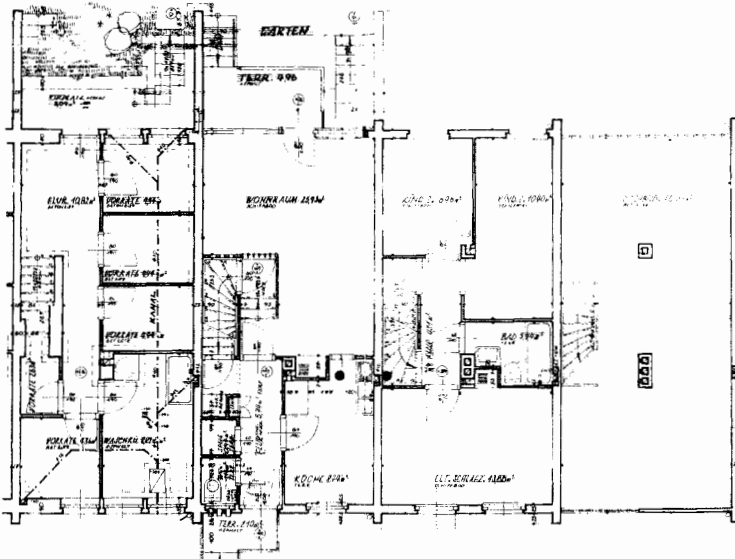
Fassade zum Hauptplatz

gartenseitige Ansicht mit begrenzenden Sichtschutzmauern

offene Vorgärten und Eingänge



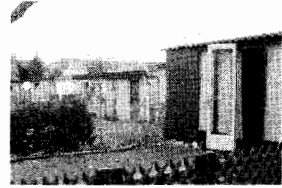
Lageplan 1:1000



Grundriss 1:200

Die für Niederösterreich sehr untypische Siedlung in Mauer bei Amstetten entstand auf Initiative einiger Beschäftigter des nahe gelegenen Krankenhauses. Aufgrund ihrer auffallenden Erscheinung wird die Siedlung im Ort als Schwedensiedlung bezeichnet. Die Gebäudezeile liegt direkt am Hauptplatz von Mauer. Küche und Elternschlafzimmer sind zum Hauptplatz hin orientiert. Wohnraum und Kinderzimmer bieten einen freien Ausblick zum Garten und dem dahinter liegenden unverbauten Grundstück. Die Wohnungen sind gegenseitig nicht einsehbar. Auch zur umliegenden Bebauung wird nach hinten zu durch die langgestreckten Gärten und nach vorne durch den Hauptplatz genügend Distanz geschaffen, um eine Privatsphäre zu ermöglichen. Die parallel liegenden Gärten sind zwar sehr schmal, aber eine abgeschirmte Terrasse ermöglicht Privatatmosphäre auch im Freien. Leicht abgeschrägte, geschosshohe Sichtschutzmauern begrenzen für jede Wohneinheit einen Vorplatz und eine über dem Gartenniveau liegende Terrasse. Die Gärten sind nur durch Maschenzäune voneinander getrennt. Zum Hauptplatz hin schaffen offene Vorgärten als halböffentliche Zonen eine Distanz zum öffentlichen Raum. Von dort erreicht man über Stufen einen überdachten Vorplatz und den Zugang zu den einzelnen Wohneinheiten. Zum Garten hin betritt man vom Wohnraum aus auf gleicher Ebene die uneinsehbare Terrasse. Im Niveau etwas unterhalb der Terrasse wiederum liegen die Eigengärten. Gesamt ergibt sich dadurch ein breites Spektrum an unterschiedlich nutzbaren Freiräumen. Für die extrem schmalen Parzellen von nur 4,75m bietet sich nur eine längs zu einer Seitenwand liegende Treppe als sinnvolle Lösung der Erschließung. Damit ergeben sich im Obergeschoss drei Zimmer von etwas ungleicher Größe. Wohnraum, Küche und der Abgang zum Keller liegen im Erdgeschoss. Der Grundriss ist stark vordefiniert. Eventuell gibt es im Dachgeschoss die Möglichkeit, noch einen zusätzlichen Raum, allerdings nur mit einer Raumhöhe von maximal 2,20m, auszubauen. Neben diversen Keilerräumlichkeiten sind Garagen und Schuppen, die eine besondere Aufmerksamkeit verdienen, als Nebenräume vorgesehen. Die Zufahrt zu den Garagen erfolgt über einen Weg. Während die Garagen wegseitig befahrbar sind, liegen direkt an ihrer Rückseite die gartenseitig nutzbaren Schuppen. Die gesamte Reihenhausanlage mit zehn Wohneinheiten ist in Massivbauweise errichtet. Sowohl zum Ortszentrum als auch zur nächstgelegenen Bahnhaltestelle sind es nur wenige Minuten.

Nicht nur durch die ortsübliche Bezeichnung, auch von ihrem Erscheinungsbild her erinnert die Siedlung durch ihre dichte Bauweise an holländische oder schwedische Vorbilder.



Garagen und Schuppenzeile

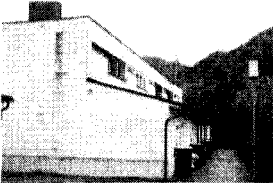
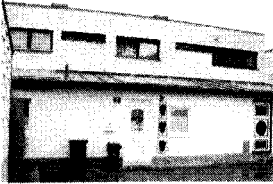
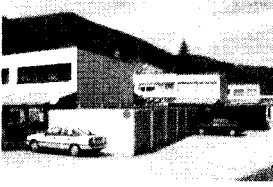
Privatgärten



DIE GEWAGTEN 68ER

Selbst im Wohnbau ist rund um die 68er Jahre die gesellschaftliche Aufbruchsstimmung mit mehr Mut zu neuen Formen und eine Abkehr von traditionellen Werten zu bemerken. Noch immer steht ein sparsamer Umgang mit Bauland und eine kostengünstige Bauweise im Vordergrund, aber zunehmend versucht man auch ein Augenmerk auf gesteigerte Wohnqualität zu legen. Die errichteten Siedlungen werden durchwegs als geschlossene, flächig angelegte Einheiten konzipiert. Zugänge zu einzelnen Wohneinheiten erfolgen über nicht befahrbare Wohnwege. Garagen liegen außerhalb der eigentlichen Wohnsiedlung. Die gängige Form der Verdichtung ist die in OW-Richtung verlaufende Reihenhauszeile mit großzügiger Vorzone im Eingangsbereich und südseitig gelegenen Eigengärten.

Verhältnismäßig differenziert wird versucht eine geeignete Siedlungsform zu finden, die gleichwertige Wohnsituationen schafft. Drei innovative Beispiele wurden ausgewählt, um jeweils für sich ihre Qualitäten und Lösungen für Probleme in der verdichteten Bauweise aufzuzeigen.



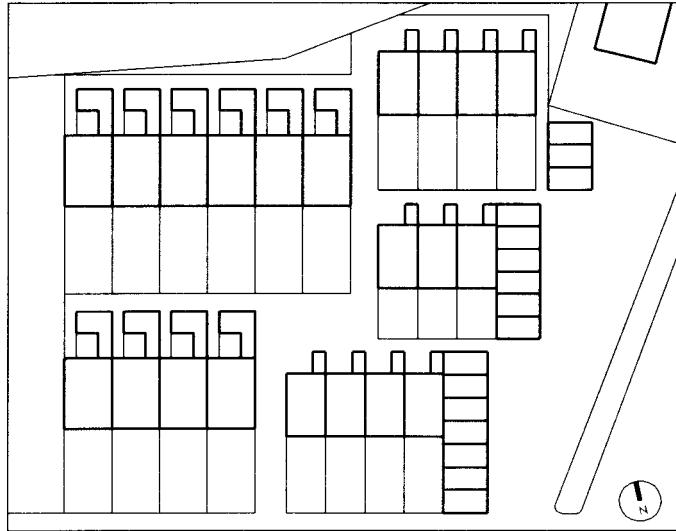
Reihenhausiedlung Schrambach

Eingänge mit ausgebauten
Vorräumen

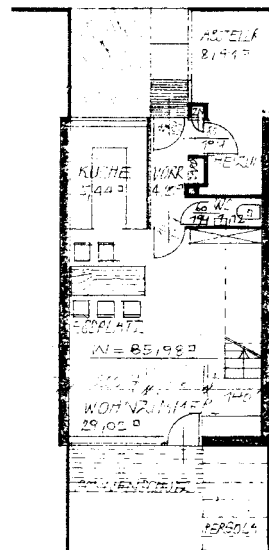
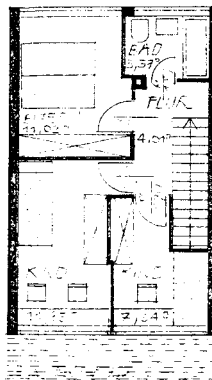
Wohnweg durch die Siedlung

Objekt

Schrambach Bergkrappengasse

Baujahr: 1967**Planung:** Baumeister Josef Lux und Sohn**Grundfläche je Einheit:** Typ A: 176,68m²; Typ B: 118,13m²**Verbaute Fläche:** Typ A: 63,10m²; Typ B: 47,25m²**Wohnnutzfläche:** Typ A: 124,54m²; Typ B: 85,98m²**Private Freiräume:** ca. 75m² / 65m² Garten, 10m² / 6m² Hof**Nebengebäude:** Garagen und Abstellraum im Freien

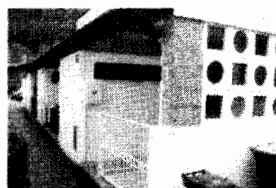
Lageplan 1:1000



Grundriss 1: 200

Eines der bemerkenswertesten Objekte des verdichteten Wohnbaus ist diese Siedlung in Schrambach, einem kleinen Ort südlich von Lilienfeld. Die streng in OW-Richtung verlaufenden Häuserzeilen bilden eine dichte Siedlung. Durch diese extreme Verdichtung ist ein Ausblick ins Freie über die Gärten hinaus oft nur indirekt möglich. Auch die Einsehbarkeit innerhalb der Siedlung ist teilweise gegeben, scheint aber die BewohnerInnen nicht allzu sehr zu beeinträchtigen. Die gesamte Siedlung liegt umgeben von einer sehr schönen Landschaft in einem nur spärlich verbauten Gebiet. Von Seiten der Planung sind keine aufwendigen Maßnahmen zur Abgrenzung und zum Sichtschutz zu erkennen, lediglich die Zeilen wurden parallel zueinander so angeordnet, dass die Wohnräume nicht gegenseitig einsehbar sind. Es gibt drei Grundrisstypen mit unterschiedlicher Größe. Sie reichen von 86m² bis zu 125 m² Wohnfläche. Im Eingangsbereich neben dem Abstellraum war ursprünglich ein kleiner Vorgarten vorgesehen, der aber inzwischen von vielen BewohnerInnen als zusätzliche Wohnfläche ausgebaut wurde. Der größere Grundrisstyp zeigt einen vom winkelförmigen Abstellraum eingeschlossenen Innenhof. Wie weit er noch als solches vorhanden ist oder ebenfalls bereits zu einem zusätzlichen Wohnraum ausgebaut wurde, war nicht ersichtlich. Nachdem er durch den dazwischen liegenden Abstellraum räumlich getrennt vom Nachbargrundstück ist, wäre er ein optimaler uneinsehbarer Privatraum im Freien, allerdings mit dem Nachteil der Nordlage. Als nutzbarer privater Freiraum bietet sich der Garten an. Eine überdachte Terrasse ist als Erweiterung des Wohnraums in den Garten vorgesehen und liegt in einer Ebene mit diesem. In der Siedlung selbst findet man nur gepflasterte Gehwege, die als halböffentliche Bereiche den Bewegungsraum erweitern. Die Anordnung der Räume in den Grundrissen unterscheidet sich nicht wesentlich von den übrigen Projekten. Alle Gebäude sind nicht unterkellert und bieten als Alternative einen großen Abstellraum im Eingangsbereich, der teilweise sowohl von außen als auch direkt vom Haus aus zu betreten ist. Manche BewohnerInnen haben sich zusätzliche Holzschuppen im Garten aufgestellt. Die Straße führt peripher an der Siedlung vorbei. Garagen befinden sich am Siedlungsrand. Die in Massivbauweise errichtete Siedlung liegt direkt beim Bahnhof.

Als ausgeprägter Reihenhaustyp besticht die Siedlung durch ihre dichte und vermutlich sehr kostengünstige Bauweise, sowie durch ihre klare und konsequente Gestalt. Inmitten von traditionellen Bauformen kann die Wahl einer Flachbauweise in diesem kleinen Ort als besonders mutig angesehen werden.



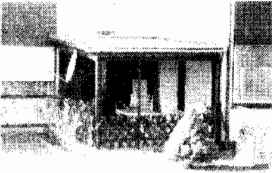
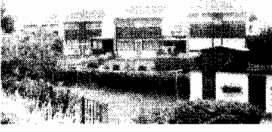
Privatgarten

offene Eingangsbereiche



Objekt

Ternitz, C.F. Rüggersiedlung



unterste Reihenhauszeile mit freiem Blick zur Schwarza

Sitzplatz im Freien

Garagen außerhalb der Siedlung

Baujahr: 1968

Planung: Architekt Josef Müller

Grundfläche je Einheit: ca. 250m²

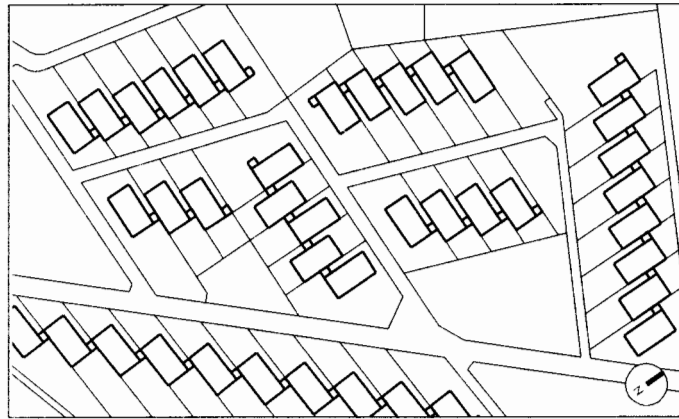
Verbaute Fläche: ca. 90m²

Wohnnutzfläche: 93,16m²

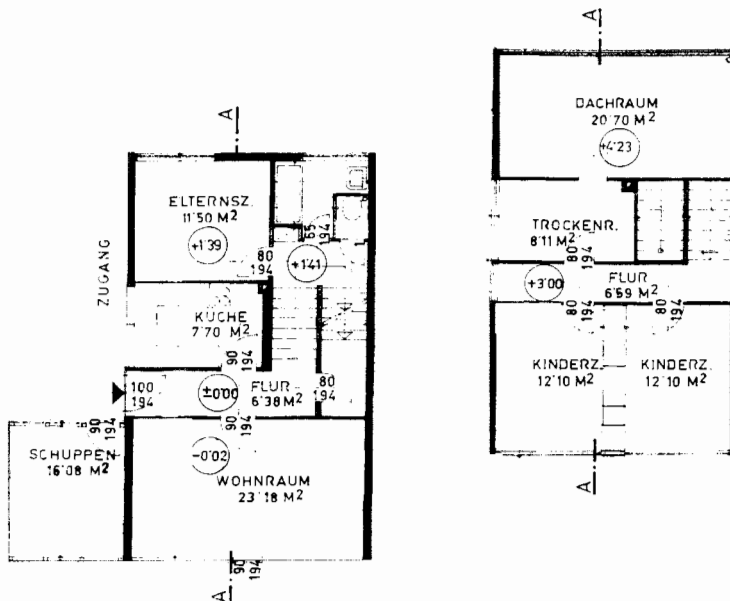
KG: 19,76 DG: 20,70m²

Private Freiräume: ca. 100m² Garten und 50m² Vorgarten

Nebengebäude: Garage am Siedlungsrand, Schuppen



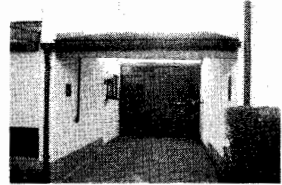
Lageplan 1:2000



Grundriss 1:200

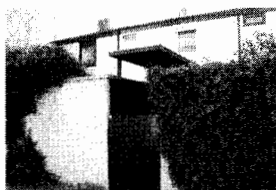
Die Siedlung, bestehend aus 41 Einfamilienhäusern, wurde für Firmenangehörige der Semperit-Werke in Wimpassing errichtet. In NS- als auch in OW-Richtung aneinander gereiht wurde genau darauf bedacht genommen allen Eigengärten eine sonnige Lage zu ermöglichen. Einen bevorzugten Ausblick vom Wohnraum haben die Wohnhäuser der äußersten Reihe. An ihnen führt nur ein kleiner Fußweg vorbei, ansonsten ist der Blick frei zur Flusslandschaft der Schwarza. Innerhalb der Siedlung sind teils die Gärten zueinander gerichtet und schaffen so genügend Distanz, um allen einen Ausblick in einen Grünraum zu ermöglichen und vor allzu direkten Einblicken zu schützen. Durch die versetzte Gebäudestellung und dazwischenliegende Schuppen ergibt sich zu den seitlich angrenzenden Gebäuden eine Pufferzone. Die Gärten sind gegeneinander relativ offen belassen und nur mit niedrigen Zäunen begrenzt. Eine uneinsehbare Nische im Gebäudevorsprung der Nachbargebäude wird als überdachter Sitzplatz im Freien genutzt. Eingangseitig ergeben sich übermäßige, begrünte Vorgärten, die wenig Spuren einer Nutzung zeigen. In der gesamten Siedlung ist die Zufahrt mit dem Auto zwar möglich, aber durch die ausgelagerten Garagen am Siedlungsrand entsteht nur wenig motorisierter Verkehr. Von der Straße aus gelangt man durch den Vorgarten und einen gedeckten Gang zu den seitlichen Eingängen. In direkter Verlängerung vom Zugang ist es möglich, auch durch den Schuppen hindurch direkt in den Garten zu gelangen. Bedingt durch die seitlichen Hauseingänge ergibt sich im Erdgeschoss ein mittiger Flur, der Küche und Wohnzimmer voneinander trennt, was eher problematisch wirkt. Ebenfalls problematisch erscheint, dass von der Küche aus nur ein Ausblick auf die Hauswand des Nachbargebäudes möglich ist. Die Wohnfläche ist auf drei Ebenen angelegt: Wohnraum und Küche im Erdgeschoss, Elternschlafzimmer und Bad im Zwischengeschoss und zwei Kinderzimmer im Obergeschoss. Durch die versetzte Anordnung ergibt sich ein noch ausbaufähiger Raum im Dachgeschoss. Die beiden Kinderzimmer sind nur durch eine Schrankwand voneinander getrennt und können relativ leicht zu einem großen Raum umgebaut werden. Im Halbstock unter dem Erdgeschoss liegt ein ca. 20m² großer Kellerraum. Im Dachgeschoss ist ein eigener Trockenraum vorgesehen. Ein Schuppen im Freien und der überdachte Zugang bieten zusätzliche Abstellflächen. Die in Massivbauweise errichtete Siedlung liegt zwar etwas außerhalb von Ternitz, die Entfernung dürfte aber 1000m nicht überschreiten. Eine Bahnstation ist fünf bis zehn Gehminuten entfernt.

Insgesamt liegt das Besondere dieser Siedlung darin, dass versucht wurde von der monotonen Reihung wegzukommen und dennoch möglichst gleichwertige Wohnsituationen zu schaffen. Trotz der Dichte ist es gelungen für alle BewohnerInnen das Gefühl vom eigenen Haus zu vermitteln.



wenig genutzte Vorgärten

Zugänge



Objekt

Gloggnitz, Emanuel Schreiber-Gasse

Baujahr: 1968–1972

Planung: Architekt Roland Rainer

Grundfläche je Einheit: ca. 140m²

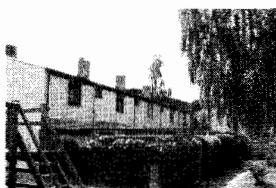
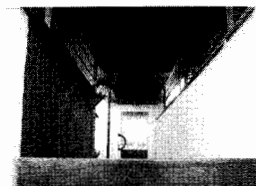
Verbaute Fläche: 56,10m²

Wohnnutzfläche: 95,61m²

KG: 39,95m²

Private Freiräume: Eigengarten ca. 45m², Vorhof 18,45m²

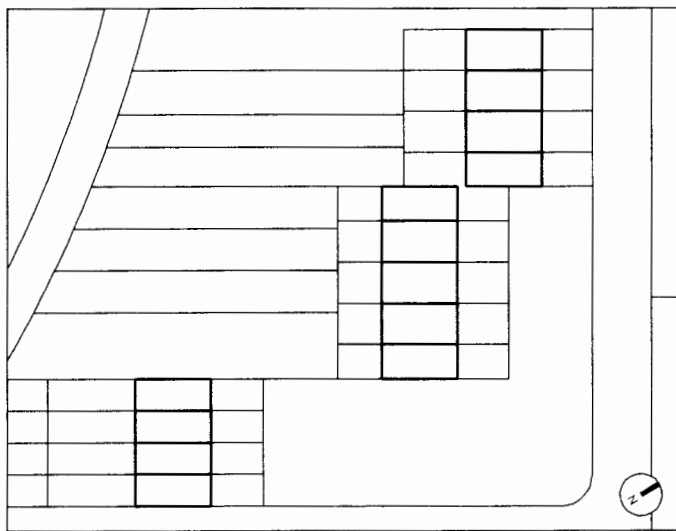
Nebengebäude: Schuppen



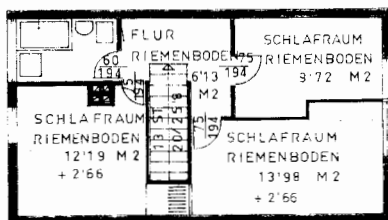
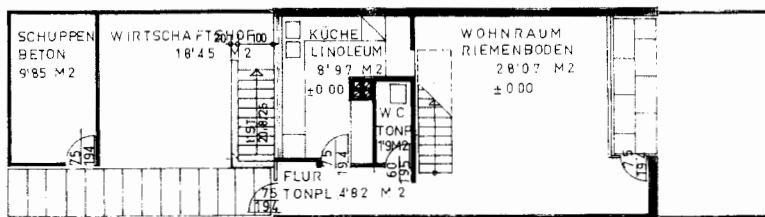
Zugang zum Wohnhaus

überdachter Eingang

Spielplatz mit Blick auf die Vorhöfe



Lageplan 1:1000



Grundriss 1: 200

Sehr wenig bekannt ist die kleine Reihenhaussiedlung des international anerkannten Architekten Roland Rainer in Gloggnitz. Bekannt wurde Roland Rainer vor allem als Verfechter für seine Gartenstadt-idee. Eines seiner bekanntesten Projekte ist die Gartenstadt Puchenu bei Linz.

Die drei Wohnhausreihen mit zweimal vier und einmal fünf Wohneinheiten liegen nach hinten versetzt, parallel zur Straße. Die Siedlung befindet sich in einer Nebenstraße im noch dicht verbauten Gebiet von Gloggnitz, circa zehn Gehminuten vom Zentrum entfernt. Wohnräume und Gärten sind nach Süden orientiert, während der Eingang im Norden liegt. Aufs Erste erwecken die bis ins Detail durchgeplanten Zugänge die Aufmerksamkeit. Direkt von der Straße oder vom Gehweg gelangt man über einen überdachten Gang zum eigentlichen Wohnungseingang. Ein niedriger Schuppen und der Vorhof bilden neben dem Zugang eine großzügige und uneinsehbare Vorzone. Begrenzt wird der Hofraum zu den benachbarten Grundstücken und zur Straße hin mit begrünten Sichtschutzwänden. Im Vergleich dazu mutet der eigentliche Garten etwas klein an. Nur eine kleine Nische vom Wohnraum aus schafft einen geschützten Bereich im Freien, der beidseitig noch von circa zwei mal zwei Meter großen Wänden zu den Nachbarn abgeschirmt wird.

Inzwischen wurde versucht mit hohen Hecken zwischen den Gärten die anscheinend nicht ausreichende Privatsphäre herzustellen. Leider sind die uneinsehbaren Vorhöfe nordseitig gelegen und deshalb als geschützter Freiraum zu wenig attraktiv. Ein direkt an die Siedlung anschließender öffentlicher Kinderspielplatz ergänzt das Angebot an Freiräumen. Parkmöglichkeiten gibt es, soweit es ersichtlich ist, nur auf der öffentlichen Straße. Die Zugänge zu den Wohneinheiten erfolgen ausschließlich über Fußwege. Im Grundriss findet sich die gängige Raumaufteilung: Wohnraum und Küche im Erdgeschoss, Schlafräume und Bad im Obergeschoss. Ein großer Kellerraum ist über eine Stiege von außen zugänglich. Erweiterungsmöglichkeiten ergeben sich nur im Bereich des Vorhofes. Vermutlich aufgrund der nordseitigen Lage wurde diese Möglichkeit aber von den BewohnerInnen bisher nicht genutzt. Der Bahnhof liegt etwas außerhalb von Gloggnitz und ist selbst vom Stadtzentrum aus nur mit einem Bus in zehn Minuten zu erreichen. Auffallend an dieser Siedlung ist, wie bereits zu Beginn erwähnt, die Lösung der Zugänge und der damit geschaffenen Vorzone. Wäre nicht der Nachteil der Nordlage, ließe sich daraus ein Konzept entwickeln, das eine ideale Kombination von intimen Freiräumen und offenen Gärten ermöglichen könnte.



gartenseitige Ansicht

schmale Privatgärten



Reihenhäuser Kl. Tullnerbachgasse

Reihenhausmodelle Tulln

Tulln, diverse Projekte

Baujahr: ab 1963

Planung: Ing. Josef Girschik

Grundfläche je Einheit: ca. 350m²

Verbaute Fläche: durchschnittlich 95m²

Wohnnutzfläche: ca. 105 bis 120m²

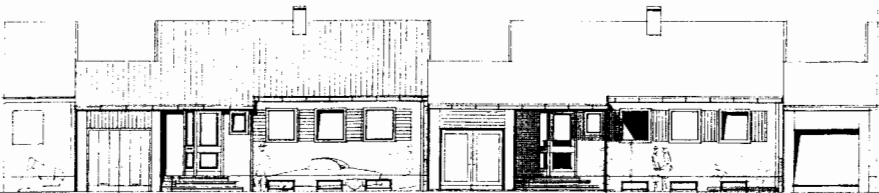
Private Freiräume: ca. 250m² Garten, Terrasse, Balkon, Loggia



Kl. Tullnerbachgasse, Straßenansicht

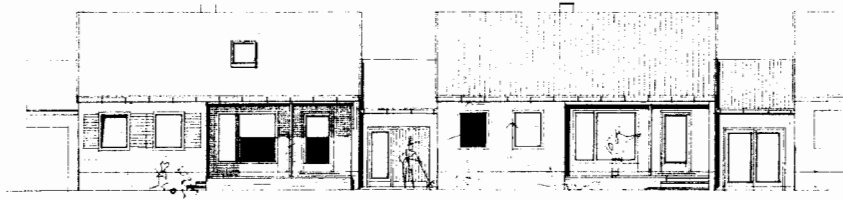


Kl. Tullnerbachgasse, Gartenansicht



Siegfriedgasse, Straßenansicht

VARIANTE



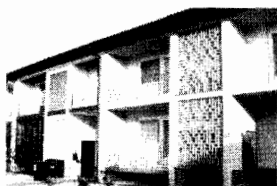
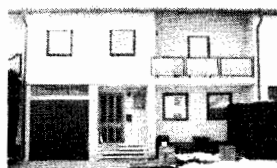
Siegfriedgasse, Gartenansicht

VARIANTE

Eine besondere Situation findet man in der Stadt Tulln. Bedingt durch einen in den 60er Jahren für die verdichtete Bauweise sehr engagierten Bauamtsleiter, und darüber hinaus einem passionierten Planer, entstanden in Tulln zahlreiche Reihenhausprojekte. Unterstützt wurde er von Seiten der Gemeinde, die größere Grundstücke ankaupte, und sie dann unter der Bedingung, dass nach einem zuvor erstellten einheitlichen Plan Einfamilienhäuser in verdichteter Bauweise errichtet werden, diese Grundstücke an Einzelbauerwerber weiter gab. Der Großteil der Reihenhäuser entstand nach Plänen des damaligen Bauamtsleiters Ing. Josef Girschik. Dass er es verstanden hatte, Häuser so zu planen, wie sie den Bedürfnissen der BewohnerInnen entsprachen, wird durch die Vielzahl von Anfragen bestätigt, die an ihn herangetragen wurden. Ein hoher Prozentsatz der in Tulln errichteten Einfamilienhäuser entstammt seiner Planung.

Die einzelnen Siedlungen sind durchaus unauffällige Reihenhausprojekte mit ca. 10 bis 15 Wohnhäusern je Anlage. Eine Garage oder eine Durchfahrt trennt im Erdgeschoss die benachbarten Gebäude. im Obergeschoss schließen sie direkt aneinander an. Besonderes Augenmerk legte Girschik in der Planung auf unterschiedlichste Räume im Freien wie Balkone, Loggien und Terrassen. In den meisten Projekten befinden sich bevorzugt alle drei Arten, zum Beispiel im Obergeschoss ein straßenseitiger Balkon und eine gartenseitige Loggia, im Erdgeschoss eine Terrasse zum Garten hin. Die straßenseitigen Balkone erfüllen vermutlich mehr die Funktion der Repräsentation als die des praktischen Nutzens. Blumenschmuck und sonstige Embleme des Privaten können hier für die Öffentlichkeit sichtbar zur Schau gestellt werden. Die Loggien zum Garten hin sind von der Fassade zurückversetzt und bilden einen uneinsehbaren, sehr privaten Freiraum. Auf Gartenniveau angelegte großzügige Terrassen ergänzen gemeinsam mit dem Garten das Angebot an Freiräumen. Auffallend ist auch an der Planung, dass in der Darstellung der Fassaden und Ansichten bereits verschiedene Varianten von Details ausgearbeitet wurden, wie unterschiedliche Balkongeländer, Eingangstüren oder Fensterläden. Damit kam er dem Wunsch vieler BewohnerInnen entgegen, neben einer einheitlichen Bauweise, eine individuelle Gestaltung zu ermöglichen. Abstell- und Nebenräume findet man im Keller und in der seitlichen Durchfahrt. Auch wenn sie als Garage genutzt wird, bleibt noch Raum für eventuelle Gartengeräte und ähnliches.

Neben den von Josef Girschik geplanten Reihenhäusern finden sich in Tulln noch auffällig viele weitere, qualitativ sehr anspruchsvolle Projekte einer verdichteten Bauweise. Dass hier die verdichtete Bauform auch bei den BenutzerInnen durchaus Anklang findet, zeigt deutlich, dass es nicht am Willen der BewohnerInnen mangelt, sondern durchaus ein Problem von mangelnden alternativen Angeboten ist.

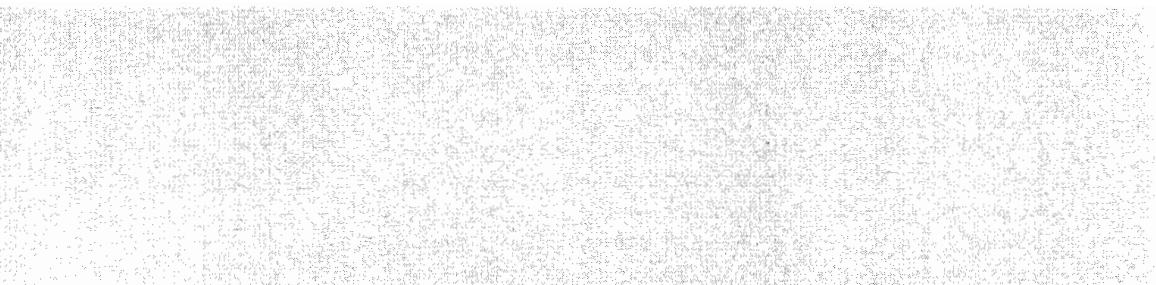


Kl. Tullnerbachgasse, individuelle Fassaden

Kl. Tullnerbachgasse

Reihenhäuser Severingasse

Severingasse, diverse Fassaden



VON HAUS AUS SOLIDE

KURZFASSUNG

Großteils solide Beispiele prägen die verdichtete Bauweise in den beginnenden 70er Jahren. Die zunehmende Zersiedelung der Landschaft durch Einfamilienhäuser wird erstmals Diskussionsthema und manche sehen das Ortsbild durch „Verschandelung“ gefährdet. Mit Forschungsprojekten und Wettbewerben zum Thema sollen in die Zukunft weisende Ideen und mögliche Szenarien gefunden werden. Der über ganz Österreich angelegte Wettbewerb „Wohnen morgen“ führt in Niederösterreich zur Realisierung eines Pilotprojektes in Hollabrunn.

In der Bauform folgt dem flach geneigten Dach der 60er Jahre endgültig das flache Presskiesdach. Die durchschnittliche Wohnfläche erhöht sich langsam auf 95m² bis 120m². In den Grundrissen erprobt man neue Lösungen mit gestapelten Ebenen und unterschiedlichen Raumhöhen. Die direkte Zufahrt zum Haus ist noch kein Thema. Damit ist es möglich um die Wohnhäuser nicht befahrbare, halböffentliche Zonen mit gepflasterten Wegen und Grünflächen anzulegen. Vormalig obligate Nebengebäude wie ein Geräteschuppen im Garten verschwinden leider vollkommen aus der Planung.





Objekt

Waidhofen an der Thaya, Anzengruebergasse

Baujahr: 1973-1974

Planung: Niobau

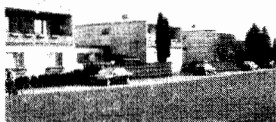
Gesamtgrundfläche: ca. 1600m²

Verbaute Fläche: gesamt ca. 980m² für 15 Wohneinheiten

Wohnnutzfläche: 40m²/ 75m² oder 98m²

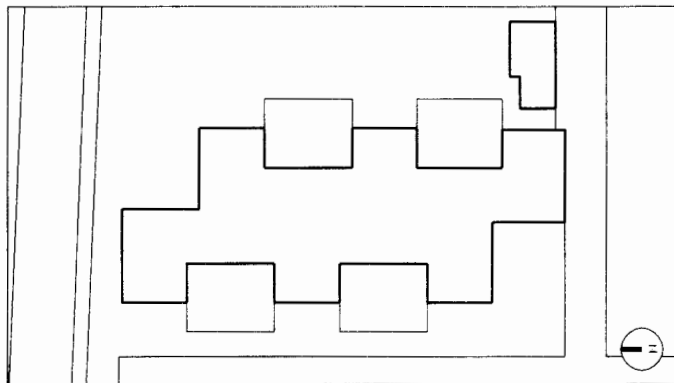
Private Freiräume: 97,44m² Garten oder 11,48m² Loggia

Nebengebäude: Garagen am Siedlungsrand

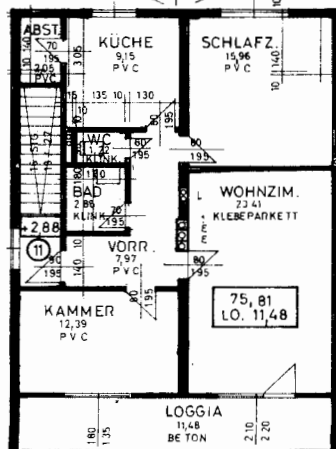
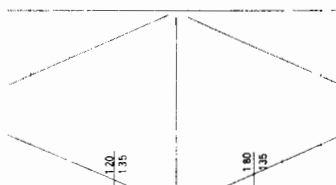
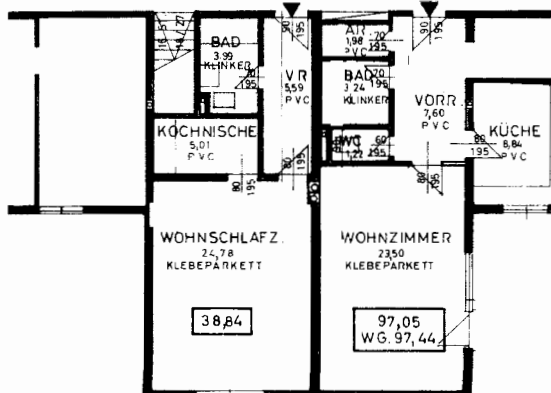
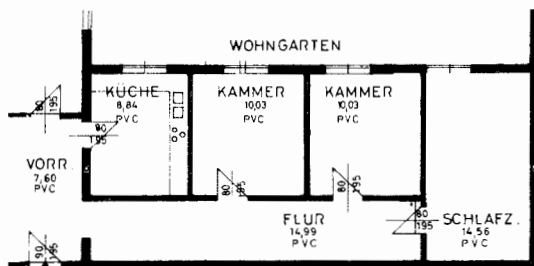


Haupteingang

Ansicht



Lageplan 1:1000

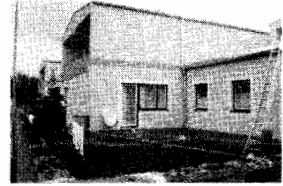


Grundriss 1: 200

Die Siedlung in Waidhofen an der Thaya ist zwar keine Reihenhausanlage, wurde aber aufgrund ihres reihenhausartigen Erscheinungsbildes ebenfalls ausgewählt. Über einen zentralen Innengang werden die Wohneinheiten in den jeweils vor- und rückspringenden Einzelhäusern erschlossen. Insgesamt beherbergt die Wohnanlage 15 Wohnungen zwischen 38m² und 98m² Wohnfläche. Infolge der nach Osten orientierten Lage ergibt sich für die in Gebäudenischen zurückversetzten Wohngärten leider eine gewisse Beschattung im Spätherbst und in den Wintermonaten. Die Anlage steht einzeln an einer Zufahrtsstrasse und bietet allen Wohneinheiten einen ungehinderten Ausblick in die Landschaft. Durch die versetzte Anordnung und die Aufteilung in Wohneinheiten im Grundriss gibt es kaum gegenseitige Beeinträchtigungen.

L-förmige Grundrisse umschließen jeweils einen ihnen zugeordneten Wohngarten. Die restliche Wohnfläche bilden kleine Garconnieren mit 38m². Ein flexibles System ermöglicht durch Wohnungszusammenlegungen oder neue Aufteilungen auch andere Wohnungsgrößen. Durch das Versetzen oder Abbrechen von Zwischenwänden sind auch alternative Raumaufteilungen möglich. Aufenthalts- und Wohnräume der L-förmigen Wohnungen sind zum Wohngarten hin orientiert. Im Obergeschoss befindet sich je Gebäudeteil eine Wohneinheit mit 75m² Wohnfläche und eine Loggia als Freiraum. Hinter der Wohnanlage liegt darüber hinaus eine große, mit Bäumen bepflanzte Grünfläche, die vermutlich zur allgemeinen Nutzung zur Verfügung steht. Garagen liegen an der seitlichen Zufahrtsstrasse und weitere Parkmöglichkeiten gibt es auf der davor liegenden Straße. Der Standort des Wohnhauses liegt am äußeren Rand von Waidhofen. Das Ortszentrum ist in ca. 15 bis 20 Minuten zu Fuß zu erreichen, der Bahnhof liegt noch fünf bis zehn Minuten weiter entfernt.

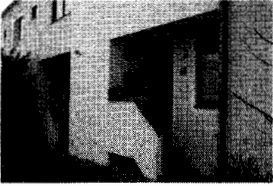
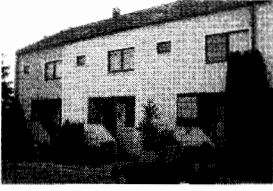
Das Wohnhausprojekt fügt sich nahtlos in die umgebende Bebauung ein. Es beeindruckt durch seine unaufdringliche Erscheinung und ist in seiner Maßstäblichkeit den ländlichen Bauformen angepasst ohne zu versuchen, diese zu imitieren. Für die BewohnerInnen kann die Art der Anlage zumindest teilweise das Gefühl vermitteln im eigenen Haus zu wohnen und eine Identifikation ist viel eher möglich. Eine zusätzliche Qualität liegt in der flexiblen Wohnungsaufteilung, die gerade im Mietwohnungsbau an die Nachfrage angepasste Wohnungsgrößen ermöglicht. Insbesondere als Alternative zu einem mehrgeschossigen Wohnbau erscheint diese kleine Wohnanlage sehr gelungen.



Wohngarten

gemeinschaftliche Grünfläche

integrierte Garagen



zugangsseitige Ansicht

Hausengänge

Objekt

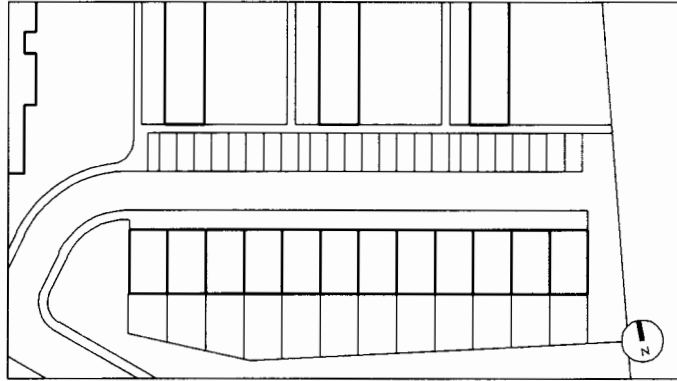
Zwettl, Nordweg

Baujahr: 1974–1975

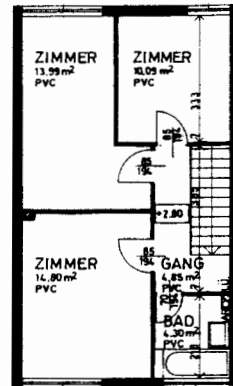
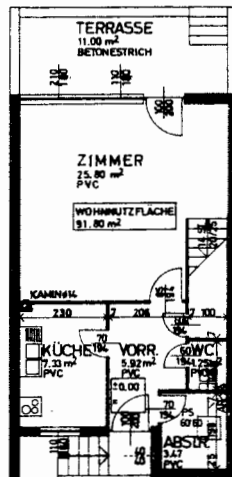
Planung: Architekten Poschacher, Kulcsar, Kessler

Grundfläche je Einheit: ca. 100m²Verbaute Fläche: 57,5m²Wohnnutzfläche: 91,80m²Private Freiräume: ca. 40m² Garten; 11m² Terrasse im Obergeschoss

Nebengebäude: Garagen



Lageplan 1:1000



Grundriss 1: 200

Eine ganze Reihe von Siedlungen in verdichteter Bauweise wurde am Stadtrand von Zwettl errichtet. Das gesamte Siedlungsgebiet liegt etwas erhöht auf einem Hügel oberhalb des Stadtzentrums. Diese bereits etwas ältere Reihenhauseszeile wurde aufgrund ihrer auffallenden Zugänge ausgewählt. Als Bauteil einer größeren Siedlung bildet diese Zeile einen begrenzenden Riegel parallel zur Straße hin. Über südseitige Gärten und über die Straße hinweg ist ein weitläufiger Ausblick ins Freie möglich. Die gartenseitigen Wohnräume sind auch von der weiter entfernt liegenden Bebauung nicht einsehbar. Auf der hinteren Eingangsseite liegt im Erdgeschoss jeweils die Küche, in die Vorbeigehende vermutlich teilweise hineinschauen können. Das gesamte Erdgeschoss liegt etwas erhöht über dem Garten- und dem Straßenniveau. Damit ergibt sich im Garten die Situation einer erhöhten Terrasse, die in einer Ebene vom Wohnraum aus zu betreten ist. Als Abgrenzung von privaten Freiräumen wurden seitlich der Terrassen leicht abgechrägte Sichtschutzwände vorgesehen. Balkone im Obergeschoss und die Gärten erweitern das Angebot an Freiräumen. Auffallend gut gelöst erscheint die Eingangssituation. Die in eine Nische zurückversetzte Eingangstür bildet einen überdachten Vorplatz, der Repräsentations- und Abstellfläche zugleich sein kann. Die anschließende Straße wird nur von Anrainern befahren. Nachdem rundum ebenfalls nur Reihenhaussiedlungen liegen, kann man den Straßenraum durchaus zur Siedlung zugehörig betrachten. Parkgaragen liegen außerhalb der Siedlung an der Hauptstraße. Die Grundrisse zeigen keine nennenswerten Besonderheiten. Durch nichttragende Trennwände ist eine veränderte Raumaufteilung leicht möglich. Abstellräume sind im Haus integriert, aber nachdem keine Keller vorhanden sind, vermutlich flächenmäßig etwas unterdimensioniert. Darüber hinausgehend sind keine Zusatzeinrichtungen ersichtlich. Aufgrund der hohen Bevölkerungsdichte in diesem Stadtteil liegt in unmittelbarer Nähe ein Kindergarten. Ein öffentlicher Bus verkehrt zwischen der Wohnsiedlung und dem Stadtzentrum. Das Siedlungsgebiet liegt zwar nur etwas mehr als einen Kilometer außerhalb des Zentrums, allerdings ist es nur über eine stark befahrene Straße zu erreichen.

Neben dieser Reihenhauseszeile liegen drei weitere Zeilen in gleicher Bauweise quer zu diesem Baukörper. Zahlreiche weitere Wohnhäuser wurden zu unterschiedlichen Bauzeiten errichtet. Auffallend ist, wie in vielen anderen Regionen, dass bei neueren Wohnbauten immer weniger Wert gelegt wird auf die Einbeziehung der unmittelbaren Wohnumgebung und auf stufenweise Übergänge zum öffentlichen Raum. In manchen Projekten ist die Übergangszone nur mehr auf den Gehsteig reduziert. Eine Qualität dieser Siedlung liegt in der Ausformulierung der Vorzonen und Übergänge. Von der öffentlichen Straße zweigt man ab auf eine befahrbare Wohnstraße. Wohnwege führen von hier aus zu den einzelnen Wohneinheiten und durch Vorgärten hindurch gelangt man zu den eigentlichen Wohnungseingängen in den zurückversetzten Gebäudenischen.



Balkone und Sichtschutzwände

straßenseitige Ansicht mit davor liegenden Garagen





terrasiert angelegte Wohnhäuser

Hauseingang

Wohnweg

Objekt

Amstetten; Sparkassensiedlung

Baujahr: 1976-1977

Planung: Baumeister Franz Csecsino

Grundfläche je Einheit: ca. 390m²

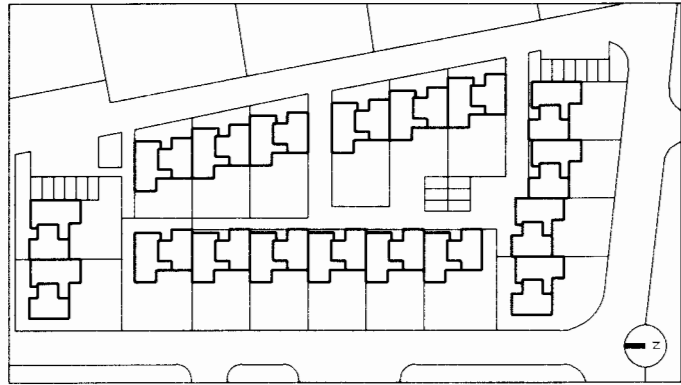
Verbaute Fläche: ca. 160m²

Wohnnutzfläche: 126,78m²

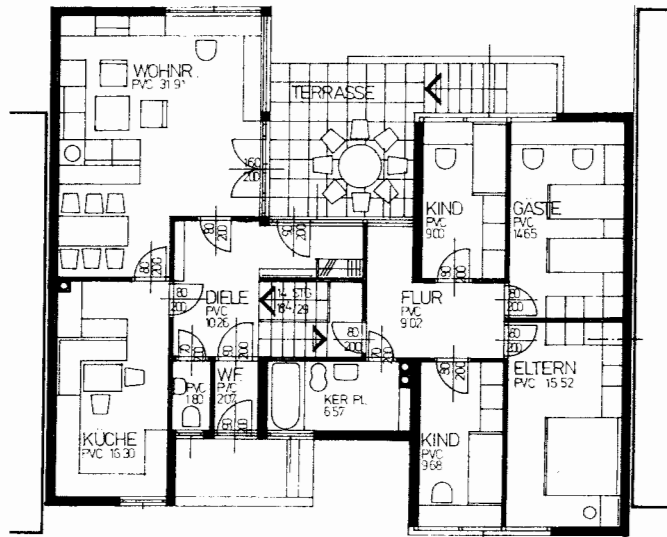
KG: 65m

Private Freiräume: ca. 230m² Garten; Terrasse, teilw. 15m² Vorgarten

Nebengebäude: Garagen



Lageplan 1:2000

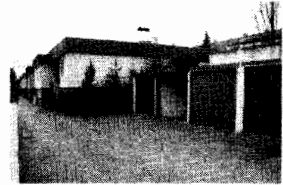
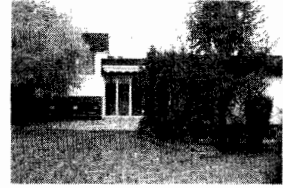


Grundriss 1: 200

Im Vergleich zu den beiden vorhergehenden Beispielen geht man in diesem Projekt sowohl mit der Wohnfläche als auch mit der Gartenfläche sehr großzügig um. Bei einem Grundflächenanteil von 390m² je Einheit kommt man der durchschnittlichen Einfamilienhausparzelle schon nahe. Eine Bauweise wie diese, die sich harmonisch in die Topographie einfügt und qualitativ anspruchsvollen Wohnraum bietet, kann in Summe dennoch als ökonomischere Alternative zum freistehenden Einfamilienhaus bestehen.

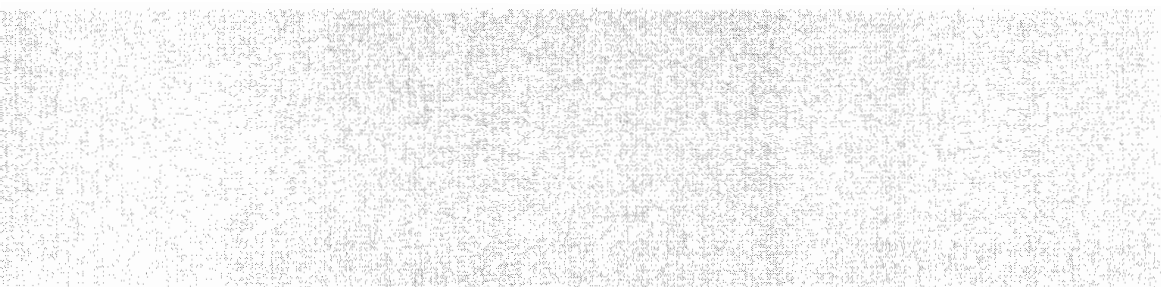
Die Siedlung liegt in einem der Stadterweiterungsgebiete von Amstetten. Neben zahlreichen Reihenhäuseranlagen wurden auch mehrgeschossige Wohnbauten in unmittelbarer Nähe errichtet. Das Stadtzentrum ist gerade noch zu Fuß in ca. 10–15 Minuten gut zu erreichen. Zum Bahnhof sind es noch weitere zehn Minuten. Zwei längere, in NS-Richtung verlaufende Zeilen bilden mit den quer dazu stehenden Häusern eine in sich geschlossene Siedlung. Den Kern bilden die nach innen gerichteten Privatgärten einer Häuserzeile und eine kaum befahrene Erschließungsstraße. Die Häuser liegen im terrasierten Gelände auf unterschiedlichem Niveau zueinander. Relativ große Gärten schaffen zwischen den Gebäudezeilen eine Distanz, die teilweise freie Ausblicke ermöglicht und Einblicke soweit entfernt hält, dass sie nicht störend empfunden werden. Eine Abgrenzung zu den benachbarten Wohnhäusern ergibt sich in vielfacher Weise bereits durch die versetzte Lage zueinander. Neben der horizontal versetzten Lage, bedingt durch das Gelände, sind einzelne Häuser angepasst an das Grundstück zum Nachbargebäude etwas zurückversetzt. Das Angebot an nutzbaren Freiräumen umfasst eine Terrasse, den Garten und als Übergangszone zur öffentlichen Straße den Vorgarten. Die Terrasse liegt in einer Gebäudenische und erfüllt damit alle Anforderungen eines uneinsehbaren Freiraumes. Erschließung und Zugänge erfolgen über Wohnwege. Bei den meisten Häusern schafft eine begrünte Vorzone, die zur Straße hin nicht eingezäunt ist, den nötigen Abstand. Wie im vorigen Beispiel liegen die Eingänge in einer überdachten Nische. Die Wohnräume sind auf zwei halbgeschossig zueinander versetzten Ebenen angelegt: Wohnraum und Küche auf einer Ebene und Schlafräume und Badezimmer auf der höher liegenden. Eine Verengung zwischen den beiden Ebenen, im Grundriss, unterstützt das Konzept der Trennung von Wohn- und Ruhezone. Nur ein Gebäudeteil ist unterkellert, wobei mit 65m² Fläche vermutlich genügend Platz vorhanden ist. Die Kellerräume haben darüber hinaus einen direkten Zugang vom Garten, was sehr praktisch erscheint.

Diese Siedlung gehört sicher von der Grundstücksgröße und der vormals exklusiven Lage auf einer Anhöhe über Amstetten zu den nicht gerade kostengünstigsten Projekten. Dennoch enthält sie Lösungen, die genauso in anderen Siedlungen integrierbar sind. Interessant ist zum Beispiel die Grundrisslösung auf unterschiedlichen Wohnebenen, die durch die Verjüngung im Mittelteil eine geschützte Terrasse einschließt.



Privatgarten

außerhalb liegende Garagen



DIE GROSSEN INDIVIDUALISTEN

Die zunehmende Individualisierung manifestiert sich in den 80er Jahren auch im verdichteten Flachbau. Hinzu kommt nach einer Zeit der bedarfsorientierten und zweckmäßigen Bauweise erstmals ein Anspruch an „schöne Architektur“. Modernität und Fortschritt werden mit eternitverkleideten Obergeschossen als dominierendem Element demonstriert.

Im allgemeinen Fortschrittsglauben ist es unausweichlich, dass dem Auto eine zunehmende Bedeutung zukommt. Garagen im Wohnhaus werden zum vorrangigen Planungselement. Die flächige Siedlung löst sich auf zugunsten einer eher monotonen Reihe, die direkt an der Zufahrtsstraße mit Einfahrt in die Garage liegt. 120m² Wohnfläche und mehr, mit angeschlossenen, riesigen Gärten zeugen vom wirtschaftlichen Aufschwung. Nicht mehr die „Behausung“ steht im Vordergrund, sondern man möchte sich mit dem Luxus einer „Villa“ repräsentieren. Eine Gegenbewegung dazu versucht vermehrt soziale und ökologische Komponenten in den Wohnbau zu integrieren. Auf Eigeninitiative von BewohnerInnen entstehen erste Gruppenwohnprojekte mit Schwerpunkten wie „Ökologie“ oder „Soziales Wohnen“.

Bereits Ende der 80er Jahre besinnt man sich wieder auf einen „regionalen Stil“ und bewirkt einen Rückschritt zu einem künstlichen „ortsüblichen Bauen“. Mit Ortsbildaktionen wird versucht die Bevölkerung von angeblich regionaltypischen Dachformen, Materialien oder Fenstergrößen, die in die jeweilige Gegend passen, zu überzeugen. Die positiven Ansätze zu einer zeitgemäßen Bauweise am Beginn des Jahrzehnts sind schnell wieder versiegt.

Objekt

Horn, Lazarethgasse



gartenseitige Ansicht

straßenseitige Ansicht

Baujahr: 1978

Planung: Architekt Walter Dürschmid

Grundfläche je Einheit: ca. 300m²

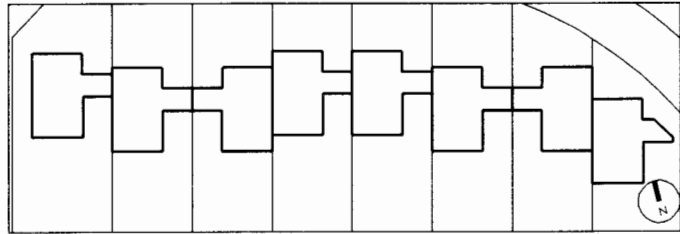
Verbaute Fläche: ca. 70m²

Wohnnutzfläche: 126,22m²

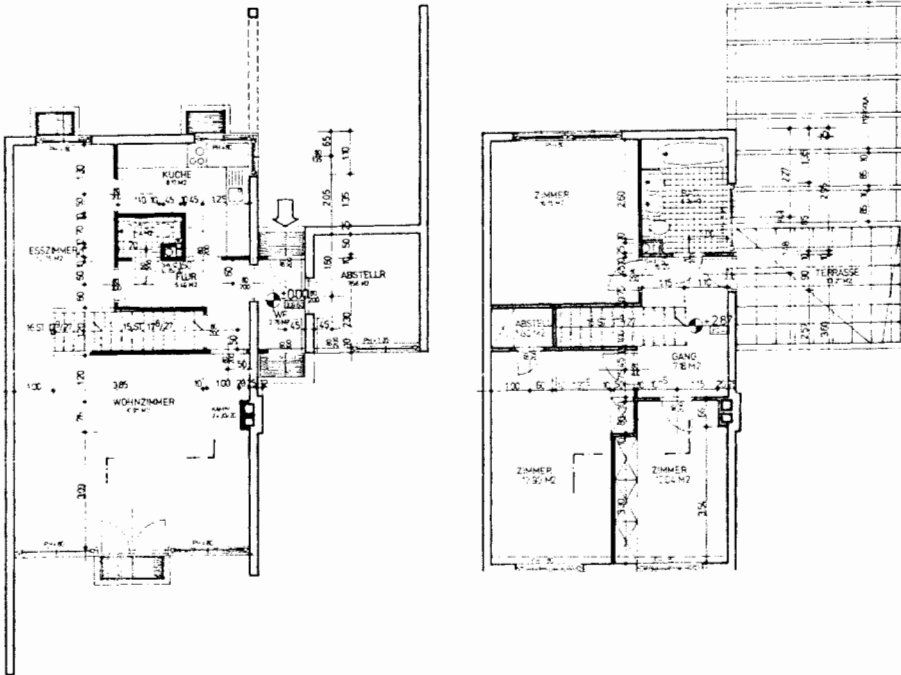
KG: ca. 70m²

Private Freiräume: ca. 200m² Garten; ca. 30m² Vorgarten;
13,27m² Terrasse

Nebengebäude: überdachter Autoabstellplatz



Lageplan 1:1000



Grundriss 1:200

Diese kleine, aus acht Wohnhäusern bestehende Siedlung, ist durch einen in beide Richtungen weiträumigen freien Ausblick besonders attraktiv. Eingangsseitig und in Richtung Norden ist der Blick zum Ortszentrum über ein unbebautes Grundstück hinweg offen. Die Gärten bilden gemeinsam einen großen Grünraum. Durch die Weiträumigkeit der Gärten und der Anordnung in einer Reihe ist eine Beeinträchtigung durch gegenseitige Einblicke kaum gegeben. Ein überdachter Autoabstellplatz und ein anschließender Abstellraum verbinden die Wohnhäuser miteinander. Die Siedlung ist in Massivbauweise errichtet. Das mit Eternit verkleidete Obergeschoss dominiert das Erscheinungsbild. Durch versetzte Baukörper entstehen zahlreiche Nischen und uneinsehbare Räume im Freien. Die Vorgärten sind teilweise offen und intensiv mit Pflanzen und Bäumen begrünt.

Genauso sind die Gärten nur durch Maschenzäune voneinander abgegrenzt und erwecken optisch den Eindruck einer einzigen Grünlandschaft. Oberhalb der Abstellräume ist eine uneinsehbare Terrasse vorgesehen, die von etlichen BewohnerInnen inzwischen zu einem zusätzlichen Wohnraum ausgebaut wurde. In Summe bietet diese Siedlung ein vielfältiges Angebot an Freiräumen mit unterschiedlichen Qualitäten. Ermöglicht wurde diese Vielfalt einerseits natürlich durch die Grundstücksgröße, aber auch die durchdachte Planung hat wesentlichen Anteil.

Die Zufahrt zum Autoabstellplatz erfolgt direkt von der Straße aus. Bereits in einem überdachten Bereich liegt hier der seitliche Eingang zum Wohnhaus und in direkter Linie ein Durchgang zum Garten. Im Erdgeschoss trennt eine quer liegende Treppe den Wohnbereich von der Küche und dem Esszimmer. Drei annähernd gleichwertige Zimmer und das Badezimmer liegen im Obergeschoss. Durch die querliegende Treppe ergeben sich in der Raumaufteilung verhältnismäßig geringe Veränderungsmöglichkeiten. Eine Erweiterung im Bereich der Terrasse wurde bereits von einigen genutzt. Das gesamte Gebäude ist unterkellert. Auf einer Fläche von circa 70m² ist neben der Nutzung als Abstell- und Lagermöglichkeit auch der Ausbau von einem Bastel- und Hobbyraum vorgesehen. Ein zusätzlicher Abstellraum befindet sich ebenenerdig beim Hauseingang. Mit einem direkten Zugang vom Garten aus ist er der ideale Geräteschuppen. Von den BewohnerInnen wurden zusätzlich kleine Holzschuppen in den Gärten aufgestellt. Fünf Minuten Fußweg entfernt, liegt hinter der Siedlung ein Kindergarten. Geschäfte und Schulen im Stadtzentrum sind nicht einmal 500 Meter entfernt. Der Bahnhof liegt weit außerhalb vom Zentrum und ist nur mit zusätzlichen, öffentlichen Verkehrsmitteln oder mit dem Auto zu erreichen.

In kaum einem anderen Projekt findet sich eine derartige Vielfalt an unterschiedlich nutzbaren Freiräumen und Nebenräumen wie hier. Durch die Lage der Wohnhäuser zueinander, die bestmögliche Privatheit gewährt, übertrifft es in mancher Hinsicht auch viele freistehende Einfamilienhäuser.



Eingang



Vorgärten



Siedlung Franz Lehar-Strasse

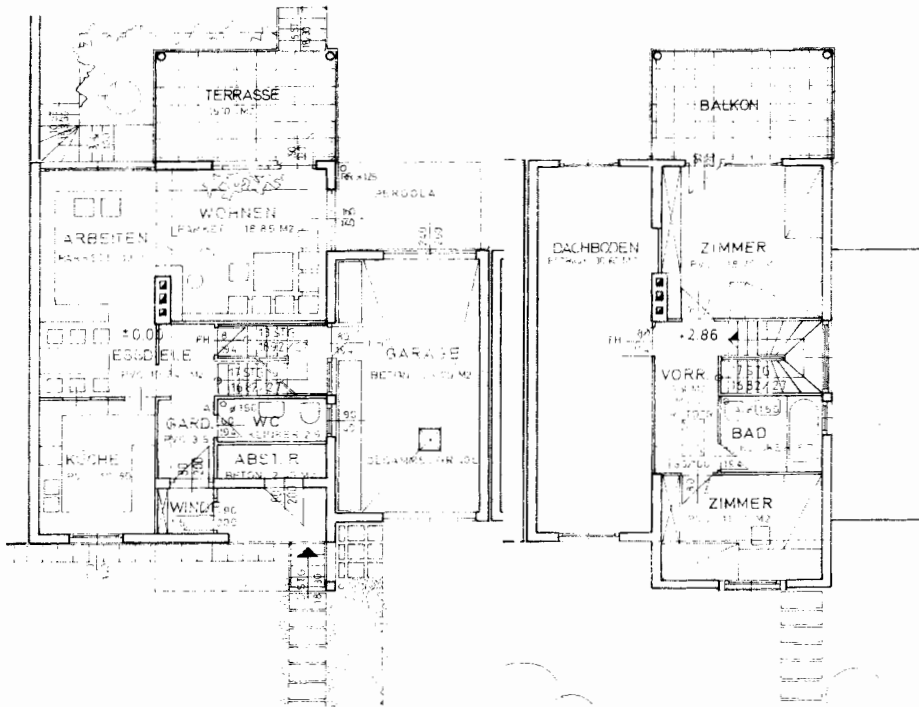
straßenseitige Ansicht

Objekt

Tulln, Franz Lehar-Strasse

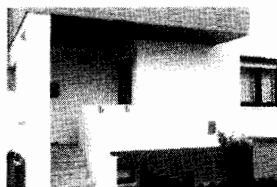
Baujahr: 1979-1980**Planung:** Architekt Erich Millbacher**Grundfläche je Einheit:** 400m²**Verbaute Fläche:** ca. 110m²**Wohnnutzfläche:** 106,29m² (136,9m²)KG: 55,9m² DG: 30,60m²**Private Freiräume:** ca. 240m² Garten; 20m² Vorgarten; 15m² Balkon;
15m² Terrasse**Nebengebäude:** Garage

Lageplan 1:2000



Grundriss 1:200

Dem vorangegangenen Projekt in manchem etwas ähnlich ist diese Siedlung in Tulln. Auch hier dominiert ein eternitverkleidetes Obergeschoss das Erscheinungsbild. Das vielfältige Angebot an Freiräumen ist ein weiteres gemeinsames Qualitätsmerkmal. Niedrige Garagen wechseln in einem Rhythmus mit vor- und rückspringenden Baukörpern. Die Siedlung liegt in einem dicht verbauten Gebiet am nördlichen Siedlungsrand von Tulln. Alle Gärten und Wohnräume sind nach Süden orientiert. Im Norden bilden Vorgärten eine Abstandszone zur befahrenen Straße. Bei annähernd 250m² Garten und einer Länge von fast 20 Metern ermöglicht bereits der Ausblick in den eigenen Garten einen nahezu ungehinderten Blick. Dahinterliegende, freistehende Einfamilienhäuser machen zusätzliche Durchblicke in die Ferne möglich. Die Gebäude sind im Grundriss jeweils spiegelverkehrt aneinander gebaut, um Einsehbarkeit und gegenseitige Beeinträchtigung gering zu halten. Mit dem Nachbargebäude grenzen sie auf der einen Seite an die Garagen und an der anderen Seite teilen sie sich einen mit Pultdach gedeckten, von der Fassade zurückspringenden, Baukörper miteinander. Im ursprünglichen Plan ist dieser gemeinsame Gebäudeteil im Obergeschoss als Dachboden vorgesehen. Vielfach wurde aber noch in der Bauphase der Raum zu zwei zusätzlichen Zimmern ausgebaut. Durch die spiegelverkehrte Anordnung sind über den niedrigen Garagen auch seitliche Fensteröffnungen möglich. Aus der ebenerdig liegenden Garage gelangt man über einige interne Stufen in die eigentlichen Wohnräume. Einen zusätzlichen Zugang von außen gibt es direkt über einen Weg von der Straße aus. Der eigentliche Eingangsbereich wird durch das hervorspringende Obergeschoss überdacht. Das Angebot an unterschiedlich nutzbaren Freiräumen ist, wie bereits oben angedeutet, sehr vielfältig. Vom Wohnraum aus gelangt man in einer Ebene auf eine 15–20m² große überdachte Terrasse. Der eigentliche Garten liegt einige Stufen darunter. Eine Gartenmauer trennt die benachbarten Terrassen voneinander. Im Obergeschoss gibt es zusätzliche gartenseitige Balkone. Die mit einer Pergola überdachte Nische hinter der Garage könnte ebenfalls als Freiraum genutzt werden. Der Grundriss ist sehr offen belassen: Wohnraum, Küche, Essdiele und ein großer Arbeitsbereich bilden im wesentlichen einen großen Raum im Erdgeschoss. Ursprünglich nur zwei vorgesehene Zimmer im Obergeschoss können durch den Ausbau des Dachbodens auf bis zu vier Zimmer erweitert werden. Die Integration eines eigenen Arbeitsbereiches in den Wohnraum entstand vermutlich auf Nachfrage der BewohnerInnen und könnte in Zeiten der Telekommunikation eine durchaus zeitgemäße Lösung darstellen. In manchen Plänen ist ein Zugang zu den Kellerräumen auch vom Garten aus vorgesehen. Um die Fläche der Terrasse auf die gesamte Gebäudebreite ausdehnen zu können, wurde dieser Zugang vermutlich später nicht realisiert. Ansonsten ist der Keller über eine interne Stiege zu erreichen. Die Abstellmöglichkeiten im Erdgeschoss erscheinen etwas unterdimensioniert. Lediglich ein vom Freien aus zugänglicher Abstellraum in der Größe von 2,40m² ist vorgesehen.



gartenseitige Ansicht

Zugänge

Eingang



Objekt

Eggenburg, Feidgasse

Baujahr: 1982–1985

Planung: Architekt Gerhard Linder (Horn)

Grundfläche je Einheit: ca. 270m²

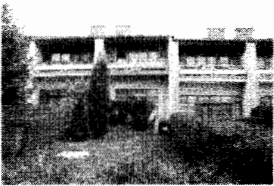
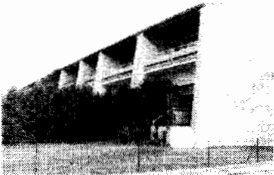
Verbaute Fläche: 73,80m²

Wohnnutzfläche: ca. 103m²

KG: 22,47m²; DG: ca. 25m² nutzbare Fläche

Private Freiräume: ca. 20m² Vorgarten; ca. 160m² Garten;
zwei Loggien mit je ca. 10m²

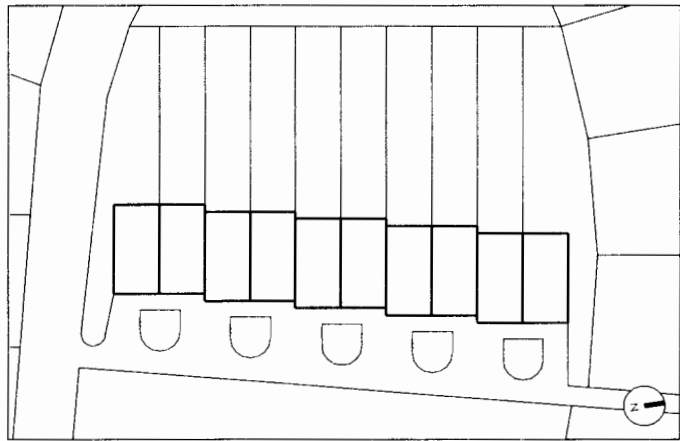
Nebengebäude: Garage im Haus integriert



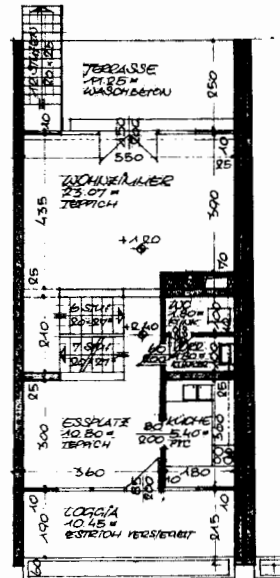
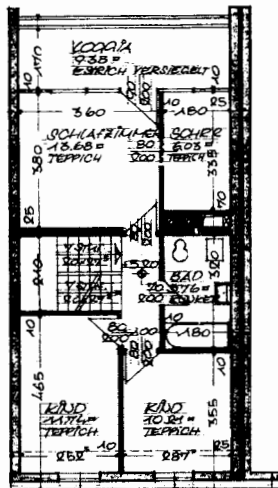
straßenseitige Ansicht

gartenseitige Ansicht

Privatgarten



Lageplan 1:1000

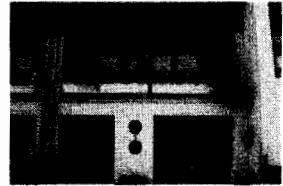
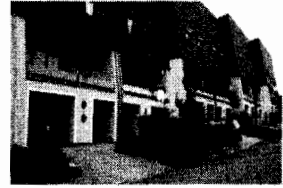


Grundriss 1: 200

Ein ebenfalls neuartiges Reihenhauskonzept verfolgt diese Siedlung in Eggenburg. Die Vorliebe für Autos vermutet man auf den ersten Blick. Garagen auf Erdgeschossniveau verdrängen die eigentliche Wohnebene nach oben. Neben der Einfahrt liegt gegen die Fassade zurückversetzt der Eingang. Über Stufen gelangt man im Halbgeschoss darüber auf die Ebene des Wohnraums und einige Stufen höher zur Küche mit einem davor liegenden Essplatz. Der Wohnraum bekommt durch die versetzten Ebenen eine Raumhöhe von 3,70m, während der etwas höher gelegene Essbereich eine Raumhöhe von 2,50m aufweist. Das Obergeschoss mit drei Zimmern, Bad und einem Schrankraum, liegt wieder auf einem gemeinsamen Niveau. Im Dachboden ist vermutlich noch eine Fläche von 25–30m² nutzbar und im Bedarfsfall zu Zimmern ausbaufähig. Ein Kellerraum ist über eine Stiege vom Garten aus oder über die innen liegende Treppe zu erreichen. Eine Loggia liegt in östlicher Richtung vom Essbereich aus zu begehen, eine weitere Loggia im Obergeschoss orientiert sich zum Garten hin, nach Westen. Die gartenseitige Loggia überdacht die darunter liegende Terrasse. Daran angrenzende, schmale und lang gestreckte Gärten sind meistens durch hohe Hecken zum Nachbarn abgeschirmt. In Verlängerung des Gebäudes schützen die vorgezogenen Seitenwände vor Einblicken durch die Nachbarn. Trotz der zusätzlichen uneinsehbaren Loggia im Obergeschoss scheint hier das Empfinden der Privatheit in den Freiräumen nur aufgrund der baulichen Maßnahmen zu wenig gegeben zu sein. Im Vergleich zu den vorhergehenden Beispielen mit einer Parzellenbreite von zwölf Metern ist es hier mit nur sechs Metern Breite natürlich ungleich schwieriger. Die BewohnerInnen sehen sich in diesem Fall veranlasst die Seitenwände mit massiven Hecken im Garten fortzuführen. Dafür bieten ihnen die Wohnräume und Zimmer eine ungehinderte Aussicht ins Freie. Sowohl auf der Gartenseite als auch auf der Straßenseite blickt man fast nur in grüne Gärten. Direkt angrenzend an die Siedlung liegt ein Kinderspielplatz und ein Volleyballfeld. Die Zufahrtsstraße wird nur von den Anrainern als Zufahrt zu den Garagen genützt und könnte damit als beispielbarer Straßenraum funktionieren. Die angrenzenden, öffentlich nutzbaren Freiräume erweitern den Bewegungsraum über die privaten Gärten hinaus.

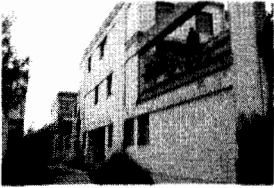
Die Reihenhausanlage liegt am Stadtrand von Eggenburg, etwas mehr als ein Kilometer vom Stadtzentrum entfernt. Ein Schulzentrum mit Volks-, Sonder- und Hauptschule befindet sich am halben Weg zum Zentrum. Der Bahnhof liegt in entgegengesetzter Richtung vom Hauptplatz entfernt und ist somit zu Fuß nur mehr mit Mühe zu erreichen.

Von der Straße aus betrachtet wirkt das schwere Eternitdach vielleicht etwas zu gewaltig, aber die neuartige Formensprache verdient Beachtung. Der hohe Wohnraum mit großzügiger Verglasung und Ausblick in den grünen Garten ist sicher eine besondere Qualität dieses Projektes.



Zufahrtsstraße und Vorgärten

Garageneinfahrt und Eingang



Hollabrunn: „Wohnen morgen“

Hollabrunn

Wohnprojekte – Wohnkonzepte

Für den folgenden Abschnitt wurden einige Wohnprojekte herausgegriffen, die in Niederösterreich eine entscheidende Vorreiterrolle einnahmen oder stellvertretend für weitere Projekte beschrieben werden. Die einzelnen Wohnprojekte wurden in anderen Publikationen bereits ausführlich dokumentiert und sollen hier daher nur kurz besprochen werden.

Wettbewerbe

Nach Jahrzehnten ökonomischer Knappheit und Wohnbauvorhaben, die möglichst kostengünstig den nötigen Bedarf an Wohnraum decken sollten, begann man in den 70er Jahren im Zuge des wirtschaftlichen Aufschwungs sich zunehmend Gedanken über eine Verbesserung der Wohnungsqualität zu machen. Österreichweit wurde eine Serie von Architektur-Wettbewerben unter dem Titel „Wohnen morgen“ ausgeschrieben. Ein formuliertes Ziel war, durch Demonstrativbauvorhaben eine modellhafte Wirkung für den sozialen Wohnbau zu erreichen.

„Wohnen morgen“: Wettbewerb in Hollabrunn

Den 1971 in Niederösterreich durchgeführten Wettbewerb gewannen die beiden Architekten Ottokar Uhl und Josef Weber. In Hollabrunn gelangte ihr Projekt als eines der ersten zur Realisierung. Die Idee basierte darauf, noch im Planungsstadium den künftigen BewohnerInnen einen möglichst hohen Anteil an Mitbestimmungsmöglichkeiten einzuräumen. Es wurde nur das konstruktive Gerüst vorgegeben, in welches nach Bedarf die einzelnen Wohnungen hinein gebaut werden konnten. Begleitet wurde das Projekt von einer Forschungsarbeit, mit der Aufgabe die Möglichkeiten der Beteiligung von künftigen BenutzerInnen am Planungsprozess zu untersuchen. Das Wohnungsangebot reichte von 38m² bis zu 150m² großen Wohnungen. Eine Auswahl von acht Wohnungstypen mit Varianten in Größe, Form, Raumaufteilung und Ausstattung wurde erarbeitet. Erdgeschosswohnungen hatten einen direkten Zugang zu einem circa 60m² großen Garten, die Wohnungen in den Obergeschossen verfügten über Terrassen oder Loggien. Insgesamt wurden 70 Eigentumswohnungen, aufgeteilt auf drei Baukörper, errichtet. Alle Wohnungen sind OW-orientiert. Um späteren störenden Zubauten zur Wohnung als Anpassung an geänderte Lebensverhältnisse zuvorzukommen, wurde für fast alle Wohnungen die Möglichkeit der Erweiterung nach außen bereits vorgesehen. Ebenfalls vorgesehen waren Zusatzeinrichtungen wie ein Geschäft, ein Kinderspielplatz, ein Mehrzweckraum und ein gemeinschaftlicher Gartenhof. Durch das begleitende Forschungsprojekt wurde deutlich, dass die Möglichkeiten der Partizipation intensiv genutzt und positiv bewertet wurden.

In den anderen Bundesländern scheiterte ein Großteil der Projekte an der Realisierung. Mangelndes Interesse der Bauträger oder zu hohe Baukosten für die von der Jury prämierten Projekte waren dafür ausschlaggebend.

„Besser Wohnen in Niederösterreich“: Wettbewerb in Tulln

Neben der Diskussion um Mitbestimmung im Wohnbau wurde die zunehmende Zersiedelung der Landschaft als ein Problem erkannt. Der Wettbewerb „Besser Wohnen in Niederösterreich“ widmete sich dem Entwurf von Eigenheimen in verdichteter Bauweise. Auf einer Grundfläche, die bei einer Bebauung mit freistehenden Einfamilienhäusern nur für sechs Familien Platz bieten würde, sollte eine Siedlung mit 30 Häusern entstehen. Von den 75 eingereichten Projekten wurden sechs zur Realisierung ausgewählt. Nach langen Verhandlungen und vielen Schwierigkeiten mit Bauträgern scheiterte das Projekt endgültig 1985 und wurde nicht realisiert. Bedeutend sind aber die zahlreichen Ergebnisse und Ideen in Hinblick auf eine verdichtete Bauweise, die im Zuge dieses Wettbewerbes entstanden sind. Einige davon sind in diversen Publikationen dokumentiert.

Soziales Wohnen: Les Paletuviers

Tulbingerkogel 1980, Klosterneuburg 1983

Das Empfinden einer zunehmenden Isolation der Kleinfamilie führte den Architekten Fritz Matzinger zur Idee der Atrium-Wohnhöfe. Das Projekt „Les Paletuviers“, die französische Bezeichnung für Mangrovenbäume in Afrika, ist vorrangig an den sozialen Aspekten des Wohnens interessiert. Jeweils acht Einfamilienhäuser sind um ein gemeinschaftliches Atrium konzipiert, das Raum für vielerlei gemeinschaftliche Aktivitäten bietet. Ein transparentes Schiebedach ermöglicht die Nutzung auch unabhängig von der Witterung. Wie die Erfahrung zeigt, verändert sich der Schwerpunkt der Nutzung mit den veränderten Lebensverhältnissen der BewohnerInnen. Am intensivsten genutzt wurde der Atriumhof, als die meisten Familien noch Kleinkinder hatten. Mit zunehmendem Alter der Kinder wurden die Erwachsenen mobiler und die Notwendigkeit einer Kommunikationszone war weniger gegeben. Infolge dessen wurde der Raum mehr zum Veranstaltungsort für die Jugendlichen und Erwachsenen.

In Tulbingerkogel und in Klosterneuburg wurden je zwei Wohnhöfe mit 16 Wohneinheiten errichtet. Gemeinschaftseinrichtungen sind zusätzlich eine Schwimmhalle mit Sauna, Werkstätten, Bastelräume, Waschküche, Trockenraum und ein Fotolabor. Einige der Einrichtungen waren bereits von Beginn an eingerichtet, einige Raumnutzungen entstanden erst durch Selbstorganisation der BewohnerInnen. Die Wohneinheiten mit 115m² bis 130m² Wohnfläche sind zweigeschossig mit privatem Gartenbereich und einer Dachterrasse im Obergeschoss. Insgesamt wurden zwischen 1975 und 1994 zwölf Projekte in Österreich und zwei Projekte in Deutschland realisiert.

Selbstbautechnologie

Siedlung Sulz im Wienerwald 1984

Die Siedlung Sulz im Wienerwald entstand als Gemeinschaftsprojekt einer EigentümerInnengemeinschaft, die von der Grundstückssuche bis zur Fertigstellung maßgeblich selbst tätig war. Als Vorbild diente ein bereits realisiertes Projekt in Höchst in Vorarlberg von den Architekten „Cooperative“: Eberle, Juen, Koch, Mittersteiner und Raab. Die Architekten „Cooperative“ wurden auch mit der Planung der Siedlung in Sulz betraut. Mit Holz als Baustoff wurde eine einfache Konstruktion gewählt, die viele Möglichkeiten zum Selbstbau anbietet. Zwei Häusergruppen sind jeweils um einen überdachten Innenhof angeordnet. Die einzelnen Wohnungen wurden nach individuellen Bedürfnissen mit den Architekten geplant. Großzügige Gemeinschaftsanlagen wie ein Kinderhaus mit Kindergarten und Bastelräumen, ein Erwachsenenhaus mit Mehrzweckraum und Sauna, Werkstätten für Autoreparatur, Tischlerei, Töpferei, Waschküche und die überdachten halböffentlichen Innenhöfe schaffen hohe Wohn- und Lebensqualität. Durch eine einfache Konstruktion und einen hohen Anteil an Eigenleistung konnten die Kosten verhältnismäßig gering gehalten werden. Das kleine Wohngebiet im Wienerwald fügt sich harmonisch in die umgebende Landschaft ein.

Ökologisch wohnen

Ökosiedlung Gärtnerhof, Gänserndorf 1988

Ähnlich wie das Projekt Sulz im Wienerwald entstand die Ökosiedlung Gärtnerhof durch den Impuls des planenden Architekten Helmut Deubner und durch Eigeninitiative einer Interessensgemeinschaft. Schwerpunktmäßig sollten nur ökologische Baustoffe zum Einsatz kommen, die Bauweise einen energietechnisch optimalen Standard aufweisen und eine ökologische Wasser- und Abfallversorgung und Entsorgung den ökologischen Kreislauf schließen. Insgesamt entstanden 25 Wohneinheiten mit Wohnungen zu 60m² bis 100m² und Häuser von 130m² bis 150m² Wohnfläche. An Gemeinschaftseinrichtungen gibt es einen Kindergarten, einen Veranstaltungsraum und eine Sauna sowie im Freien einen Spielplatz für Kinder.

Die Siedlung gilt als eines der Pionierprojekte auf dem Gebiet einer ökologischen Bauweise. Ergänzt durch eine grüne Oase von Bäumen, Pflanzen und Wasseranlagen, reihen sich die Häuser zu einer kompakten Gruppe. Sichtziegelmauern und verglaste Holzkonstruktionen der großen Veranden und Wintergärten fügen sich harmonisch ein.

Nur ein Teil des Grundstücks wurde verbaut und es bietet sich daher noch innerhalb der Siedlung viel Raum für Spaziergänge und halböffentliche Bereiche. In der unbebauten Hälfte befinden sich Gärten, eine Pflanzenkläranlage und ein Biotop.

LITERATUR

Dirisamer Rudolf u.a.: Wohnen morgen – Hollabrunn. Forschungsbericht 1. 1978

Dirisamer Rudolf u.a.: Partizipation als Prozess. Forschungsbericht 2. 1978

Havel Margarete, Gutmann Raimund: 20 Jahre Atrium-Wohnhöfe „Les Paletuviers“. Ein alternatives Wohnmodell im Bewohnerurteil. Österreichischer Wohnbund (Hg.). Wien 1997

Institut für partizipatives Planen, Bauen, Wohnen und Selbstarbeit am Eigenheim: Alternative Siedlungsformen in Österreich. Gefördert aus Mitteln des Bundesministeriums f. Bauten und Technik, Wien 1985

Kammer der Architekten und Ingenieurkonsulenten für Wien, Niederösterreich und Burgenland: Besser Wohnen in Niederösterreich (Broschüre). Dokumentation „Wettbewerb Tulln 1981“.

Leitner Kurt, Kuzmich Franz: Ausgewählte Siedlungen und Siedlungsprojekte in Niederösterreich. Niederösterreichische Wohnbauforschung Schriftenreihe. Bd 1. Amt der NÖ Landesregierung (Hg.). St. Pölten 2000

Raab Peter u.a.: Gemeinschaftswohnanlagen in Niederösterreich. Neue Formen des verdichteten Flachbaues in Niederösterreich- heute und morgen. Wien 1992





EIN HAUS AUS DER „LAGUNE“

KURZFASSUNG

So vielfältig wie die Stile im Fertighaus-Ausstellungsgelände „Blaue Lagune“ südlich von Wien, so uneinheitlich präsentieren sich die Wohnbauten der letzten zehn Jahre. Das nordische Holzblockhaus steht neben der säulenumrankten amerikanischen Villa. Die Resignation der Entscheidungsträger und der Planungsverantwortlichen für Raumplanung und Architektur wird deutlich. Der Wohnbau wurde aus der kommunalen Verantwortung an Genossenschaften abgegeben, bei denen wirtschaftliche Interessen oder falsch verstandene BewohnerInnenwünsche im Vordergrund stehen. Beliebig werden Stilelemente verwendet, von denen angenommen wird, dass sie einen Kaufanreiz bieten. Hinter den künstlich gestalteten Fassaden verbergen sich oft schlechte Grundrisse und eine wenig benutzerfreundliche Planung. Auffallend ist, dass auf Initiative von Genossenschaften kaum qualitativ interessante Flachbausiedlungen errichtet wurden, sondern vorrangig in den für viele unattraktiven mehrgeschossigen Wohnbau investiert wurde. Die interessanteren Flachbauprojekte im Ballungszentrum rund um Wien entstanden zum Großteil auf Eigeninitiative von EigentümerInnengemeinschaften und sind daher nicht hinzuzuzählen.

Zu keiner Zeit zuvor verlief die Weiterentwicklung derartig rasch und es ist anzunehmen, dass das Tempo noch anhalten wird. In den unterschiedlichsten Projekten ist keine einheitliche Linie mehr zu erkennen. Individualismus in jeder Hinsicht hat sich breit gemacht, aber zunehmend folgen die Wohnprojekte einem „Thema“. Von der Ökosiedlung, dem naturnahen Wohnen oder im anderen Extrem von der Golfsiedlung bis zu der dem amerikanischen Vorbild nachgeahmten „Celebration City“ ist alles möglich. Mit zunehmender Entwicklung zur Erlebnisgesellschaft wird das „Erlebnis“ auch im Wohnen gesucht. Die folgenden Beispiele zeigen einige Alternativen zum Haus aus der „Lagune“ auf.



Wohnhäuser hinter von Weinreben umrankten Mauern

Objekt

Gneixendorf, Fliegerinstraße

Baujahr: 1997–1998

Planung: Architekt Ernst Linsberger

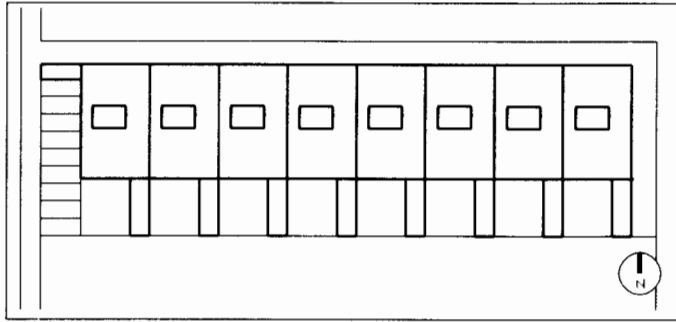
Grundfläche je Einheit: ca. 230m²

Verbaute Fläche: 133,5m²

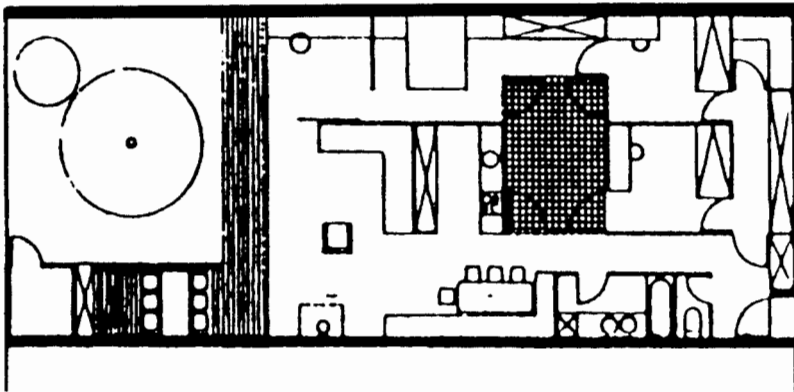
Wohnnutzfläche: 117,7m²

Private Freiräume: ca. 50m² Garten; ca. 12m² Atrium

Nebengebäude: Parkplätze am Siedlungsrand



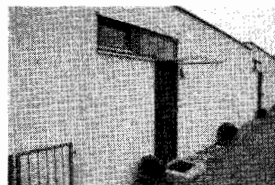
Lageplan 1:1000



Grundriss 1:200

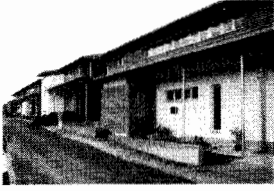
Die Wohnanlage in Gneixendorf liegt inmitten eines ehemaligen Weingartens, der zu Bauland umgewidmet wurde. Am Ortsrand gelegen bietet die Siedlung einen wunderschönen Ausblick in die umliegende Hügellandschaft und zu den Weinbergen. Die flache Bauweise, die dem leicht abfallenden Gelände angepasst wurde, eingegrenzt von weinrebenumrankten Mauern, lässt die Siedlung erst erkennen, wenn man ihr bereits sehr nahe ist. Nach einer Bebauungsstudie für das gesamte Areal waren insgesamt 85 Atriumhäuser mit Gärten, 24 Wohnungen und Geschäfte geplant. Sieben der Atriumhäuser wurden inzwischen realisiert. Das Kernstück der Wohnhäuser bildet das Atrium. Mit einem beweglichen Glasdach versehen kann es zu einem ganzjährig nutzbaren Wohnraum umfunktioniert werden. Schlafräume, die Küche und der Essplatz sind zum Atrium hin orientiert und durch großflächige Verglasungen belichtet. Der eigentliche Wohnraum öffnet sich nach Süden hin mit einem direkten Zugang zum Garten. Mit geschosshohen Sichtbetonwänden über die gesamte Länge des Gartens sind die Freiräume voneinander abgegrenzt. Der ursprüngliche Plan, an diese Sichtschutzwand auch einen Abstellraum im Freien und einen überdachten Sitzplatz vorzusehen, dürfte nicht realisiert worden sein. Damit reduzieren sich die Abstell- und Lagermöglichkeiten auf einen eingangsseitig gelegenen Schrankraum innerhalb der Wohnung, was als Nachteil empfunden werden könnte. Die vorhandenen Freiräume bieten eine sehr intime Rückzugsmöglichkeit im Atrium, einen zumindest uneinsehbaren Grünraum im Garten und eine halböffentliche Begegnungs- und Gemeinschaftszone vor den Wohnungszugängen. Ein gepflasterter Wohnweg führt quer zur Straße an der Eingangsseite der Hauszeile vorbei und ermöglicht die Zugänge zu den Wohneinheiten. Eine circa 1,20 Meter hohe Sichtbetonwand trennt den Weg vom umliegenden Grundstück und schafft eigene Raumqualitäten. Die Akzeptanz durch die BewohnerInnen zeigt sich im Gestaltungswillen. Verschiedenste Blumentöpfe und schmückende Accessoires begleiten den Weg und schaffen eine angenehme Atmosphäre. Durch das Atrium war es möglich, an dieser Häuserfront nur im Vorraum Oberlichtfenster zur Belichtung vorzusehen. Damit fühlen sich die BewohnerInnen weder durch Einblicke von Vorbeigehenden gestört, noch müssen sie selber darauf Bedacht nehmen, auf ihrem Weg vom oberhalb liegenden Parkplatz zum Hauseingang andere zu beeinträchtigen.

Der Ort Gneixendorf liegt vier bis fünf Kilometer entfernt von Krems. Man ist hier auf das Auto angewiesen, um die alltäglichen Wege zu erledigen. Der nächstgelegene Bahnhof liegt ebenfalls in Krems. Die Siedlung birgt vielerlei Qualitäten in sich. Angefangen bei der architektonischen Qualität setzen sie sich im Angebot an Freiräumen fort, die trotz dichter Bauweise ein ungestörtes Nebeneinander ermöglichen.



hinterer Wohnweg

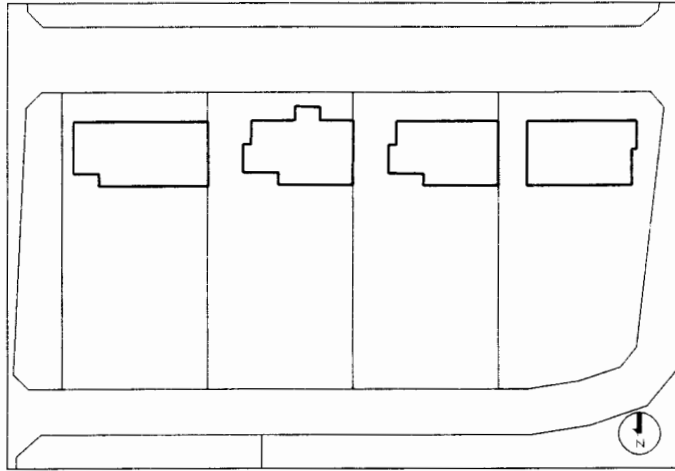
Wohnhauseingänge



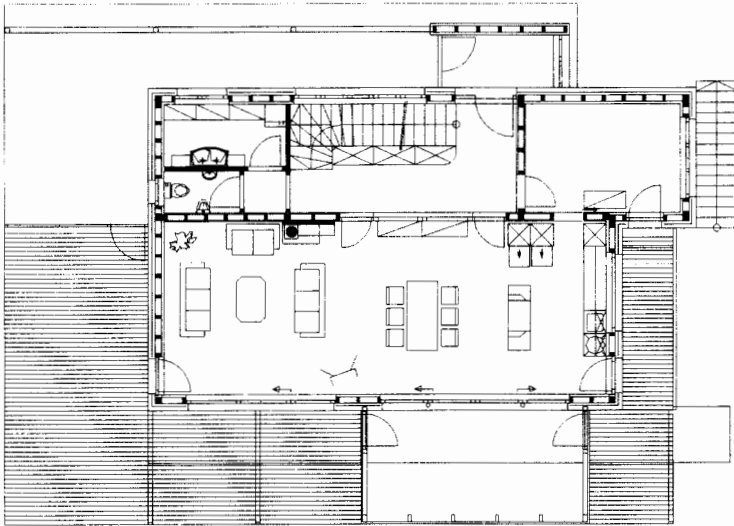
straßenseitige Ansicht

Objekt

Ailhartsberg

Baujahr: 1999–2000**Planung:** Architekt Leopold Hörndler**Grundfläche je Einheit:** 750m²**Verbaute Fläche:** ca. 115m²**Wohnnutzfläche:** 140–180m²**Private Freiräume:** ca. 600m² Garten; diverse Terrassen;
teilweise Wintergärten**Nebengebäude:** Carport

Lageplan 1:1000



Grundriss 1:200

Von der Grundstücksgröße und der Bauweise kann in diesem Projekt zwar nicht mehr von flächenschonendem Bauen gesprochen werden. Aber in anderer Hinsicht könnte das folgende Projekt für zukünftige Alternativen zum freistehenden Einfamilienhaus Ideen liefern.

In vielen Problemgebieten Niederösterreichs kämpft man gegen zunehmende Abwanderung in städtische Ballungsgebiete. Besonders betroffen sind davon kleinere Ortschaften, die damit auch ihre dörfliche Infrastruktur mit Schule, Kindergarten, Gasthäusern und Geschäften verlieren. Um dem entgegen zu wirken, werden in der Nähe von Ortszentren große Flächen zu Bauland für Einfamilienhäuser umgewidmet und der einheimischen Bevölkerung zu einem günstigen Preis angeboten. In Folge entstehen daraus an den Ortsrändern ungeordnete Einfamilienhaussiedlungen mit einem bunten Mix an verschiedensten Baustilen.

Diese kleine Siedlung mit vier Wohnhäusern wurde im Rahmen der Baurechtsaktion der Niederösterreichischen Landesregierung errichtet. Dabei wird BauerwerbInnen in Gebieten, die von Abwanderung bedroht sind ein Grundstück durch die Gemeinde zur Verfügung gestellt, um darauf ein Einfamilienhaus zu errichten. Das Grundstück verbleibt einstweilen im Eigentum der Gemeinde und kann später von den BewohnerInnen käuflich erworben werden. Allhartsberg ist eine kleine Gemeinde unweit von Amstetten. Die Siedlung liegt auf einem Hügel mit herrlichem Weitblick in die umliegende Landschaft. Alle vier Häuser wurden in vorgefertigter Holztafelbauweise mit konsequenter Nord-Süd-Ausrichtung errichtet. Geschlossene Fassaden im Norden und verglaste Öffnungen im Süden sollen die Erreichung eines Niedrigenergiestandards ermöglichen. Der Autoabstellplatz unter dem hervorspringenden Obergeschoss und der offene Zugang im Norden bilden an diesem Projekt eine interessante Lösung. Wohnen, Essen und Kochen reihen sich hintereinander in einem Raum, der sich mit großflächigen Glasfronten über die Terrasse und den Garten hinweg nach Süden öffnet. Glasschiebetüren ermöglichen die direkte Erweiterung des Innenraumes auf die teilweise überdachte Terrasse. Der eigentliche Garten liegt etwas tiefer und ein daraus resultierender Geländesprung wird durch eine Böschung überwunden. Kleinere Terrassen im Obergeschoss und der nur bei manchen Objekten errichtete Wintergarten ergänzen das Freiraumangebot. Wenn der Wintergarten, der eine geschützte Nische bildet, nicht ausgeführt wird, fehlt auf der unteren Terrasse der seitliche Sichtschutz.

Umgeben von traditionellen Bauformen, erscheint es besonders mutig, auch von Seiten der Gemeinde, hier einmal neue Lösungen und eine neue Bauweise zuzulassen. Im Vergleich zum herkömmlichen Einfamilienhaus bietet eine solche Bauweise zwar nicht unbegrenzte individuelle Gestaltungsmöglichkeiten, dafür aber vielleicht mehr Wohnkomfort und Wohnqualität.



gartenseitige Ansicht

Hauseingang



vorderer Bauteil

nordlicher Bauteil

offener Laubengang

Objekt

Mistelbach, Roseggerstraße

Baujahr: 1999–2000

Planung: ARE-Bau Ges.m.b.H

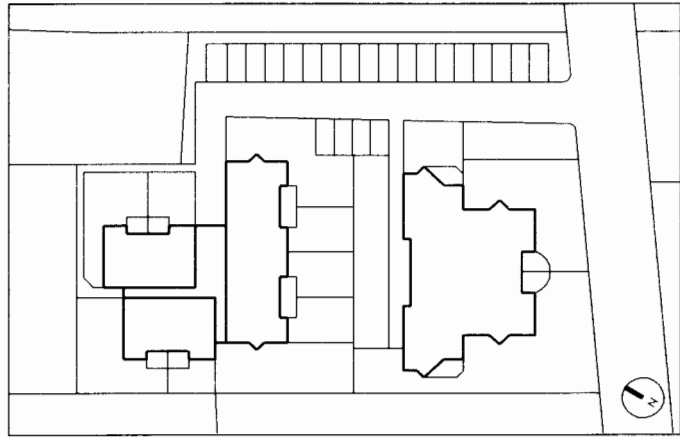
Gesamtgrundfläche: 2746m²

Verbaute Fläche: Bauteil A: 351,75m², Bauteil B: 446,80m²

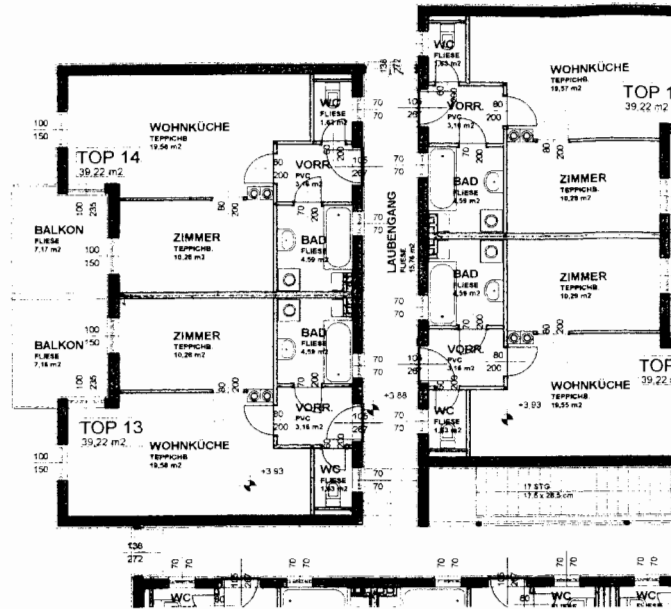
Wohnnutzfläche gesamt: Bauteil A: 513,28; Bauteil B: 630,94m²

Wohnfläche je Wohneinheit: 39m² bis 72m²

Private Freiräume: diverse Privatgärten, Terrassen, Spielplatz und Gemeinschaftsgarten



Lageplan 1:1000

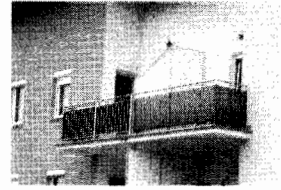


Grundriss 1:200

Dieses Projekt zählt ebenfalls nicht zum Typus der Reihenhaussiedlungen. Die in zwei Bauteilen errichtete Wohnhausanlage beherbergt insgesamt 40 Mietgarconnieren. Vorrangig werden die Kleinwohnungen an Angestellte des nahe gelegenen Krankenhauses vergeben, aber auch andere können die Wohnungen mieten. In der äußeren Erscheinung liegt bereits eine der Qualitäten, die diese Wohnsiedlung auszeichnet. Gerade in ländlichen Gebieten wird dem Mietwohnungsbau verhältnismäßig wenig Bedeutung beigemessen. Private Freiräume sind, wenn überhaupt vorhanden, auf ein Minimum reduziert, Grundrisse werden ohne Rücksicht auf Lage und Orientierung standardmäßig ausgeführt und gewählt wird fast immer ein mehrgeschossiger Wohnbau als günstigste Bauform.

In diesem Projekt wurde auch für relativ kleine Wohnungen eine angenehme Wohnumgebung mit Terrassen und Eigengärten geschaffen. Der vordere Bauteil beherbergt acht Wohneinheiten mit 54m² bis 72m² Wohnfläche. Den vier Wohnungen im Erdgeschoss sind jeweils Eigengärten von 50m² bis 200m² und eine überdachte Terrasse zugeordnet. Vier weitere Wohnungen im Obergeschoss mit den gleichen Wohnflächen verfügen jeweils über eine Terrasse mit einer Fläche von 10m². Die Terrassen sind teilweise in Gebäudenischen zurückversetzt, um uneinsehbare Privaträume zu ermöglichen. Akustisch ungünstig liegen manche paarweise zusammen und sind nur durch dünne Wände voneinander getrennt. Als zusätzlicher Freiraum ist zwischen den beiden Bauteilen ein Grünstreifen von 120m² Grundfläche für einen Spielplatz und einen Gemeinschaftsgarten vorgesehen. Die Grundrisse sind so orientiert, dass bei allen Wohnungen der großzügige Wohnraum mit integrierter Küche möglichst nach Süden gerichtet ist. Etwas benachteiligt scheint dabei eine Wohnung in nord-östlicher Richtung. Ein Teil des Gebäudes ist unterkellert und bietet neben den Kellerabteilen einen von außen zugänglichen Fahrrad- und Kinderwagenabstellraum. An der Zufahrtsstraße liegen überdachte PKW-Stellplätze. Der nördliche Bauteil beherbergt noch wesentlich kleinere Wohnungen. Auf zwei Ebenen wurden insgesamt 16 Wohneinheiten mit je 40m² errichtet. Alle Wohnungen verfügen über einen Garten oder einen Balkon. Den Zugang ermöglicht ein teilweise innenliegender überdachter Laubengang. An der gegenüberliegenden Seite lassen Glastüren genügend Licht herein und entsprechend hell und ansprechend sind die Gänge. Diese besondere Art der Erschließung vermittelt das Gefühl des direkten Zuganges von außen und schafft damit mehr Identität für die BewohnerInnen. Die Wohnungseingänge werden hier wie Hauseingänge behandelt und mit Aufschriften und schmückenden Emblemen personalisiert.

Das besondere an dieser Wohnanlage liegt auch darin, dass man nicht auf den ersten Blick erkennt, dass es sich hier um einen Mietwohnungsbau handelt. In der Bauweise hat man sich vom gängigen „Blockbau“ gelöst und mit aufgelockerten Baukörpern eine der ländlichen Maßstäblichkeit angepasste Bauform gefunden.



Balkone



Garten

Vom Rückblick zum Ausblick

Anhand der Beispiele im vorangegangenen Kapitel sollte gezeigt werden, dass auch außerhalb städtischer Ballungsgebiete und abseits von elitären Wohngruppenprojekten immer wieder interessante Kleinsiedlungen in allen Regionen Niederösterreichs entstanden sind. Ihre Qualitäten liegen in einer ausgewogenen Konzeption im Spannungsverhältnis zwischen Öffentlichkeit und Privatheit, einer Rücksichtnahme auf die Landschaft und die umliegende Bebauung und in architektonischen Qualitäten. Es sollte gezeigt werden, dass es bereits viele Beispiele gibt, in denen sich der verdichtete Flachbau als echte Alternative zum mehrgeschossigen Wohnbau einerseits und zum freistehenden Einfamilienhaus andererseits erwiesen hat.

Im momentanen Wandel von der Industriegesellschaft zur Erlebnisgesellschaft verändern sich die Wohnbedürfnisse und Lebensgewohnheiten. Die „richtige Wohnform“ gibt es nicht. Anstelle von allgemeinen Modellen benötigt es flexible Modelle, die in vielfacher Hinsicht an die in Veränderung befindlichen unterschiedlichen Lebenssituationen anpassungsfähig sind.

Die Tendenzen des Wandels werden vom Soziologen Hartmut Häußermann anhand von vier Aspekten beschrieben und sollen im Folgenden kurz wiedergegeben werden:

Wohnen und Arbeiten

Nach einer strengen Trennung von Wohnen und Arbeiten in der bürgerlichen Gesellschaftsordnung wird die Wohnung verstärkt auch wieder der Ort der Arbeit. Veränderungen in der Informationstechnologie, zunehmende Projektarbeit und freiberufliche Tätigkeit, die sich zum Teil auch zu Hause erledigen lässt, flexiblere Arbeitszeiten auf der einen Seite, aber auch längere Ausbildungszeiten, Umschulungen und Weiterbildungen sowie Arbeitslosigkeit bewirken, dass die Wohnungen auch tagsüber bewohnt werden. Wohnung, Freizeit und Arbeit werden räumlich und zeitlich wieder miteinander verflochten. Die klassische Familienhierarchie mit berufstätigem Mann und Hausfrau zu Hause hat sich durch die zunehmende Berufstätigkeit der Frau aufgelöst. Eine erhöhte Mobilität kommt als neuer Faktor hinzu.

Individuierung im Privaten und neue Nachbarschaften

Innerhalb der Wohnungen kommt es zu einer vermehrten Individuierung und Abgrenzung der Haushaltsmitglieder mit dem Endpunkt im Einpersonenhaushalt. Immer größere Wohnflächen sind nötig, um für alle BewohnerInnen einen eigenen Privatraum zu ermöglichen. Andererseits entstehen Wohngruppen, die neue Nachbarschaften suchen und soziale Netze aufbauen, um die zunehmende Isolation

und Anonymität zu durchbrechen. Die Auswahl der „Nachbarschaft“ wird zunehmend selektiver. Sie muss gleiche Vorstellungen und Lebensauffassungen haben. Dafür weiten sich die Grenzen des Privaten bis zum Rand der „Hausgemeinschaft“ aus und beziehen Gemeinschaftseinrichtungen wie Sauna und Veranstaltungsraum in den Privatraum mit ein.

Planungspartizipation, MieterInnenmitbestimmung, Gemeinschaftseigentum

Mit einem immer rascheren Wechsel zwischen verschiedenen Lebenssituationen erfordert es, neue Verfügungs- und Eigentumsformen zwischen den „Abhängigkeiten“ in einem Mietverhältnis und den „langfristigen Verbindlichkeiten“ beim Eigentum zu schaffen. Die Attraktivität des Eigenheimes besteht zu einem Großteil in den uneingeschränkten Verfügungsmöglichkeiten. Möglichkeiten der Partizipation und Mitbestimmung auch im Mietwohnungsbau entsprechen den Wohnwünschen der neuen Haushaltstypen. Selbstbestimmte Wohnbedingungen, Kooperation und kommunikative Nähe, aber auch Unverbindlichkeit und Entlastung von Verantwortung werden gesucht.

Neue Haushaltstypen

Neben Familien gibt es zunehmend auch andere Formen des Zusammenlebens. Alleinstehende, unverheiratete Paare ohne Kinder, Alleinerziehende und Wohngemeinschaften sind im Zunehmen begriffene Lebensformen. Die Anzahl der Singlehaushalte steigt besonders rasch an, wobei hauptsächlich Frauen sich immer häufiger bewusst zu einem Leben alleine entscheiden. Alleinerziehende, ebenfalls hauptsächlich Frauen, leben zum Großteil mit nur einem Kind zusammen. Wohngemeinschaften sind hauptsächlich für Städte mit schulischen Einrichtungen, für SchülerInnen und StudentInnen bedeutend.

Aus diesen Aspekten lassen sich die Anforderungen erkennen, an denen zukünftig die Attraktivität von Wohnsiedlungen gemessen werden wird. Wohnungen oder Häuser, die isoliert nur das Bedürfnis „Wohnen“ abdecken, finden keinen Anklang mehr. Es muss möglich sein, die eigene Privatheit gestalten zu können. Neben dem Bedürfnis nach Individualisierung und Rückzug in geschützte Räume gibt es den Wunsch nach Nachbarschaften und kleinen sozialen Einheiten. Zahlreiche privat initiierte und realisierte Wohnprojekte der letzten zehn Jahre bestätigen diese Tendenz, dass die Menschen wieder zunehmend an nachbarschaftlichen Kontakten interessiert sind. Keine Bauform eignet sich besser dazu als eine verdichtete Bauweise. Neben intimen Privaträumen ermöglicht sie Räume der Kommunikation und der zwanglosen Begegnung. In kleinen

überschaubaren Einheiten könnten integrierte Kinderspielplätze und Freizeiteinrichtungen für die Erwachsenen wie eine Sauna oder ein Veranstaltungsraum Maßnahmen sein, die im Stande sind, diese Nachbarschaften herzustellen.

Neue Impulse zu setzen und InteressentInnen zu koordinieren könnte eine neue Aufgabe für die Gemeinden sein, die als Lohn dafür hohe Aufschließungs- und Infrastrukturkosten einsparen.

Ein zunehmendes Rückzugsbedürfnis der Menschen in einen geschützten Raum bedarf uneinsehbarer, akustisch voneinander abgeschirmter Orte. Es muss möglich sein, eine häusliche Atmosphäre zu schaffen, die Behaglichkeit erzeugt, ohne allzu sehr einzuengen. Private Freiräume sollten genauso behandelt werden wie die Wohnräume. Es braucht intime Räume mit schützenden Wänden aus Bäumen und Sträuchern genauso wie offene Plätze mit Ausblicken in die Ferne.

Zukünftige Wohnräume müssen noch flexibler und anpassungsfähiger an veränderte Lebenssituationen und veränderte Bedürfnisse sein. Erweiterbare und ausbaufähige Häuser sind eine Möglichkeit zur Expansion der Wohnflächen, aber auch nachträgliche Verkleinerungen durch die Abtrennung einer kleinen vermietbaren Einheit oder für eine pflegebedürftige Person könnten attraktive Kennzeichen sein. Neben Familien sollten auch für andere Formen des Zusammenwohnens adäquate Wohnraumangebote nebeneinander vorgesehen sein. Bei einem differenzierten Angebot ließe sich bei veränderten Lebenssituationen ein Wohnungswechsel innerhalb einer kleineren Siedlung viel leichter bewerkstelligen.

Die direkte Wohnumgebung und das Wohngebiet bekommen zunehmende Bedeutung. Nachdem durch die Veränderungen am Arbeitssektor die Wohnungen auch tagsüber vermehrt bewohnt werden, besteht wieder ein zunehmendes Bedürfnis nach sozialer Infrastruktur in der direkten Wohnumgebung. Ein Lokal zum Mittagessen, ein Kaffeehaus oder auch Sport- und Freizeitmöglichkeiten um zwischendurch auszuspannen sind gefragt.

Auf eine ökologische Bauweise wird vermehrt geachtet. Ein steigendes Umweltbewusstsein durch offensive Öffentlichkeitsarbeit schafft langsam ein allgemeines Bewusstsein für einen ökologischen Umgang auch beim Hausbau oder beim Hauskauf. Es wird darauf geachtet, ob ökologische Baustoffe verwendet wurden, alternative Energiesysteme zum Einsatz kommen und ob Niedrigenergiestandards möglich sind. Dazu kommen zunehmend Überlegungen zur Entlastung der Umwelt durch Car-Sharing, oder überhaupt zum Verzicht auf ein Auto.

Die in den letzten Jahren zahlreich angelegten Feuchtbiotopeweisen auf die romantische Sehnsucht nach einem Stück unberührter Natur und nach einem Stück Urwald im Garten hin. Mit zunehmender Kultivierung aller Grünflächen gibt es hingegen kaum mehr Brachen, in denen es zu jeder Jahreszeit neue Tiere und Pflanzen zu entdecken gibt. Man vermisst zunehmend die Vielfalt einer unkultivierten Landschaft.

Ein wesentliches Argument für die Errichtung eines einzelstehenden Einfamilienhauses ist die kostengünstige Bauweise. Durch Eigenleistung und Mithilfe der Familie und von Verwandten kann der Baufortschritt den jeweils vorhandenen Geldmitteln angepasst werden. Im Gegensatz dazu erfordert der Ankauf eines Reihenhauses ein gewisses Startkapital und mit den folgenden Raten geht man eine längerfristige Verpflichtung ein, unabhängig von veränderten Einkommensverhältnissen. Hier besteht Nachfrage nach alternativen Finanzierungsformen. Modelle mit Eigenleistung zur Kostenreduzierung sind eine Variante, aber auch neue Verfügungsmöglichkeiten zwischen Miete und Eigentum sind zu überdenken. Momentan stellt die derzeitige Praxis der Wohnbauförderung das wesentliche Steuerungselement dar.

Betrachtet man noch einmal die Tendenzen der gesellschaftlichen Veränderung, deutet vieles darauf hin, dass gerade einer verdichteten Bauweise in Hinkunft große Chancen beigemessen werden können. Voraussetzung ist, dass die Bauweise nicht mehr nur an Kleinfamilien orientiert ist, sondern flexible Angebote macht, die den immer rascher werdenden Veränderungen in den Lebensverläufen angepasst werden können.

LITERATUR

Häußermann Hartmut, Siebel Walter: Soziologie des Wohnens. Eine Einführung in Wandel und Ausdifferenzierung des Wohnens. Weinheim 1996

„DICHTER“ IN DEN NIEDERLANDEN

Die meisten Landschaften Niederösterreichs zeichnen sich durch weitläufige, offene, weitgehend erhaltene und relativ großflächige Naturräume aus. In diesen Landschaften bestimmt weniger der Mangel an Bauland die Notwendigkeit einer Verdichtung, sondern ökologische Grundsätze, ökonomische Zwänge oder soziale Konzepte, die über das Einfamilienhaus hinausgehen sollen.

Es gibt jedoch Landschaften, in denen die natürlichen Bedingungen Konzepte einer extremen Verdichtung von Wohnraum selbstverständlich machen. Die Niederlande sind ein Beispiel für eine solche „Landschaft der Verdichtung“. Diese Verdichtung ist durch den besonderen Umgang mit dem Land bedingt. Seit Jahrhunderten werden zur Erweiterung bestehender Städte künstliche Inseln im Wasser angelegt, und feuchtes Land wird trockengelegt. Das bedeutet Eindeichung, Trockenlegung, Wasserregulierung, Umleitung der Wasserströme, Anlage von Brücken und Kanälen, das bedeutet, um das Land selbst zu kämpfen. Für die Fundierungen werden Pfähle in den Boden versenkt, Tonnen von Sand mit Lastkähnen von der Küste gebracht, ganze Küstenstreifen ins Landesinnere transferiert und Sanddünen auf nasse Wiesen geschüttet. So findet man mitten in Wohnsiedlungen tief im Landesinneren Reste von Sandstränden, vom Meer glattgewaschene Steine und Muscheln. Für uns eine seltsame Entdeckung, für Holländer ganz normal.

Im Gegensatz zu Österreich besteht Holland nicht aus größeren und kleineren Städten, die von mehr oder weniger erhaltener Natur umgeben sind, Holland ist eine mit unterschiedlicher Dichte beinahe zur Gänze bebaute Landschaft, ein unscharfes Bild zwischen Stadt und Land, eine suburbane Landschaft. Wir nennen dieses Phänomen der Unschärfe „Zersiedelung“, in

Holland hat man dafür den Begriff der „Randstadt“ geprägt: eine komplexe, stadtähnliche Landschaft mit sechs Millionen EinwohnerInnen, ein suburbanes Land. In den Niederlanden bestand in den letzten Jahren enormer Bedarf nach neuen Wohnungen. 1991 hatte die niederländische Regierung bedingt durch die Öffnung der europäischen Grenzen eine Zuwanderung von zwei Millionen Menschen nach den Niederlanden und bis zum Jahr 2005 einen Mehrbedarf an 1,2 Millionen neuen Wohnungen berechnet. Diese Prognose sollte sich bewahrheiten. Die Planung neuer Wohnbaugebiete begann vorerst mit einer vehementen Kritik an der allgegenwärtigen, ausufernden und zersetzenden „Suburbanität“. Dem Prinzip der unscharfen Landschaft wurde das Prinzip der kompakten Stadt entgegengesetzt: Die zehn ausgewählten „Vinex“-Standorte¹ lagen insgesamt an den Rändern bestehender Großstädte und sollten die vorhandene Urbanität einerseits nutzen, sie andererseits an ihrem Rand komprimieren und Urbanität im kleinen Maßstab imitieren. Alle weiteren Bedingungen gab die holländische Regierung weitgehend aus der Hand: Nach fast 100-jähriger Geschichte des sozialen Wohnbaus beendete die Regierung die Subventionspolitik, und 70% der geplanten Wohnungen wurden den Regeln des freien Marktes unterworfen. Der Optimismus der ursprünglichen Idee, dass die Stadterweiterungen von der Atmosphäre der alten Städte profitieren würden, erwies sich als unrealistisch. Die fiktive Urbanität der Standorte interpretierte das bunte Bild von Grachtenhäusern in Form von funktionalistischen Schemata aus Wohneinheit, Zeile, Block, Straße, Hof und Platz, und die meisten dieser als Integrationsmodelle gedachten Wohnsiedlungen waren abgrenzend, autonom, introvertiert und ließen sich zudem schlecht verkaufen.



Abb. 1: Reihenhäuser auf Borneo-Sporenburg, Neutelings Riedijk Architekten



Abb. 2: Reihenhäuser auf Borneo-Sporenburg, Neutelings Riedijk Architekten

Das Potential Randstadt

Mittlerweile sieht man gerade in dem unscharfen Bild der suburbanen Landschaft wie die holländische „Randstadt“ eine flexiblere Ausgangslage als in dem Idealbild der kompakten Stadt. Jüngste holländische Projekte setzen daher auch weniger auf die homogene Gestalt urbanen Blockwohnens, als vielmehr auf das Potential der ausgefranst, gestaltlosen und zersiedelten Vorstadt oder Zwischenstadt selbst. In den meisten dieser aus der konkreten Bedingung der Randstadt heraus konzipierten Projekte geht es weniger um maximale Verdichtung für maximalen Grundstücksertrag, sondern vielmehr um maximale Verdichtung, um gleichzeitig ein Maximum an Qualitätssteigerung zu erreichen.

Farmax

Die vom Rotterdamer Büro MVRDV kreierte Formel „Farmax“ drückt dies vielleicht am ehesten aus. „Farmax“ – „Floor Area Ratio Maximum“ – beschreibt das Verhältnis zwischen bebauter Fläche und Grundstücksfläche und untersucht, wie weit der zum Wohnen benötigte Raum verdichtet werden kann, so dass zugleich der nutzbare Freiraum maximiert wird. Unter dieser Bedingung entstehen etwa extrem verdichtete, flächige Streifenhofhäuser, die in ihrem schier endlosen Nebeneinander auch endlose Reibungsflächen mit Nachbarn und maximale Intimität zugleich provozieren. Oder aber Reihenhäuser, die ohnehin schon schmaler und höher scheinen, als sie hierzulande jemals gebaut werden könnten, werden in ihrem Inneren vollkommen ausgehöhlt, und die notwendige Intimität für privateste Funktionen wie das Schlafen, Lieben und Waschen wird durch kleine, eingehängte Boxen erlangt, während der restliche Raum in

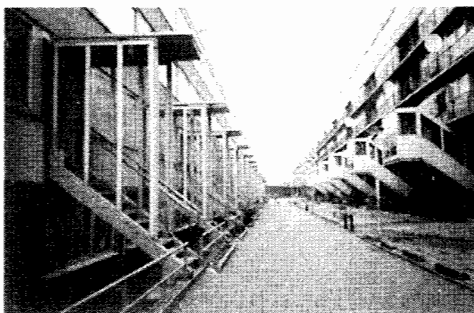


Abb. 3: Apartmentblock, OMA, Amsterdam

maximaler Höhe die Enge der intimen Kojen ausgleicht. In den meisten Projekten dieser extremen Verdichtung von Wohnen in einem eher flächigen Kontext scheint das Konzept auf einer Kompensation von Raum als Grundlage für eine Verhandlungsbasis zu beruhen.

Borneo-Sporenburg, eine ehemalige Hafensinsel außerhalb von Amsterdam, basiert genau auf einem solchen Konzept einer Kompensation: Auf schmalstem Raum entstanden unter einer rigorosen Vorgabe unterschiedlichste Streifenhäuser, deren für uns ungewohnte Enge durch den endlosen Freiraum des umgebenden Wassers und deren knappes Nebeneinander durch vielfach nutzbare, dreigeschossige Innenhöfe mit maximaler Intimität sowie durch sonnige Dachterrassen kompensiert wird. Ein Spaziergang durch Borneo-Sporenburg zeigt den Erfolg dieser extremen Dichte bei gleichzeitig maximalem Freiraum: Die Höfe werden entweder als Wintergarten, Essplatz oder erweiterter Wohnraum, als Werkstatt, Stauraum oder Atelier, als Spielraum für Kinder, Platz für Wäscheleinen oder aber einfach dazu genutzt, um das längst fällige Motorrad zu zerlegen

SABINE POLLAK

Anm. 1: „Vinex“ lautete der „Vierte Bericht zur räumlichen Entwicklung“ der holländischen Regierung, auf dessen Basis die Standorte für eine Erweiterung ausgesucht wurden.



Abb. 4: Apartmentblock, MVRDV, Amsterdam

SABINE POLLAK



Wohnpark Fontana

V THEMENWOHNEN

THEMENWOHNEN UND DER TRAUM VOM BESSEREN LEBEN

Wohnkonzepte, die Themen wie „Freizeit“, „Sport“, „Betreuung“ und mehr miteinbeziehen, sollen das reine Wohnen um bedarfsgerechte Angebote erweitern. Die Idee eines Wohnens, an das mehrere Themen gekoppelt sind, ist nicht neu. Sie wurde in utopischen Projekten des 16. Jahrhunderts antizipiert und wird zur Zeit vor allem in den USA realisiert, wo in jede größere Siedlung unterschiedlichste Versorgungs- und Betreuungseinrichtungen oder Sport- und Erholungsmöglichkeiten integriert sind, um bestimmte Anreize für BewohnerInnen zu schaffen.

Themen-Wohnparks wie beispielsweise Wohnen an einem Badeteich oder Wohnen am Rande eines Golfclubs vermitteln mehr als jede andere Wohnform die Utopie einer schöneren und besseren Welt. Eine der bekanntesten Themensiedlungen wurde vor wenigen Jahren in Orlando, Florida, nahe dem Unterhaltungszentrum Disney World errichtet. Die Siedlung „Celebration City“ vermittelt das Bild einer intakten Kleinstadt der Jahrhundertwende mit kolonialistischen Häusern, intakter Nachbarschaft und spielenden Kindern auf den Straßen. Der „Club Fontana“ in Oberwaltersdorf ist nach amerikanischem Vorbild konzipiert und vermittelt ein ähnliches Bild. Er bietet seinen BewohnerInnen neben dem Wohnen im klassizistischen Stil die Nutzung eigener Golf- und Tennisanlagen, das Baden im eigenen Badeteich, eine eigene Gastronomie, ein Fitnesscenter sowie die Sicherheit eines „Wohnressorts“.

Neben dem „Club Fontana“ entstanden in den letzten Jahren vor allem im Süden von Wien eine Reihe von Siedlungen am Rand von stillgelegten Schotterteichen, die als Badeteiche einen Anreiz für verdichtete Bauformen bieten und Wohnen mit einer aktiven Freizeitgestaltung verbinden. Solche Siedlungen, die an bestehende oder künstliche Naturreservoirs angeschlossen sind, könnten zukünftig in der Erhaltung eines ökologischen Gleichgewichts bedeutsam werden, da an Stelle vieler kleiner Einzelgärten ein großes Reservoir von einer Gruppe von EigentümerInnen oder MieterInnen benutzt und auch betreut wird.



Unter dem Schlagwort „Themenwohnen“ versteht man Wohnkonzepte, die bedarfsgerechte Angebote, die das reine Wohnen um bestimmte Themen erweitern sollen, in das Konzept integrieren. Die meisten dieser Siedlungen laufen unter dem Thema „Freizeit“ sowie unter angekoppelten Themen wie „Sport“, „Versorgung“, „Betreuung“ oder „Homeworking“. Die Idee, dass Wohnen mit bestimmten Themen gekoppelt wird, ist nicht neu. Sie wurde in frühen Idealstadtentwürfen wie etwa im 16. Jahrhundert von Thomas Morus entworfen, dessen fiktiver Staat eine glückliche Gesellschaft in einer besseren Welt versprach, und sie wurde in funktionalistischen Konzepten in Form von „Wohnmaschinen“ interpretiert, in denen nicht nur das Wohnen, sondern auch die gesamte Freizeit, die Arbeit, die Bildung, die Versorgung und die Betreuung geregelt sein sollten. Heutige Themensiedlungen und Themen-Wohnparks orientieren sich meist an Vorbildern aus der USA, wo nahezu in jede größere Wohnanlage ein Supermarkt, ein Fitnesscenter, ein Gastronomiebetrieb und eine Betreuung integriert sind.

Auch heute vermitteln Themensiedlungen mehr als jede andere Siedlungsform die Utopie einer glücklichen Gesellschaft in einer besseren Welt. Diese Utopie wird oft über ein relativ traditionelles Bild transportiert. Die Siedlungen bestehen meist aus freistehenden Einfamilienhäusern oder größeren Apartmenthäusern, die abgeschlossene Einheiten am Rande einer Grünanlage, eines Sportclubs oder eines Teiches bilden. Meist sind diese Anlagen durch einen Zaun geschützt oder von dichten Hecken umschlossen, so dass der Eindruck einer geschlossenen Gemeinschaft entsteht.

Eine der bekanntesten Themensiedlungen wurde 1996 in Orlando, Florida, nahe dem Unterhaltungszentrum Disney World eröffnet. Die ebenfalls vom Disney-Konzern gegründete Idealstadt „Celebration City“ verfügt über einen eigenen Golfplatz, mehrere Teiche, ein Fitnesscenter, ein eigenes Gesundheitszentrum und eine eigene Schule. Der Plan von „Celebration City“ erinnert an die Idealstadträume des 19. Jahrhunderts wie die Gartenstadt von Ebenezer Howard, die über niedrige Bebauung und großzügige Gartenanlagen ihren BewohnerInnen Glück, Wohlstand und Gesundheit versprach. Idealstadträume wie jener von „Celebration City“ haben etwas mit einer Zeitlosigkeit und dem Wunsch nach Ewigkeit zugleich zu tun. Genauso zeigen sich auch die Wohnhäuser in „Celebration City“. Sie sind zeit- und ortlos und verwenden jede Epoche und jeden Stil, der immer auch von den Käufern gewünscht wird, klassisch, viktorianisch, kolonialistisch, „coastal“, mediterran, nordisch oder französisch. Das Gefühl eines solchen traditionellen Wohnens im Stil des 19. Jahrhunderts vermittelt „Celebration City“, eine „Kulmination aller amerikanischen Utopien“, wie Mark Morris in seinem Essay „Build a Better Mousetrap“ schreibt, vor allem über Bilder, die ja auch das bevorzugte Medium von Disney sind, und eine glückliche Gemeinschaft in einer heilen Welt zeigen (Morris 1996, S. 96).

Themensiedlungen sind fast immer an solche Bilder gebunden. Sie versprechen Gesundheit, Fitness, Gemeinschaft, Naturverbundenheit, Ökonomie oder Ökologie und bieten zugleich die Sicherheit und Zugehörigkeit einer abgeschlossenen Gemeinschaft, als ob sie ein „Arkadien“ des 21. Jahrhunderts wären, das sich durch Ordnung und Harmonie gegen eine ungeordnete Welt behaupten müsse. Dass etwa in „Celebration City“ alle so traditionell aussehenden Einfamilienhäuser mit modernster Netzwerktechnik und einem eigenen, von Disney konzipierten TV-Sender ausgestattet sind, entspricht der künstlichen Bildwelt des Unterhaltungskonzerns und garantiert neben der Annehmlichkeit, sämtliche Dienstleistungen von zu Hause aus in Anspruch nehmen zu können, auch eine maximale Kontrolle über die kleine Gemeinschaft.

„America is building utopias again. This time it is not in New Harmony or Oneida or even Levittown. No, the millennial last word in ideal cities will be located near Orlando, Florida, ten minutes from Disney World. It should come as no surprise that Mickey Mouse has dreamed it up, imagined this brave new world.“
(Morris 1996, S. 73)

In Niederösterreich bieten vor allem die verschiedensten Naturreservoirs wie zum Beispiel natürlich entstandene oder künstlich angelegte Teiche Möglichkeiten für verdichtete Siedlungen am Rand dieser Reservoirs, die unter dem Thema „Freizeit“, „Sport“ oder „Erholung“ laufen können. Ein eigener kleiner Badeplatz, ein von einer Gemeinschaft genützter Strand oder ein an die Wohnanlage anschließender Naturpark, der nur wenige Schritte von der Wohnung entfernt liegt, sind Anreize für ein qualitativvolles Wohnen, für das vielleicht auch weitere Wegzeiten zum Arbeitsplatz oder zur nächsten städtischen Infrastruktur in Kauf genommen werden. Badeplatz, Strand und Steg eines größeren Teiches können das kleine Biotop des Einfamilienhauses mehrfach ersetzen, denn Wochenenden und Ferien können nun zu Hause verbracht werden, und Wohnung und Wohnumfeld erlangen Qualitäten, die normalerweise nur in Urlaubs- und Erholungsorten geboten werden.

Wohnen, das thematisch mit bestimmten Sportarten verbunden ist, erinnert an das Wohnungsprogramm der Moderne am Beginn des 20. Jahrhunderts. In den Zwanzigerjahren war die Gemeinschaft der Architekten und Architektinnen Europas überzeugt davon, dass die Wohnung einen wichtigen Beitrag zur hygienischen und sportlichen Erziehung des Körpers beitragen müsse. Ein neues, gesundes Wohnen sollte durch gezielte Öffnung und Lüftung die Ausbreitung von gefürchteten Krankheiten wie Tuberkulose eindämmen und zugleich durch die Ausstattung mit Sportgeräten den Körper in Form bringen. Reckstangen, Punchingbälle und Gymnastikmatten sowie Sonnenliegen auf Dachterrassen und Balkonen waren daher Bestandteile nahezu jeder neu geplanten Wohnung. Heute sind die Anforderungen, die an solche das Wohnen begleitende Einrichtungen



gestellt werden, ganz andere: sie dienen nicht mehr länger einer allgemeinen Volksgesundheit oder einem gemeinsamen Programm, sondern sie befriedigen ganz persönliche Bedürfnisse und Wünsche bestimmter Gruppen von BenutzerInnen. So ermöglichen Siedlungen, in die Einrichtungen zum Sport integriert sind, etwa eine kostengünstige Ausübung elitärer Sportarten wie Golf und Reiten, sie erlauben die tägliche Benützung eines Fitnessclubs, ohne dabei die Wohnanlage verlassen zu müssen, oder sie ermöglichen zusätzlich zum Wohnen eine kommunikative Auseinandersetzung mit anderen BewohnerInnen durch eine gemeinsame Tätigkeit. Betreuungseinrichtungen, die in Wohnanlagen integriert sind, ermöglichen wiederum flexible Wohnformen für ältere BewohnerInnen und all jene, die bestimmte Arten von Betreuungen benötigen, sich jedoch ein offeneres Umfeld, als es Heime im allgemeinen anbieten, wünschen.



Gerasdorf. Badeteichsiedlung

Wohnen an Badeteichen

In den Becken und Tälern im Süden von Wien, im Tullner Becken sowie teilweise im Norden und Osten von Wien entstand durch die Stilllegung erschöpfter Sand-, Lehm- und Schottergruben eine Reihe von meist kleinen Badeteichen, die sich in den Sommermonaten als Alternative zu öffentlichen Bädern anbieten. Viele dieser Teiche wurden im Laufe der Jahre an den Ufern besiedelt, so dass die Teiche selbst oft nur noch geringfügig oder gar nicht mehr öffentlich zugänglich und zur Gänze von Privatgärten und -stränden umgeben sind. Solche Badeteichsiedlungen sind meist Zweitwohnsiedlungen, die nur am Wochenende oder in den Sommerferien benutzt werden. Eine Badeteichparzelle oder ein „Badelos“ ist im Vergleich zu einem Zweitwohnhaus relativ einfach zu erwerben, meist sind die Parzellen relativ klein und daher auch kostengünstig, und da die Häuser oft nicht winterfest sind, benötigen sie nur eine minimale Grundausstattung und werden oft im Eigenbau oder als kleines Fertighäuschen errichtet.

„Überspitzt könnte man die Badehütte am Schotterteich bezeichnen als den Traum von der stattlichen Villa am Gebirgssee reduziert auf eine Billigausgabe, die nun nicht mehr einigen wenigen Personen, sondern einer breiten Bevölkerungsschicht erschwinglich ist.“ (Maxian 1979, S. 4)

Badeteichsiedlungen können jedoch in ökologischer Hinsicht problematisch sein. Auch wenn eine Besiedlung von Badeteichen oft vor illegaler Müllablagerung schützt, liegt die Problematik einer intensiven Nutzung stillgelegter Schottergruben und ähnlicher Reservoire als besiedelte Badeteiche unzweifelhaft in einer Beeinträchtigung des Grundwassers und in einer Veränderung der Teichlandschaften, die sich oft innerhalb weniger Jahre nach Stilllegung der Abbaugelände in gut funktionierende Ökosysteme verwandeln.

Andererseits können Grundstücke entlang solcher Teiche einer allgemeinen Zersiedelung durch freistehende Einzelhäuser entgegenwirken, wenn ihre Widmung etwa für mehr als nur die Errichtung eines Sommerhäuschens berechtigt. Gerade solche ohnehin künstlichen Teiche können der Anreiz für ein komprimiertes Wohnen am Rand dieser Teiche sein, das weniger Anschaffungskosten als eine Einfamilienhausbebauung verlangt und alle Vorteile, die solche Badeteiche bieten, nützen kann. Für das Funktionieren solcher Siedlungen sind jedoch flexible Nutzungen von Erst- und Zweitwohnsitzen, ökologisch einwandfreie Konzepte und eine ökonomisch vertretbare Auslastung der Folgeeinrichtungen solcher Wohnungen Voraussetzung.

Eine Wohnung an einem Teich zu erwerben bedeutet, die Funktion des alltäglichen Wohnens mit jener der „Freizeitkultur“ zu vereinen, es bedeutet also, einen erhöhten Freiheitsgrad zu erlangen. An den meisten Badeteichen wie etwa jenen im Süden von Wien zeigt sich bis auf wenige Ausnahmen, in denen mehrere Häuser entweder als Reihenhäuser oder als Einzelhäuser im selben Stil errichtet sind, das Bild eines wilden Stildurcheinanders, das jedoch eindeutig von diesem Freiheitsgrad, den die Badekultur und der Blick auf das Wasser bieten, zeugt. Mit Beliebigkeit werden zwar Stile gemixt, den Zusammenhalt dieser Häuser bildet dennoch ihre geringe Größe – sie wirken manchmal wie Miniaturhäuser – sowie deren offene Freizügigkeit durch jene Stilelemente, die den Bezug zu Freizeit und Wasser herstellen wie Stege, Sprungbretter, Flugdächer, Terrassen, gestrichene Holzverschalungen, gewelltes Polyester in gelb und rosa, Hollywoodschaukeln und eine liebevolle Bepflanzung der kleinen Grundstücke mit oft exotischen Gewächsen, die diese in wahre Kleinstparkanlagen verwandeln.

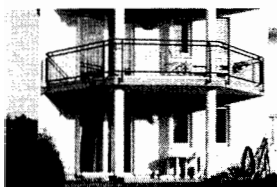
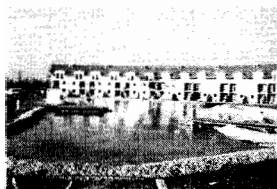
Im Süden und Südosten sowie teils auch im Norden von Wien findet man eine ganze Reihe von Badeteichsiedlungen, die oft nur vom Flugzeug aus zu sehen sind, da Zäune, Häuser und Hecken jeden Einblick von außen auf die Wasseroberfläche verhindern. Nur wenige dieser Teichsiedlungen sind einheitlich bebaut und als Erstwohnanlagen konzipiert.

Leopoldsdorf

Mit dem Slogan „Wohnen am Teich“ wirbt ein privater Bauträger Niederösterreichs für eine Siedlung aus über 250 Doppel- und Reihenhäusern außerhalb der kleinen Gemeinde Leopoldsdorf am südlichen Rand von Wien. Das Herzstück der Siedlung bilden zwei Badebiotope, an die fünf leicht geschwungene, geschlossene Hausreihen sowie einige frei stehende Doppelhäuser anschließen. Das kleinere der beiden Biotope wird am nördlichen Rand von



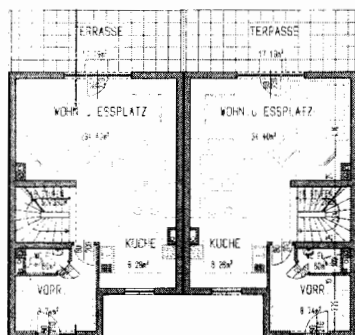
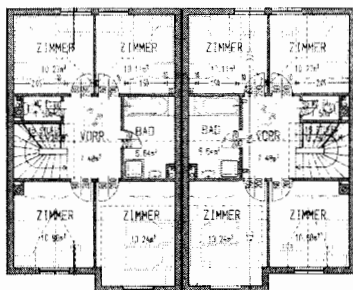
Gerasdorf



Wohnen am Teich

Terrasse

Privatgärten umsäumt, die restliche Uferfläche beider Teiche bleibt offen und kann von allen BewohnerInnen als Badeteich genutzt werden. Auch „Wohnen am Teich“ arbeitet mit Bildern, um ein ganz bestimmtes Gefühl zu vermitteln. Öffnet man etwa die Broschüre, die für die Siedlung wirbt, so wird man vor allem von jenen Bildern angezogen, die nur am Rande mit Wohnen zu tun haben und vielmehr das angenehme Gefühl von Urlaub, Freizeit, Erholung, Sonne und Spaß vermitteln. Kinder, die am Ufer eines dicht bewachsenen Teiches sitzen oder mit dem Rad auf Wohnstraßen fahren und lachend in die Kamera blicken, glückliche Kleinfamilien vor den Reihenhäusern oder im Garten in der Sonne liegend. Die Siedlung verspricht „Baumeisterqualität“ mit Ziegelbauweise, voller Unterkellerung, Ziegeldach, Vollwärmeschutz und Fußbodenheizung, „bestmöglichen Förderungen“, „erholsame Stunden in – und rund um die eigenen vier Wände“ sowie eine „perfekte Symbiose zwischen naturnahem Wohnen und dem bequemen Stadtleben“ durch die Nähe zu Wien. Die einzelnen Wohneinheiten sind zwischen 100m² und 140m² groß, werden mit oder ohne integrierter Garage angeboten und erhalten je nach Lage und Zuschnitt der Grundstücke unterschiedlich angeordnet einen kleinen Vorplatz an der Eingangsseite und einen schmalen Garten an der Rückseite des Hauses. Ähnlich wie in Celebration City sollen auch in Leopoldsdorf die Häuser sichtlich Solidität und Tradition sowie das Image eines gewachsenen Straßendorfes vermitteln. So sind alle Häuser mit traditionellen Steildächern gedeckt, erhalten die Reihenhäuser

Doppelhaus in Leopoldsdorf
Grundrisse EG und OG

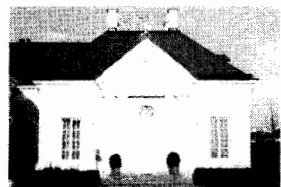
erkerförmige Vor- und Rücksprünge, die auf runden Säulen stehen und werden die Fenster in der teils farbig angelegten Fassade mit weißen Putzfaschen umrahmt, die an bäuerliche Wohnhäuser aus der Jahrhundertwende erinnern. Die Grundrisslösung der Reihenhäuser ermöglicht dennoch im Erdgeschoss einen relativ großzügigen Wohn- und Essraum, an den eine offene Küche anschließt und eine zwei-läufige Treppe mehr oder weniger offen im Raum steht. Im Oberge-

schoß wird jede kleinste Fläche für individuelle Zimmer genutzt, wodurch zwar vier separate Räume und ein Bad ermöglicht werden, die Großzügigkeit des offenen und durch keine Zwischenwände unterteilten Erdgeschosses jedoch eindeutig fehlt. Dort, wo der Raum unter dem steilen Dach als Wohnraum genutzt wird, ergeben sich interessante Raumlösungen, deren größere Raumhöhe auch eine flexiblere Nutzung verspricht. Die doch sehr große Anzahl an Einzelhäusern im selben Stil, die leicht geschwungenen Linien der Hausreihen am Rand der gepflegten Teiche, die nur für die BewohnerInnen zugänglich sind, der an die Siedlung angrenzende Golfplatz und vor allem die Bilder, mit denen sich die Siedlung thematisch verkaufen soll, erinnern tatsächlich an „Celebration City“, auch wenn es außer der gemeinsamen Badeanlage keine weiteren Gemeinschaftseinrichtungen mit thematischen Bezügen gibt.

Oberwaltersdorf

Der Wohn- und Golfpark „Fontana“ in der Gemeinde Oberwaltersdorf kommt dem Image des amerikanischen Vorbilds schon weitaus näher. Aus der ursprünglichen Idee heraus, eine Europazentrale des internationalen Magna-Konzerns zu errichten, entstand schließlich auf einem 170 Hektar großen Grundstück, das von einer landwirtschaftlichen Fläche in einen Golfplatz und in Bauland umgewidmet wurde, eine Kombination aus luxuriösem Golfclub und exklusiver Wohnanlage, die sich auch für firmenexterne BenutzerInnen öffnete. 1994 wurde mit dem Bau des Golfclubs, des Wohnparks und der Firmenzentrale begonnen, 1995 waren bereits erste Teile davon fertiggestellt, und im Herbst 1996 wurde die Freizeitanlage offiziell eröffnet.

Leicht aus dem Zentrum des gesamten Parks gerückt liegt der optische Anziehungspunkt der Anlage, ein zehn Hektar großer Badesee mit weißem Sandstrand, Clubhaus und Liegeterrasse. Nach der Einfahrt in die weitläufige Anlage, die sich durch eine Torsituation und Brücke deutlich von unliebsamen BesucherInnen abgrenzt, fährt man vorerst am Schloss Oberwaltersdorf, das in die Anlage integriert ist, an der Europazentrale der Firma Magna, sowie am großen Tennisclub vorbei, bis man schließlich in den Wohnpark selbst gelangt. In zwei ineinander übergehenden, linsenförmigen Schleifen sollen sich nach Ende der letzten Bauphase 350 locker gruppierte Einfamilien- und Apartmenthäuser entlang breiter Straßen erstrecken. Den größten Teil des Grundstückes nimmt jedoch ein 18-Loch-Golfplatz ein. Er wird von den Betreibern selbstsicher als eine der „schönsten Anlagen der Welt“ mit „einzigartiger Charakteristik“ bezeichnet. Das Clubhaus der Anlage liegt an einer Schmalseite des Badesees. Der in Haupt- und Nebentrakte gegliederte Baukörper, das steile Dach und die breite Terrasse wirken vor dem türkisblauen Wasser wie eine Schlossanlage.



Wohnhaus im Golfpark Fontana

„Wohnen wie im Paradies“

Die Bilder, mit denen für die Wohnungen und Häuser im Fontana-Park geworben wird, gleichen jenen ersten Bildern, mit denen der amerikanische Regisseur David Lynch in seinem 1986 gedrehten Film „Blue Velvet“ die scheinbar heile Welt einer Kleinstadt vermittelt, rote und gelbe Blumen vor einem weiß gestrichenen Zaun unter einem blitzblauen Himmel. Auch der Wohnpark Fontana wirbt mit solchen Bildern. Im Vordergrund nahezu unwirklich rote Rosen, im Hintergrund ein klassizistisch anmutendes, weiß gestrichenes Haus vor der Weite eines strahlend blauen Himmels. Gartenzaun, Blumen, Haus und Himmel sollen die optimistische Stimmung einer suburbanen Idylle vermitteln, die sich von der übrigen, chaotischen Welt deutlich durch Ordnung und Harmonie abgrenzt. Der Wohnpark Fontana bietet den BewohnerInnen neben dem Wohnen zudem die Nutzung der angeschlossenen Tennis- und Golfanlagen, eine eigene Gastronomie, eine Bar und Lounge im Clubhaus, das Besuchen eines Fitnessclubs mit Hallenbad und Sauna, das Schwimmen im Badesee sowie einen eigenen Joggingparcours auf dem Gelände. Alle Einrichtungen laufen unter dem Slogan „Paradies“: ein „Tennisparadies“ mit fünf ganzjährig bespielbaren Hallenplätzen und neun „bestens präparierten“ Freiplätzen, ein „Golfparadies“, und ein „Wohnen wie im Paradies“, das „einzigartige Lebensqualität inmitten herrlicher Natur“ bietet. Potentielle KäuferInnen von Einfamilienhäusern können sich ein Grundstück auswählen und anhand von Musterkatalogen die mehr oder weniger vorbestimmten Häuser auswählen. Zuschnitt, Fassade und Gartengestaltung sind vorgegeben, das Innere bleibt den NutzerInnen vorbehalten, es wird jedoch auch hier eine Standardausstattung empfohlen. Die Farbe der Häuser kann aus einem Farbkatalog von 25 Pastellfarben ausgesucht werden. Die größeren Apartmenthäuser sind in Form, Farbe und Ausstattung vorbestimmt.

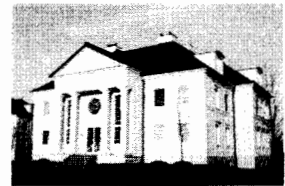


Wohnhäuser im gepflegten Grün

Die Häuser sind in ihrem Stil sichtlich von den Wohnhäusern in „Celebration City“ inspiriert. Sowohl Einfamilienhäuser als auch Apartmenthäuser imitieren die Exklusivität von Villen aus dem 18. oder 19. Jahrhundert. Strahlend weiß gestrichene, massive, oder zumindest Massivität vortäuschende Wände unter einem Stabilität versprechenden, dunklen, gewalmten Dach, klein geteilte Fenster, klassizistische Ballustraden an den Balkonen, Gesimse an Wandabschlüssen und aus der Wand hervorgehobene Säulen strahlen die luxuriöse Gleichförmigkeit einer englischen oder französischen Landvilla aus. Auch im Inneren kopieren die Häuser diesen Stil. Die Einfamilienhäuser bieten einen „Wohnsalon“ im Erdgeschoss und private Schlafzimmer im Obergeschoss des ausgebauten Walmdachs. In großen, mit vielen kleinen Sprossen versehenen, französischen Fenstern öffnet sich diese Wohnhalle auf die ebenso herrschaftlich gestalteten Gartenanlagen durch den hauseigenen Architekten. Die Apartments duplizieren die Häuser im selben Stil in zwei Geschossen und ausgebautem Dach. Mit ihren komplexen

Dachverschneidungen und auch hier klassizistisch hervorgehobenen Balkonen und Erkern muten auch diese Apartmenthäuser wie kleine Schlösser aus vergangenen Jahrhunderten an. Auch hier findet sich – je nach Größe der Apartments – ein zentrales Wohnzimmer von 30m², eine Wohnküche, zwei „Luxusbäder“ sowie durch oft bis zu drei hintereinandergeschaltete Flure abgetrennte Schlafzimmer, von denen sich fast jedes auf eine eigene Loggia öffnet. Die Grundrisse dieser teils riesigen Luxusapartments vermitteln den Eindruck der massiven Zurückgezogenheit eines Wohnens des 19. Jahrhunderts durch abgeschlossene, isolierte Zimmer, die über Gänge erschlossen werden, durch einen traditionellen „Salon“, der vor allem der Repräsentation dient sowie durch eine dem herrschaftlichen Stil des Hauses entsprechende große „Wohnküche“.

Der Club Fontana verspricht ein Wohnen, das in eine „exklusive Freizeitwelt“ eingebunden ist. Zu dieser Exklusivität gehört die perfekte Verwaltung der gesamten Anlage durch das „Facility Management“, 25 „Greenkeeper“ für alle Park- und Rasenanlagen, computergesteuerte Sprinkleranlagen auf dem gesamten Gelände sowie eine eigene Securityfirma, die für Sicherheit auf dem Gelände sorgt. Eine Studie über den Club Fontana untersuchte unter anderem auch die Auswirkungen der Anlage auf die bestehende Infrastruktur von Oberwaltersdorf und auf die dort ansässige Bevölkerung. Es hätte, so die Studie, einen deutlichen Aufschwung für die Gemeinde gegeben, die Gemeinde profitiere durch die Kommunalsteuer, und die gesamte Region erwarte sich eine „touristische Publicity“, einen wirtschaftlichen Aufschwung, eine Verbesserung der teils tristen Situation des Einzelhandels sowie eine Kultivierung der Landschaft (Schneider 1998). Diese Hoffnungen mögen in Erfüllung gehen, Tatsache bleibt jedoch, dass jenes luxuriöse Ambiente, das der Club Fontana seinem ausgewählten Publikum verspricht, in der gewachsenen Umgebung von Oberwaltersdorf immer auch ein künstlich geschaffener Fremdkörper bleiben wird. In David Lynchs Film erweist sich die Harmonie und Ordnung der heilen Kleinstadtwelt als eine nur dünne Oberfläche, unter der sehr bald eine zur Gänze unterschiedliche Welt ans Tageslicht kommt. Es fragt sich, wie lange das Bild von Fontana erhalten werden kann.



„exklusive Freizeitwelt“

LITERATUR

Maxian Michael: Problematik von Badeteichsiedlungen. In: Raumordnung aktuell 1979/3,4

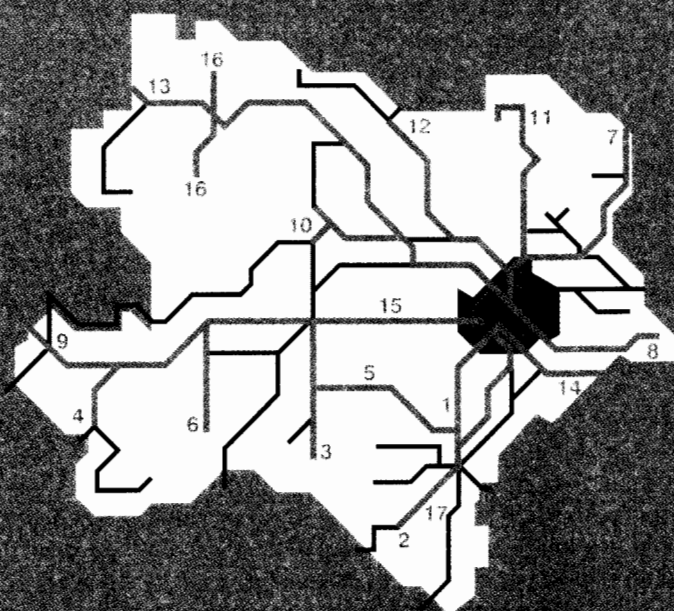
Morris Mark: Build a Better Mousetrap. Images of American Utopia.

In: Zimmermann Gerd (Hg.): Als ob. As if. Fiktion in der Architektur. Fiction in Architecture. Weimar 1996

Schneider Kristina, Braun Michael u.a.: Fontana, Oberwaltersdorf. Studie an der WU Wien. Wien 1998

URL: www.aurabau.at (06.01.02)

URL: www.fontana.at (08.01.02)



Routen entlang der Bahnlinien
in Niederösterreich
orange: Reiserouten
schwarz: sonstige Bahnlinien

Route 1 – Wiener Becken
09.06.2000

Route 2 – Niederösterreich Süd
16.06.2000

Route 3 – Traisental
30.06.2000

Route 4 – Mostviertel
06.07.2000

Route 5 – Triestingtal
11.07.2000

Route 6 – Erlaufthal
25.07.2000

Route 7 – March-Thaya Au
01.08.2000

Route 8 – Odenau Au
10.08.2000

Route 9 – Niederösterreich West
18.08.2000

**Route 10 – Tullner Becken
Wachau**
25.08.2000

Route 11 – Weinviertel
31.08.2000

**Route 12 – Retzer Land
Weinviertel**
08.09.2000

Route 13 – Waldviertel
14./15.09.2000

Route 14 – Wiener Becken
05.10.2000

Route 15 – Wien Umgebung
19.10.2000

Route 16 – Waldviertel
24.10.2000

**Route 17 – Niederösterreich SÖd
Wiener Becken**
31.10.2000

VI ROUTEN

REISEROUTEN

In den Monaten Juni bis Oktober 2000 reisten wir anhand von 17 ausgewählten Routen quer durch Niederösterreich. Ziel der Reisen war es, eine Bestandsaufnahme von vorherrschenden Siedlungsstrukturen, Bauformen, regional hervorstechenden Bauwerken, der Beziehungen zwischen Siedlung und Landschaft, der aktuellen Siedlungstätigkeit und sonstigen besonderen Merkmalen und Kennzeichen zu erheben.

Für die Reiserouten wurde die Bahnlinie als geeignete Struktur ausgewählt. Durch die frühe Industrialisierung ist in Niederösterreich das Bahnnetz so gut ausgebaut wie vergleichsweise in keinem anderen der österreichischen Bundesländer. Alle dichter besiedelten Siedlungsgebiete liegen in einem mit der Bahn erschlossenem Gebiet. Die Zustandsbeschreibungen der erfassten Städte können allerdings nur als Momentaufnahmen gesehen werden und erheben keinerlei Anspruch auf Vollständigkeit. Nicht in allen Städten stand uns die gleiche Zeit zur Besichtigung zur Verfügung. Sicher haben wir nicht jede Stadt vollständig erfasst und gesehen. Vielmehr ging es um einen ersten Eindruck und einen ersten Überblick.

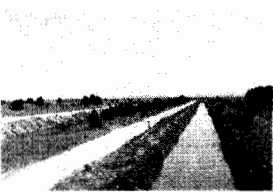
Ausgewählt und besichtigt wurden in erster Linie kleine und mittelgroße Städte in allen Regionen Niederösterreichs. Nachdem die Studie vorrangig die flächenmäßig überwiegenden ländlichen Gebiete Niederösterreichs zum Inhalt haben soll, wurden die dicht verbauten Gebiete rund um Wien nicht berücksichtigt, so wie auch die beiden größten Städte in Niederösterreich: St.Pölten und Wiener Neustadt. Unberücksichtigt blieben auch die zahlreichen kleineren Siedlungsprojekte, die aufgrund von Eigeninitiative von einzelnen Gruppen in den letzten zehn Jahren entstanden sind. Nachdem bereits in der Vorgängerstudie ausführlich über diese Wohnprojekte berichtet wurde, erachteten wir es als nicht notwendig sie in dieser Studie noch einmal zu behandeln und konzentrierten uns viel eher auf kommunal und genossenschaftlich errichtete Wohnbauformen. Der folgende Bericht gibt kurz unsere Eindrücke wieder. Manche interessante Objekte werden hier nur erwähnt, da sie ohnedies im Buch ausführlich behandelt werden.

Route 1 Wiener Becken

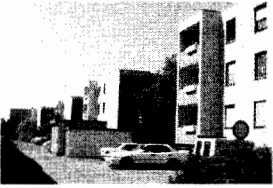
Schonau, Leopoldsdorf, Kottlingbrunn,
Felixdorf, Pottendorf



Felixdorf



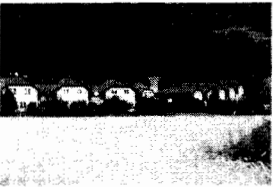
Wiener Neustädter Kanal



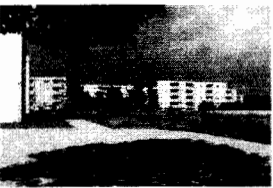
Pottendorf



Payerbach



Gloggnitz



Ternitz

Das südliche Wiener Becken ist durch die Zeit der Industrialisierung geprägt. Neben zahlreichen Flüssen und Bächen zur Energiegewinnung war das Gebiet durch den Wiener Neustädter Schifffahrtskanal für einen ungehinderten Warentransport begünstigt. Heute findet man zahlreiche Industrieensembles, die in verschiedensten zeitlichen Epochen erbaut wurden.

Die Bauwerke sind in sehr unterschiedlichem Erhaltungszustand. Jene Wohnhäuser, an denen nie Sanierungsarbeiten durchgeführt wurden, sind bereits in einem sehr schlechten, abbruchreifen Zustand. Selbst sehr verfallene ArbeiterInnenwohnquartiere und Barackensiedlungen sind noch bewohnt und zeigen in diesem Gebiet den dringenden Bedarf an billigen Wohnmöglichkeiten vor allem für GastarbeiterInnen. Bereits sanierte ArbeiterInnenwohnhäuser sind vorwiegend im Besitz der jeweiligen Gemeinde. Als regionales Phänomen entstanden in den 70er und 80er Jahren zahlreiche Schotterteichsiedlungen. Ein Nebeneinander zwischen permanentem Wohnen und Zweitwohnsitzen prägt hier das Bild der Bebauungsstrukturen.

Route 2 Niederösterreich Süd

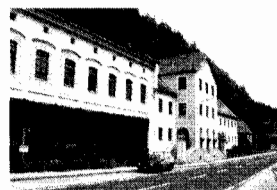
Hirschwang, Payerbach, Reichenau an der Rax,
Schlögelmühl, Gloggnitz, Ternitz

Im südlichen Niederösterreich liegt zwischen Hirschwang und Ternitz ein weiteres industrielles Zentrum. Hier werden die Überreste einer längst vergangenen Industriekultur scheinbar gepflegt und erhalten. Einer der Gründe ist der Tourismus, der als einer der großen Wirtschaftszweige dieses Gebietes dazu veranlasst. In Payerbach-Reichenau, am Fuße der Semmeringbahn gelegen, zeugen großartige Villen und Hotels, noch vor der Jahrhundertwende gebaut, vom einst prächtigen und vorwiegend von Adel und Kaiserhaus zur Sommerfrische besuchten Ort. Auffallend ist ein größeres Neubaugebiet am Ortsrand von Reichenau mit Wohnblöcken aus 1970 bis 1990. Weiter taleinwärts existieren noch einige ältere ArbeiterInnenwohnhäuser in Hirschwang und Schlögelmühl. Von Reichenau in Richtung Gloggnitz und Ternitz verbreitert sich langsam das Tal und geht schließlich über in die ebene Landschaft des südlichen Wiener Beckens. Mit der Veränderung der Landschaft verändert sich auch die Siedlungsstruktur. Reihenhäuser als verdichtete Wohnformen sind neben den Einfamilienhäusern immer öfter zu finden. Eine Ausnahme bildet Ternitz, wo durch die Industrie ein vermehrter Bedarf an Wohnraum besteht. Es wurde eine groß angelegte Siedlung von mehrgeschossigen Wohnbauten und ein breites Angebot an Reihenhäusern am Stadtrand angelegt.

Route 3 Traisental

St. Aegyd am Neuwald, Hohenberg, Freiland, Lilienfeld, Markt, Wilhelmsburg

Im Traisental orientiert sich die vorherrschende Bauweise noch stark an den landwirtschaftlichen Gebäuden. Schmale, langgestreckte und höchstens ein bis zwei Stockwerke hohe Bauten säumen die Straße. Die Siedlungsstruktur ist sehr kleinteilig. Industrie und Eisenwerke, die sich um Hohenberg und St. Aegyd bereits im 18. Jahrhundert angesiedelt hatten, haben auch hier ihre Spuren hinterlassen. ArbeiterInnenwohnhäuser, Fabriken und Werkshallen wurden in Fachwerksbauweise errichtet. Das Laubenganghaus, einer der ältesten Wohnhaustypen, ist hier noch vertreten. In der kleinen Ortschaft Markt entstand im Zuge der Industrialisierung ein Dorfensemble, das noch erhalten ist. Wilhelmsburg, neben Lilienfeld eine der größeren Städte im Traisental, erweist sich als Entwicklungszentrum für neuere Wohnbauvorhaben. Neben einem eben erst fertiggestellten mehrgeschossigen Wohnbau sind einige weitere Projekte noch im Bauzustand. Bereits jetzt ist erkennbar, dass hier innovativere Lösungen gesucht wurden als im herkömmlichen Genossenschaftswohnbau.



St. Aegyd am Neuwald



Hohenberg



Wilhelmsburg



Amstetten



Kematen



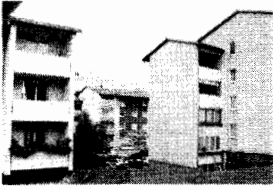
Waidhofen an der Ybbs

Route 4 Mostviertel

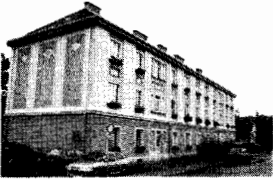
Amstetten, Kematen, Böhlerwerk, Waidhofen an der Ybbs

Amstetten ist eine der Bezirkshauptstädte im Mostviertel. Etwas außerhalb in erhöhter Lage liegt ein großes Stadterweiterungsgebiet mit mehrgeschossigen Wohnblöcken und Reihenhäusern. Im anschließenden Ort Mauer hebt sich eine kleine, direkt am Hauptplatz gelegene, Zeile von Reihenhäusern durch ihre extreme Dichte und ihre besondere Bauweise hervor. Das Projekt bleibt ein Einzelobjekt ohne regionale Bedeutung. Einzig in Böhlerwerk findet sich noch einmal ein Reihenhausesprojekt, das in seiner fast containerhaften Bauweise ähnlich alternative Ansätze verfolgt. In Kematen, einem sehr flachen Gebiet, wird großflächig „Häusel gebaut“. Einfamilienhausteppiche und starke Zersiedelung deuten darauf hin, dass hier Bauland günstiger zu haben ist als anderorts. Weiter im Tal stößt man spätestens ab Bruckbach auf Werksiedlungen der hier angesiedelten Böhler Stahlindustrie. Im Zusammenhang mit der Stahlindustrie finden sich in Rosenau und Raifberg groß angelegte ArbeiterInnensiedlungen aus Kriegs-, Nachkriegs- und Wiederaufbauzeit.

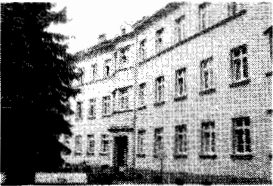
Die zahlreichen neuen, großvolumigen Bauvorhaben von Wohnbaugenossenschaften zeugen von einer noch immer gut funktionierenden Industrie.



Hainfeld



Pottenstein



Berndorf



Scheibbs



Purgstall



Pöchlarn

Route 5 Triestingtal

Hainfeld, Pottenstein, Berndorf

Hainfeld, südlich von St. Pölten gelegen, zeigt überraschend viele mehrgeschossige Wohnbauten aus den 60er und 70er Jahren. Bei einem etwas älteren ArbeiterInnenwohnhaus findet man noch die damals obligaten Schuppenzeilen und Gemüsegärten. Ein sonst so weit verbreitetes Neubaugebiet mit Einfamilienhaussiedlungen fehlt hier, was vermuten lässt, dass das Gebiet stark von Abwanderung in industrielle Zentren betroffen ist.

In Pottenstein entstanden zahlreiche Wohnbauten vor den Toren der von 1841 bis 1981 ansässigen Spinnerei und Weberei. Die direkt anschließende Stadt Berndorf ist noch viel wesentlicher von Ansiedlungen aus der Zeit der Industrialisierung geprägt. Der Industrielle Friedrich Krupp, der bereits im Ruhrgebiet zahlreiche ArbeiterInnenkolonien errichtet hatte, gründete in Berndorf eine Metallwarenfabrik und ließ neben den Wohnsiedlungen auch Schulen, eine Kirche und weitere öffentliche Einrichtungen errichten. Stadterweiterungsgebiete findet man südlich von Berndorf und im größeren Ausmaß in Richtung Hirtenberg. An der Sportpromenade steht ein Hochhaus, das in den 70er Jahren wie in vielen anderen Orten auch mehr aus Prestige Gründen als aus Gründen der Verdichtung gebaut wurde. Je mehr man das Tal in Richtung Leobersdorf verläßt, umso dichter und höher wird die Bebauung.

Route 6 Erlauftal

Kienberg-Gaming, Scheibbs, Wieselburg, Pöchlarn

Das Erlauftal beeindruckt durch seine landschaftliche Vielfalt. Landwirtschaftliche Betriebe stellen hier den Haupterwerb. Talwärts reiht sich ein Dorf an das andere. Wenig zersiedelt sind die einzelnen Orte und große landwirtschaftlich genutzte Flächen liegen trennend dazwischen. Klare Dorfstrukturen und Unterscheidung von Zentrum, Peripherie und Landschaft sind vorhanden. Ab Purgstall Richtung Norden weitet sich das Tal und es vermehrt sich zunehmend die Zersiedelung der Landschaft.

Einige interessante Einzelobjekte finden sich in Pöchlarn. Drei ältere, solitär stehende Wohnblöcke in der Nähe des Bahnhofs wurden im Zusammenhang mit dem Ausbau zum Bahnknotenpunkt errichtet. Zwischen den Wohnblöcken sind kleine Schrebergärten angelegt, die intensiv genutzt werden. Geschmückt mit zahlreichen Emblemen und Symbolen des Individuellen und Privaten wird hier das wesentliche Bedürfnis der Repräsentation nach außen sichtbar. In unmittelbarer Nähe liegt eine Reihenanlage aus den 20er Jahren, die durch den dahinterliegenden, gemeinschaftlich genutzten Hofbereich auffällt.

Route 7 March-Thaya Au

Bernhardtthal, Hohenau, Dürnkrot, Gänserndorf

Entlang der östlichen Grenze von Niederösterreich zur Slowakei und zu Tschechien liegt als nördlichster Punkt der Ort Bernhardtthal. Während im Ortszentrum einige ältere Häuser leer stehen, am Verfallenen sind oder zum Mieten angeboten werden, wurde am Ortsrand ein großes Gebiet für Einfamilienhäuser neu erschlossen. Gestalterische Vielfalt, die vorwiegend der Repräsentation nach außen dient, scheint hier unbegrenzt. „Traumhäuser“ vom Bungalow bis zur großen Villa wurden realisiert, tatsächliche Qualitäten einer guten Planung blieben aber unberücksichtigt. Im Ortszentrum selbst sind die gewachsenen dörflichen Strukturen noch gut erhalten und lesbar.

In den Kleinstädten Hohenau und Dürnkrot finden sich nur einige mehrgeschossige Wohnblöcke aus den 70er Jahren sowie verdichtete Reihenhaussiedlungen in Hohenau.

Gänserndorf nimmt von allen bereisten Städten eine Sonderstellung ein. Derartig voluminöse Neubautätigkeit begegnete uns auf keiner anderen unserer Routen. Eindeutig steht der Ort im Einzugs- und Zuzugsbereich von Wien. Ideale Verbindungen nach Wien und einige Produktionsstätten vor Ort scheinen einen derartigen Bauboom zu rechtfertigen. Ein Genossenschaftsbau neben dem anderen sprießt aus dem Boden. Gute Architektur und durchdachte Bauvorhaben sind nicht darunter. Dafür findet man hier kaum Einfamilienhaus-siedlungen. Einige Projekte von Reihenhaussiedlungen scheinen ebenfalls wenig ambitioniert.

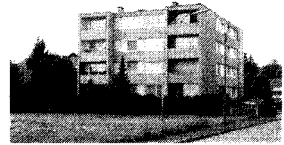
Route 8 Donau Au

Hainburg, Bad Deutsch Altenburg, Fischamend

In Hainburg liegt östlich vom Ortskern ein Siedlungserweiterungsgebiet, in dem in den letzten 20 Jahren vorwiegend Reihenhaussiedlungen errichtet wurden. Ein eigenes Siedlungszentrum ist entstanden. Die Bezeichnung der Straßen (z.B. Austria Tabak-Straße) lässt vermuten, dass es sich zumindest teilweise um Betriebswohnungen für die hier ansässigen Austria Tabak-Werke handelt. Die Stadterweiterung in Hainburg scheint strukturiert vor sich zu gehen. Sie konzentriert sich auf einige wenige, relativ zentrumsnahe Gebiete und versucht dort, eigene Ballungszentren zu bilden. Eine strategische Bedeutung hat Hainburg als Grenzort zur Slowakei und durch die Donaubrücke im nahe gelegenen Bad Deutsch Altenburg. In Fischamend findet man als interessantes Objekt die Heimstätten-siedlung. Auffallend ist das ausgewogene Verhältnis zwischen Bau-massen und Freiräumen. Neben zahlreichen Wohnbauten ab den 70er Jahren existieren noch ein paar ältere ArbeiterInnenwohn-häuser. Vermutlich wurden sie noch im 19. Jahrhundert errichtet, sind aber in einem sehr schlechten Erhaltungszustand.



Hohenau



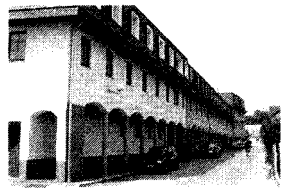
Dürnkrot



Gänserndorf



Hainburg



Bad Deutsch Altenburg



Fischamend



Melk



Ybbs an der Donau



St. Valentin



Tulln



Krems



Langenlois

Route 9 Niederösterreich West

Melk, Ybbs an der Donau, St. Valentin, Stadt Haag

Ein großflächiges Siedlungserweiterungsgebiet findet sich auch in Melk. Abseits des Stadtkerns fügt sich eine Reihenhauanlage an die nächste. Situieret um einen zentralen und gemeinschaftlich genutzten Hof wird hier eine Gruppenbauweise forciert, die Nachbarschaftlichkeit und sozialer Kontrolle eine neue Dimension verleiht. Ein gut durchdachtes und benutzerInnenorientiertes Gesamtkonzept der einzelnen Reihenhauanlagen ist nicht zu ersehen. Die Entwicklung der Reihenhausegebiete in Melk scheint bis auf weiteres noch nicht abgeschlossen zu sein.

Weiter donauaufwärts erreichen wir Ybbs an der Donau. Immer wiederkehrende gewaltige Hochwasser haben hier zur Folge, dass in den Überschwemmungsgebieten auch mehrgeschossige Wohnbauten auf Pfeiler aufgestellt werden. In St. Valentin sind die während der NS-Zeit entstandenen Werksiedlungen Herzograd und Langenhart erwähnenswert. Lässt man die begleitenden Ideologien der Entstehungszeit außer Acht, so erwecken sie durchaus eine angenehme Atmosphäre. Eine wertfreie Beurteilung fällt angesichts der ständigen Präsenz der Entstehungsgeschichte in Form der Straßenbezeichnungen (z.B. Siegfriedgasse) allerdings schwer.

Route 10 Tullner Becken, Wachau

Tulln, Krems, Langenlois

Tulln ist durch die zahlreichen Reihenhauseprojekte, die seit den 70er Jahren entstanden sind, erwähnenswert. Die einzelnen Beispiele zeigen einen repräsentativen Querschnitt über die Bauweisen der letzten 30 Jahre. Beinahe alle Epochen sind vertreten und teilweise sind innovative Projekte darunter. Im Bereich des mehrgeschossigen Wohnbaus gibt es in Tulln ebenfalls einige Beispiele, aber nur wenige interessante Ansätze. Auffallend ist die anhaltende rege Bautätigkeit. Neben der regional zentralen Lage mag die relativ gute Verkehrsanbindung an Wien und St. Pölten damit im Zusammenhang stehen.

Die historische und viel besuchte Altstadt von Krems wurde in der Gründerzeit durch rege Bautätigkeit ständig erweitert. Eingebettet zwischen der Geändekante im Norden und der Donau im Süden entwickelt sich die Stadt zunehmend an ihren westlichen und östlichen Rändern. Während im Westen Richtung Stein eher mehrgeschossige Wohnbauten liegen, setzt man in der östlichen Achse auf kleinteiligere Strukturen mit geringeren Gebäudehöhen und kleineren Reihenhauanlagen. Ein Siedlungserweiterungsgebiet mit unterschiedlichen Typologien des verdichteten Wohnbaus erstreckt sich bis zum dicht verbauten Stadtkern.

Route 11 Weinviertel

Laa an der Thaya, Mistelbach, Wolkersdorf

In Laa an der Thaya ist die Nähe zur tschechischen Grenze schon nach kurzem Aufenthalt spürbar. Ein dichter Siedlungskern im Zentrum, ein Respektsabstand der Stadt zur Grenze und relativ wenige Neubauten sind die Charakteristika dieser Stadt.

In Mistelbach endet die Schnellbahnverbindung aus Wien. Ein riesiger, dicht beparkter Parkplatz nahe beim Bahnhof zeigt, dass zahlreiche Personen aus der Region von hier täglich nach Wien pendeln. Neben einer guten Anbindung zu Wien ist Mistelbach zudem auch regionales Zentrum für das gesamte Weinviertel. Tägliche Anlaufpunkte wie Schulen, Supermärkte et cetera, aber auch regionale Behörden sind hier vor Ort. In Mistelbach wird viel gebaut und in alle Richtungen erweitert, hauptsächlich mehrgeschossiger Wohnbau, aber leider kaum innovative Beispiele.

Wolkersdorf orientiert sich bereits sehr stark an seiner Nähe zu Wien. ZweitwohnungsbesitzerInnen, die ihre Wochenenden hier verbringen oder auch ständige BewohnerInnen, die sich angesiedelt haben und täglich nach Wien pendeln, wohnen hier. Es gibt noch eine geringe Neubautätigkeit. Eher werden bestehende Gebäude in Stand gesetzt. Durch die räumliche Nähe zu Wien ist aber in den nächsten Jahren mit einem vermehrten Zuzug und einer damit verbundenen steigenden Wohnbautätigkeit in jedem Fall zu rechnen.



Laa an der Thaya



Mistelbach



Wolkersdorf

Route 12 Retzer Land, Weinviertel

Retz, Pulkau, Hollabrunn

Retz wurde in den letzten Jahren zunehmend zu einem Tourismuszentrum der Region ausgebaut. Die historische Bausubstanz wurde behutsam restauriert und ergibt ein sehr gut erhaltenes Gesamtensemble. Viele, vor allem ältere Häuser, werden als Zweitwohnsitz für Wochenenden genutzt. Im Bereich der Neubauten findet man mehrgeschossige Wohnbauten genauso wie Reihenhäuser. Die Bautätigkeit ist durchaus beträchtlich.

Aus den 70er und 80er Jahren gibt es in Hollabrunn eine Serie von verdichteten Wohnbauprojekten. Auffällig viele mehrgeschossige Wohnbauten sind zu sehen, wobei das im Rahmen eines Wettbewerbs entstandene Projekt „Wohnen morgen“ eine besondere Rolle einnimmt. Die alternative Bauweise des Projekts überzeugt auch heute noch.



Retz



Weingarten bei Pulkau



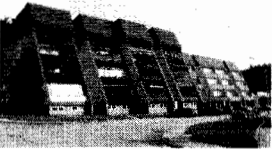
Hollabrunn



Eggenburg



Horn



Schrems



Gmünd



Heidenreichstein



Waidhofen an der Thaya

Route13 Waldviertel

Eggenburg, Horn, Schrems, Gmünd,
Heidenreichstein, Waidhofen an der Thaya

In Eggenburg liegt nördlich vom Ortskern ein dicht verbautes Stadterweiterungsgebiet. Neben einer auffallend innovativen Reihenhausanlage aus den 80er Jahren gibt es einige ältere, mehrgeschossige Wohnbauten abseits vom Stadtkern und zahlreiche Einfamilienhäuser. Von der in Eggenburg angesiedelten Kindererziehungsanstalt existiert noch ein Bedienstetenwohnhaus im Typus des Laubenganghauses.

Horn hat als regionales Zentrum relativ hohen Bedarf an Wohnungen. Es wurden hauptsächlich mehrgeschossige Wohnbauten errichtet, wobei aktuelle Projekte Qualitäten vermissen lassen, die wir vor Ort bei Objekten aus den 70er und 80er Jahren noch vorgefunden haben. Gestaltungsqualitäten einerseits und der sinnvolle Bezug der Wohneinheiten zu Freiraum und Umgebung andererseits werden heute im groben Maß vernachlässigt.

In der Kleinstadt Schrems wurden in den 80er und 90er Jahren einige Projekte in Form von verdichtetem Flachbau realisiert, der aktuelle Wohnbau scheint aber wieder auf die kostengünstigere Variante des in dieser Lage überdimensioniert erscheinenden mehrgeschossigen Wohnbaus zurückzugreifen.

Eine besondere Situation aufgrund der Grenzlage finden wir in Gmünd. Jahrelang zog sich mitten durch die Stadt der eiserne Vorhang und teilte die Stadt in den österreichischen Teil Gmünd und den tschechischen Teil Ceské Velenice. Die Neubautätigkeit ist nicht auffallend. Eine starke Abwanderung ist zu vermuten. Die wenigen Neubauten, die wir sehen, sind von durchschnittlicher Qualität. Erwähnenswert ist hier eine Flüchtlingssiedlung südlich des Stadtkernes gelegen. Heute wirkt die Siedlung durch eine vergleichsweise geringe Dichte und großzügige Vorgärten sehr geräumig und komfortabel.

In Heidenreichstein finden wir Zeilenbebauungen aus den 60er Jahren und abseits, hinter einem Teich gelegen, eine neu errichtete Reihenhaussiedlung. Im Ortszentrum wurde eine Fabrik für Wohnzwecke adaptiert. In den Erdgeschosszonen finden sich Einkaufsmöglichkeiten und in den Obergeschossen Wohnungen.

Im Vergleich zu allen anderen besuchten Städten im Waldviertel wird und wurden in Waidhofen an der Thaya in den letzten 30 Jahren sehr viele neue Wohnbauten und Reihenhausanlagen errichtet. Das größte Entwicklungsgebiet liegt am südlichen Stadtrand. Vom Zentrum nach außen wurde zuerst eine Zone mit sehr langgezogenen Reihenhausszeilen erbaut und daran anschließend mehrgeschossige Wohnbauten errichtet. Einige der neu errichteten mehrgeschossigen Wohnanlagen erscheinen allerdings in ihrer gestalterischen Ausformulierung deplaziert.

Route 14 Wiener Becken

Bruck an der Leitha, Gramatneusiedl, Himberg

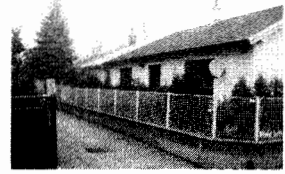
Ein interessantes Beispiel einer dicht verbauten Siedlung findet sich in Bruck an der Leitha. Den Strassenbezeichnungen nach (Invalidengasse) könnte es sich um eine Kriegsheimkehrersiedlung handeln, die im Anschluss an den Zweiten Weltkrieg errichtet wurde. Die Häuser sind durchwegs eingeschossig, zeichnen sich durch einen privaten Freiraum aus und sind über auffallend schmale Querstraßen erschlossen. Ein Gefühl von Privatheit und Intimität wird vor allem durch die Nähe der Baukörper zueinander ausgelöst. In Gramatneusiedl, an der Ausfallsstraße Richtung Süden, liegt die historisch bedeutsame ArbeiterInnenwohnsiedlung Marienthal. Entlang der Hauptstraße reihen sich beidseitig lange, zweistöckige Gebäudezeilen, die von der Rückseite über Laubengänge erschlossen sind. Zum Teil befinden sie sich im Gemeindebesitz und wurden vorbildlich saniert. Einige noch unsanierte Gebäude stehen kurz vor dem endgültigen Verfall. Das im historischen Zustand erhalten gebliebene Gesamtensemble gibt eindrucksvoll Zeugnis von der ArbeiterInnenwohnsituation zur Zeit der Industrialisierung. Ein kurzer Zwischenstop in Himberg besichert uns den Anblick einiger eher klotziger, neu errichteter Wohnhausanlagen.

Route 15 Wien Umgebung

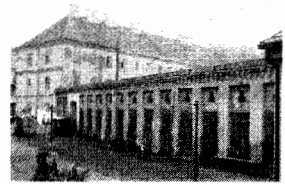
Neulengbach

Mit der Westbahn gelangt man von Wien aus in circa 30 Minuten direkt nach Neulengbach. Damit sind die Bodenpreise hier vermutlich verhältnismäßig hoch, und es werden fast ausschließlich Einfamilienhäuser gebaut. Lediglich ein paar der obligaten mehrgeschossigen Wohnbauten, die beinahe jeder Ort besitzt, sind zu finden.

Es macht den Anschein, dass viele Leute in die nahegelegenen Ballungszentren wie Tulln, St.Pölten und nicht zuletzt auch nach Wien abwandern.



Bruck an der Leitha



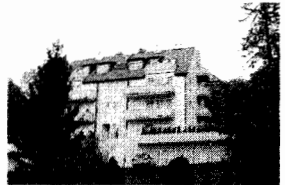
Gramatneusiedl



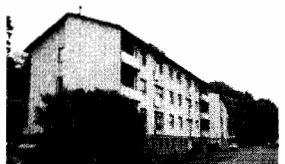
Himberg



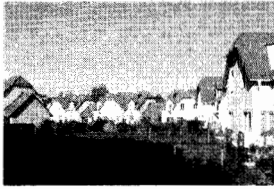
Neulengbach



Neulengbach



Neulengbach



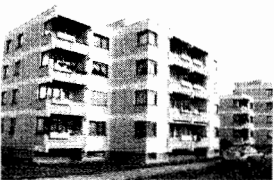
Zwettl



Großsiegharts



Stockerau



Neunkirchen



Neunkirchen



Mödling

Route 16 Waldviertel

Zwettl, Großsiegharts, Stockerau

Massive Neubautätigkeit und ein großes Stadterweiterungsgebiet kennzeichnen die Stadt Zwettl. Gebaut werden Reihenhäuser, Doppelhäuser und mehrgeschossige Wohnanlagen nach verschiedenen Konzepten und gestalterischen Ausformulierungen. Ein Beispiel ist die eben neu errichtete Reihenhaussiedlung „Sonnentorweg“. Durch einen Torbogen begrenzt und eine innenliegende Wohnstraße, die alle Häuser erschliesst, bildet die Siedlung ein in sich geschlossenes Quartier.

Großsiegharts war seit jeher ein Industriestandort im Waldviertel. Die Textilindustrie siedelte sich hier sehr früh an und war begleitet von einer Wohnbautätigkeit für die aus weiten Teilen Österreichs und den Grenzländern kommenden ArbeiterInnen. Neben Resten aus der längst nicht mehr produktiven Kleinindustrie findet man nur einige kaum erwähnenswerte neuere mehrgeschossige Wohnbauten. Obwohl das gesamte Gebiet von starker Abwanderung betroffen ist, wurde ein riesiges Gebiet eben neu für Einfamilienhausbebauung erschlossen. Einige Häuser sind gerade im Entstehen. Es bleibt fraglich, ob ohne ein Gesamtkonzept, das zusätzliche arbeitsmarktpolitische Maßnahmen miteinschließt, alleine durch die Zurverfügungstellung von Baugrund eine Abwanderung verringert werden kann.

Am Weg Richtung Wien, in Stockerau, dominiert mehrgeschossiger Wohnbau in unangemessenen großstädtischen Dimensionen die Wohnbaulandschaft.

Route 17 Niederösterreich Süd, Wiener Becken

Neunkirchen, Mödling

Neunkirchen markiert für Niederösterreich den Übergang des eher flachen Wiener Beckens zur hügeligen Landschaft der Buckligen Welt und des Semmering- und Wechselgebiets. Als Bezirkshauptstadt hat Neunkirchen ein großes regionales Einzugsgebiet. Die Erweiterungsgebiete der Stadt sind vorwiegend mit mehrgeschossigem Wohnbau bebaut. Es gibt überraschend wenige neu errichtete Einfamilienhäuser. Ein großes Wohnbaugelände wird momentan jenseits der Südbahnstrecke erschlossen, wodurch der abseitsliegende Bahnhof mehr in die Mitte der Stadt rückt und der Radius um Neunkirchen erweitert wird.

In Mödling besichtigten wir lediglich eine ArbeiterInnenwohnsiedlung aus der Zeit der Industrialisierung, die sogenannte Schustersiedlung. Vor etlichen Jahren saniert, ist sie eine der wenigen noch im ursprünglichen Konzept erhalten gebliebenen Siedlungen, die sehr eindrucksvoll Einblick in die Wohnsituation der damals beschäftigten ArbeiterInnenschaft geben.



FOTOS

Gottfried Brandstätter: Seite 36 Mitte

Edeltraud Haselsteiner: Seite 34, 49 Mitte u. unten, 59 unten, 61, 160, 163

Museum Lichtenwörth: Seite 49 oben

Thomas Northoff: Seite 20, 21, 28, 29 unten, 36 oben u. unten

Sabine Pollak: Seite 198-200, 206-209

Roland Fusch: alle übrigen Bilder

AUTORINNEN

Sabine Pollak

Geboren 1960 in Graz. Studium der Architektur an der Technischen Universität Graz und Wien, Diplom 1989, Dissertation 1995. Assistenzprofessorin am Institut für Wohnbau der Technischen Universität Wien, Schwerpunkte Theorie und Gender, diverse Publikationen. Partnerin im Büro Köb&Pollak Architekten. Diverse Realisierungen.

Edeltraud Haselsteiner

Geboren 1962 in Waidhofen an der Ybbs. Nach mehrjähriger Tätigkeit als Sozialarbeiterin Studium der Architektur an der Technischen Universität Wien. Diplom 1999. Seither freiberuflich tätig mit Schwerpunkt Architekturtheorie und Architekturforschung. Diverse theoretische Beiträge in Fachpublikationen.

Roland Tusch

Geboren 1974 in Villach, Studium der Architektur an der Technischen Universität Wien, Diplom 1999. Seit 1998 Mitglied der Arbeitsgemeinschaft subbotnik-architektur in Wien. Beschäftigung mit Projekten im Grenzbereich zwischen Kunst und Architektur. Erfolgreiche Beteiligung an mehreren Wettbewerben.

ORTSREGISTER

Allhartsberg	190f	Liesing	18
Amstetten	74, 79f, 134, 136, 138, 172f, 213	Lilienfeld	49, 59, 159, 213
Bad Deutsch Altenburg	87, 215	Marienthal	31, 57f, 133, 219
Berndorf	39ff, 45, 50, 82, 136, 139, 214	Markt	59ff, 213
Bernhardsthal	10, 215	Mauer	134, 154f, 213
Böhlerwerk	11, 50, 152f, 213	Melk	69, 216
Bruck an der Leitha	219	Mistelbach	66, 93, 97, 98, 192f, 217
Döllersheim	138	Mödling	18, 68, 220
Dürnkrut	215	Neulengbach	219
Ebergassing	18	Neu-Nageiberg	23
Ebreichsdorf	18	Neunkirchen	18, 85, 220
Eggenburg	66, 91, 180f, 218	Oberwaltersdorf	200, 201, 207ff
Enzesfeld-Lindabrunn	138	Payerbach	19, 73, 212
Felixdorf	12, 18, 36ff, 212	Pöchlarn	16, 50, 136, 214
Fischamend	67, 95, 101, 108ff, 215	Pottendorf	18, 32ff, 59, 212
Freiland	213	Pottenstein	91, 214
Furthof	17, 20f, 21, 50	Pulkau	217
Gänserndorf	12, 184, 215	Retz	8, 68, 90, 139, 217
Gerasdorf	204, 205	Reichenau an der Rax	19f, 35, 88, 212
Gloggnitz	19, 50, 119, 120ff, 162f, 212	St. Aegyd am Neuwald	17, 20f, 28, 29, 138, 213
Gmünd	138, 139, 218	St. Valentin	138f, 216
Gneixendorf	188f	Scheibbs	214
Gramatneusiedl	57f, 219	Schlögelmühl	19, 31, 212
Großsiegharts	21ff, 48, 220	Schönau	18, 212
Hainburg	13, 87, 93, 119, 128ff, 215	Schrambach	94, 158f
Hainfeld	20, 91, 214	Schrems	218
Heidenreichstein	23, 218	Schwadorf	18
Himberg	18, 96, 219	Sollenau	18
Hirschwang	19f, 35f, 212	Stadt Haag	216
Hirtenberg	138, 214	Stockerau	220
Hohenau	70, 136, 215	Sulz im Wienerwald	184
Hohenberg	17, 20f, 213	Teesdorf	18
Hollabrunn	67, 133, 167, 182f, 217	Ternitz	35, 68, 139, 160f, 212
Horn	49, 176f, 218	Traisen	101, 113ff, 139
Kematen	76, 77, 79f, 213	Tulbingerkogel	183
Kienberg-Gaming	214	Tulln	58f, 164f, 178f, 183, 216, 219
Klosterneuburg	183	Waidhofen an der Thaya	66, 168f, 218
Kottingbrunn	212	Waidhofen an der Ybbs	139, 213
Krems	20, 101, 102ff, 119, 122ff, 137f, 189, 216	Wiener Neustadt	18, 24f, 33, 139, 211
Laa an der Thaya	217	Wieselburg	79f, 214
Langenlois	139, 216	Wilhelmsburg	213
Leopoldsdorf	205ff	Wolkersdorf	89, 217
Leobersdorf	29, 56f, 212	Ybbs an der Donau	92, 216
Lichtenwörth	49, 61	Zwettl	69, 138, 170f, 220



LANDES
AKADEMIE

Zukunftskademie
für Niederösterreich

ORTE
architekturNetzwerk
niederösterreich

**NIEDERÖSTERREICHISCHE
WOHNBAUFORSCHUNG**

*Das Impulsprogramm für mehr Wohnqualität
in Niederösterreich – ein Service der
NÖ Landesakademie, Bereich Umwelt und Energie*

www.noewohnbauforschung.at